

Mannheimer Geschichts- Blätter



XL

herausgegeben vom

1939

Mannheimer Altertumsverein

Inhalt

(Die Ziffer bedeutet die Seite, auf welcher der Aufsatz beginnt)

Aufsätze

Margarethe Schwan und ihre Enkelin Jetty Strauß. Von Hermann Treßz	1	Napoleons Aufenthalt in Karlsruhe (1806) und die Verlobung von Stephanie Beauharnais. Von Wilhy Andreas	60
Zur Wiederherstellung des Rother Altars des Hans Strüb. Von Frida Ewald-Schübeck	4	Grenzgeplänkel am Rhein vor 140 Jahren. Von Ernst Brauch	67
Aus alten Mannheimer Polizeiakten. Von Rudolf Leiber	8	Wirtschaftsreform in Pfälzer Landen. Von Lorenz Klingert	70
Zur Geschichte der Alt-Mannheimer Familie Follh. Von Walter Kilian	10	Pfälzische Bauernhöfe in Veltenshof bei Braunschweig. Von Otto Merkel	81
Der Pfälzer Geschichtsatlas. Von Walter Tucher- mann	14	Zur Gestalt des Mannheimer Achtundvierzigers Alexander von Coiron. Von Franz Schnabel	87
Die Orts- und Flurnamen der ehemaligen pfälzi- schen Oberamtsstadt Vorberg im Spiegel der Geschichte. Von Karl Hofmann	22	Ein Tonvogel der Urnenfelderkultur von Mann- heim-Seckenheim. Von Wolfgang Dehn	90
Die Pfalzzerstörung von 1689 im Licht der neuesten Forschung. Von Alfred Caroli	41	Der kalte Winter des Jahres 1783—84: I. Aus dem Hausbuch des Martin Ködel. Mit- geteilt von Maria Caroli	92
		II. Bemerkungen. Von Rudolf Fecht	92

Kleinere Beiträge

Woher hat die „Fitzbach“ ihren Namen? (Kurt Bräutigam)	8	Veranstaltungen des Altertumsvereins: Ausflüge:	
Zur Neuordnung des Mannheimer Schloßmuseums	27	8. 7. 1939: Weinheim	96
Aus der Geschichte des „Sand-Häuschens“ in der Nähe des Steigerwegs zu Heidelberg (Wilhelm Sigmund)	29	27. 5. 1939: Kaiserlautern und Otterberg	96
Ausstellungen der Schloßbücherei (L. W. Böhm)	32	Vorträge:	
Ein französisches Urteil über Deutschland vor zwei Jahrhunderten (H. Gropengießer)	59	31. 10. 1938: Professor Dr. Ernst Christmann: Sippenforschung und Namenskunde	33
Zur Ackerdüngung unter Karl Theodor (H. Gro- pengießer)	81	7. 11. 1938: Professor Dr. W. Weiler: Jagd- und Wohnplätze eiszeitlicher Jä- ger im Pfirrimmtal bei Worms	35
Worms und die Burgen Trifels und Wildenburg (Cornelius Freiherr Heyl zu Herrnsheim)	94	23. 1. 1939: Professor D. Dr. Gerhard Ritter: Die Universität Freiburg in vorderösterrei- chischer Zeit	36

Stadtverwaltung
Mannheim
Stad. Archiv.

Febr. 1976
4001362

17. 4. 1939: Professor Joseph Fresin: Die geschichtliche Entwicklung des Reichbildes der Stadt Weinheim	96
19. 11. 1939: Professor Dr. Ernst Wahle: Das germanische Ostdeutschland	98
17. 12. 1939: Direktor Dr. Walter Passarge: Mittelalterliche deutsche Kunst im Osten	99

18. 2. 1940: Professor Dr. Walter Plathhoff: Der deutsche Osten	101
16. 3. 1940: Professor Dr. Franz Schulz: Der deutsche Osten in der deutschen Geistesgeschichte	102

Bücher- und Zeitschriftenchau

Abelmann, Paula: Das Nieder in der Volkstracht des Oberrheins	39
Baumann, Kurt: siehe Kaumer, Kurt von	
Beringer, F. A. (Herausgeber): Briefwechsel Hans Thoma und Georg Gerland	37
Eyselen, Heinrich: Geschichte des Dorfes Mutterstadt	109
Fiedler, Conrad: siehe Schneider, Arthur von	
Gerland, Georg: siehe Beringer, F. A.	
Jungken, Ernst: Neue Forschungen zur Geschichte Oppenheims und seiner Kirchen	107
Lohmeyer, Karl: Südwestdeutsche Gärten des Barock und der Romantik	38
Messeler, Emil: Der Hemschhof	109
Neubecker, Otfried: Fahnen und Flaggen	110

Postius, Johannes: Untersuchungen zur Kulturgeographie der südwestpfälzischen Hochfläche	108
Kaumer, Kurt von, und Baumann, Kurt: Deutscher Westen — Deutsches Reich. Saarpfälzische Lebensbilder I	103
Kaupp, Traugott: Die Flurnamen von Wiesloch	40
Saarpfälzische Lebensbilder I: siehe Kaumer, Kurt von	
Schneider, Arthur von (Herausgeber): Künstler und Kunstfreund. Briefwechsel Hans Thoma — Conrad Fiedler	111
Schulz, Walter: Neckarhausen	109
Thoma, Hans: siehe Beringer, F. A.; Schneider, Arthur von	
Zeitschriften	111

Abbildungen

Margarete Schwan	2
Christian Friedrich Schwan	2
Henriette Treffz	3
Johann Strauß	3
Der Rother Altar. Teilansicht	6
Der Rother Altar	7
Das Sandhäuschen in Heidelberg	29
Karte der Entmilitarisierung des Oberrheins 1648	42
Der Wüstungsgürtel 1677/1678	43
Karte des Einbruchs der französischen Armeen in die Pfalz Oktober 1689	44
Paul Wallot: Ruine des Schneiderturms in Oppenheim	45
Anlage des Wüstungsgürtels 1689/1690	46
Der zerstörte Marktplatz in Worms	48
Georg Schütz d. A.: Oppenheim nach der Zerstörung	49
Höhepunkt der französischen Entfestigungspolitik	51
Jean François Gout: Domstiftsturm und Nikolauskirche in Speyer nach der Zerstörung	53
Der Ratshof in Speyer nach der Zerstörung	55
Ansicht und Plan des Reichskammergerichts und des Rathhofes in Speyer	56

Medaille auf den Friedensbruch 1688	57
Medaille auf den Frieden von Rijswijk 1697	58
Markgräfin Amalie von Baden	61
Karl Friedrich, Großherzog von Baden	63
Kurprinz Karl von Baden	64
Stephanie Beauharnais als Großherzogin von Baden	65
Wohnhaus in Käfertal, Wormser Straße 8	72
Mädchenerziehungsheim in Käfertal, Wormser Str. 25	73
Wohnhaus in Käfertal, Wormser Straße 25	76
Haus in Käfertal, Wormser Straße 24	77
Wohnhaus in Veltenhof bei Braunschweig, Pfälzerstraße 47	82
Wohnhaus in Veltenhof bei Braunschweig, Pfälzerstraße 49	83
Wohnhaus in Veltenhof bei Braunschweig, Pfälzerstraße 61	84
Wohnhaus in Veltenhof bei Braunschweig, Pfälzerstraße 62	85
Tonvogel von Seckenheim	90
Tonvogel von Martenheim-Neffenheim	90
Tonvogel von Siefersheim	91

Mitarbeiter am Jahrgang XL

Andreas, Dr. Willy, Universitätsprofessor, Heidelberg
Böhm, Dr. Ludwig Werner, Assistent am Städtischen
Schloßmuseum Mannheim

Bräutigam, Dr. Kurt, Lehramtsassessor, St. Georgen

Brauch, Ernst, Hauptlehrer, Schwebingen

Caroli, Dr. Alfred, Professor, Mannheim

Caroli, Dr. Maria, Mannheim

Ewald-Schübeck, Frida, Gemälderestauratorin, Lud-
wigshafen a. Rh.

Fecht, Dr. Rudolf, Professor, Mannheim

Gropengießer, Dr. Hermann, Professor, Leiter der
Archäologischen Abteilung des Städtischen Schloß-
museums Mannheim

Gruber, Dr. Karl, Professor, Mannheim

Henzl zu Herrnsheim, D. Dr. Cornelius Freiherr,
Worms

Hoffmann, Dr.-Ing. Wilhelm B., Architekt, Mann-
heim

Hofmann, Dr. Karl, Professor, Heidelberg

Kilian, Walther, Major a. D., Freiburg i. B.

Kinzig, Dr. Theodor, Professor, Mannheim

Klingert, Lorenz, Hauptlehrer, Mannheim

Leiber, Dr. Rudolf, Direktor, Mannheim

Merkel, Otto, Hamburg-Harfen

Neumann, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Mannheim

Schnabel, Dr. Franz, Professor, Heidelberg

Sigmund, Wilhelm, Rektor i. R., Heidelberg

Treffz, Hermann, Gerlingen bei Stuttgart

Tudermann, Dr. Walter, Professor, Mannheim

Schriftleitung

Professor Dr. Hermann Gropengießer

Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob

Dr.-Ing. Wilhelm B. Hoffmann

Dr. Ludwig Werner Böhm

Mannheimer Geschichtsblätter

Zeitschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang 40

1939

Heft 1

Margarethe Schwan und ihre Enkelin Jetty Strauß

Ein Beitrag zur Lebensgeschichte einer Mannheimerin und ihrer Nachkommen

Von Hermann Treffz

Während über die Liebe Schillers zu Margarethe Schwan und den Ausgang dieser Liebe schon an verschiedenen Stellen¹⁾ geschrieben wurde, hat man über das weitere Schicksal der Margarethe nie mehr gehört, als daß sie am 16. Juli 1793 in Heilbronn den Advokaten Treffz geheiratet hätte. Wo sich schon diese Notiz findet, ist sie meistens mit dem Nachsatz verbunden, die Ehe der Schwanin habe sich sehr unglücklich gestaltet.

Es dürfte interessant sein, hier einmal mehr über dieses Mannheimer Kind zu sagen.

Sieben Jahre waren annähernd seit der Begegnung mit dem jungen Schiller vergangen, als Margarethe in Mannheim Karl Friedrich Treffz kennen lernte. Treffz kam aus einer sehr kinderreichen Familie und war am 15. Juni 1767 in Abstatt, einem kleinen Dorfe in der Nähe Heilbronn's, als zweites von elf Kindern geboren. Seine Eltern waren der Amtmann und Hofkammerrat Ludwig Friedrich Treffz und dessen Frau Wilhelmine Regine Scholl. Die Vorfahren des Vaters gehören zu einer der ältesten Familien Württembergs und saßen schon 1393 als Bauern in Unterweißach bei Backnang. Durch die Familie der Mutter ist Treffz mit allen bedeutenden Familien Württembergs, wie Pfander, Barnbüler, Amdler, Bilfinger, verwandt.

Karl Friedrich Treffz studierte von 1786 an in Tübingen die Rechte und hatte dazu vom Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg ein Stipendium von 200 Gulden erhalten. Er war ein außer-

ordentlich geistreicher Mann, der eine bedeutende künstlerische Begabung von seiner Mutter, die dem Fürsten kostbare Gobelins malte, geerbt. Man kann als sicher annehmen, daß diese Begabung für Margarethe, die uns von den Zeitgenossen als eine kluge, geistvolle Frau geschildert wird, an Treffz neben seiner stattlichen Erscheinung das Wesentliche war, während der Vater Schwan sein Jawort wohl wegen der Aussichten des jungen Mannes im späteren Leben gab. Die Hochzeit beider fand in Abstatt statt. Treffz war damals „*juris utriusque candidatus et potens casae publicae*“ und zog nach der Trauung nach Heilbronn, wo er sich als Notar niederließ. Kurze Zeit später sah Schiller Margarethe noch einmal wieder. Die Gattin Schillers, die dabei zugegen war, erzählte ihrer Schwester Karoline von diesem Wiedersehen: „Als Schiller, verheiratet, nach Schwaben reiste, besuchte Margarethe ihn und seine Gattin, wenn ich mich nicht irre, in Heidelberg. Letztere fand sie sehr liebenswürdig und erzählte mir, sie sei, wie Schiller selbst, bei dem Wiedersehen sehr bewegt gewesen.“ So berichtet Karoline in ihrem Werke über Schiller.²⁾

Am 28. März 1794 schenkte Margarethe ihrem Manne eine Tochter, die Henriette Wilhelmine genannt wurde. Bereits zwei Jahre darauf starb die Mutter am 7. Januar 1796 an der zu frühen Entbindung von einem zweiten Kinde. Daß nun aber ihre leider nur so kurze Ehe unglücklich verlaufen sein soll, erscheint sehr unwahrscheinlich, es fehlen



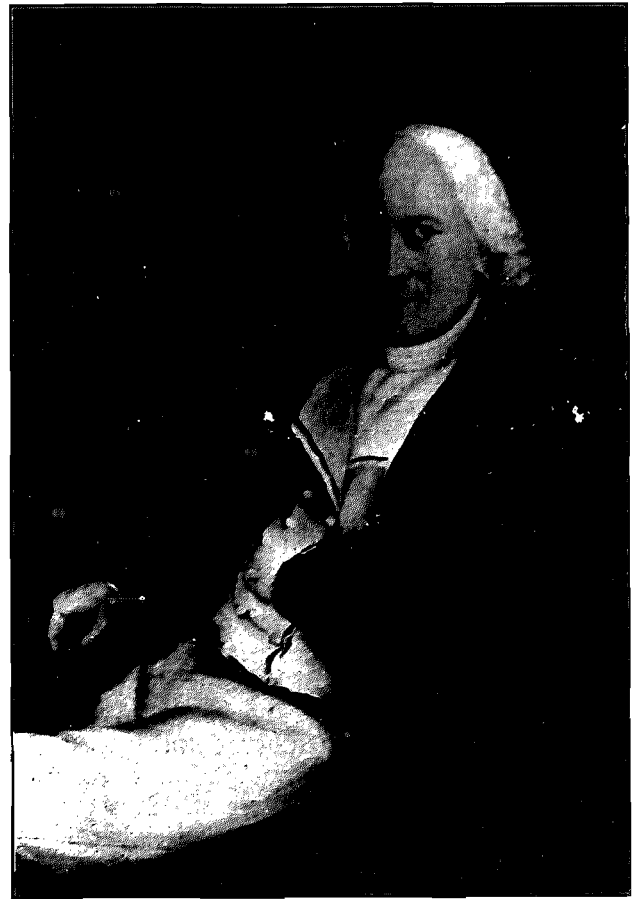
Margarethe Schwan
Lithographie von C. Lang

insbesondere alle Nachrichten, die diese Annahme belegen könnten. Ihr Mann heiratet erst mehrere Jahre später, nämlich am 20. Juli 1802, zum zweiten Male; er hatte aus dieser Ehe einen Sohn. Aus dessen Munde ist uns überliefert, daß sein Vater mit Margarethe ein glückliches Leben geführt habe. Es dürfte das aber auch daraus hervorgehen, daß Christian Friedrich Schwan, der Schwiegervater, noch bis zu seinem Tode, 1815, mit dem Schwiegersohn in Verbindung stand und auch die Enkelin in seinem Testament mit einer Geldsumme bedachte. Aus der Ueberlieferung ist uns bekannt, daß Schwan mit seiner Tochter Louise Distorius bei Treffz als Gast gewohnt hat, als dieser schon zum zweiten Male verheiratet war. Auch Treffz hat den alternden Schwan später in Heidelberg besucht.

Doch nun zur Tochter Margarethens. Diese, Henriette Treffz, genoß eine ausgezeichnete Erziehung und verbrachte ihre Jugend in Stuttgart, Heilbronn, Lübingen und Heidelberg. Sie kam später nach Wien, wo sie den früheren Juwelier Josef Chalupetzky, einen außerordentlich reichen Mann, heiratete, von dem sie sich jedoch 1848 scheiden ließ. Sie hatte zu den höchsten Kreisen Zutritt gefunden und führte ein großes Haus. 1848 unterschreibt sie als Henriette Chalupetzky Edle von Treffz. Auch in verschiedenen Briefen Verwandter wird sie so genannt; ob sie inzwischen geadelt worden war, soll eine noch nicht abgeschlossene Forschung ergeben. Am 28. Juni 1826 war ihr in Wien eine Tochter geboren worden, Henriette Karoline Josefa Chalupetzky, die sich nach der Trennung ihrer Eltern Henriette Treffz nannte. Ihr Großvater Karl Friedrich Treffz hatte noch an ihrer Wiege gestanden, bevor er 1827 verstarb. Diese Enkelin der Margarethe Schwan ging einen Weg, der geschildert werden muß! Vorwegnehmen möchte ich, daß auch sie über die Ehe ihrer Großeltern gesagt

haben soll, sie sei eine glückliche gewesen und Treffz habe noch Jahre an dem Schmerz über den frühen Verlust seiner ersten Gattin zu tragen gehabt. —

Henriette war kaum dreizehn Jahre alt, als ihre Mutter ihr Vermögen verlor und sie sich vor die Aufgabe gestellt sah, sich eine Existenz zu gründen. Sie hatte eine herrliche Stimme und nahm Unterricht bei Gentilhuomo. Bald verpflichtete sie Morrelli an die italienische Oper in Wien. Henriette ging jedoch schon ein Jahr später nach Dresden, wo sie mit der berühmten Wilhelmine Schröder-Devrient im fünfzehnten Lebensjahre zum ersten Male auf den Brettern stand. Ihr Erfolg war so groß, daß sie der Königin von Sachsen vorgestellt wurde, die sie bei Morlacchi und der Schröder-Devrient weiterunterrichteten ließ. Nach Wien zurückgekehrt, wurde Jetty, wie sie jetzt nur noch genannt ward, der Liebling der Wiener. Sie trat zum Theater an der Wien über und spielte mit der Mara und Jenny Lind. Unter fortdauernden Triumpfen in Dresden, Leipzig, Berlin, Preßburg und Frankfurt sang sie allein über dreihundertmal die Zigeunerin in der gleichnamigen Oper von M. W. Balse. Die wilden Jahre von 1848 vertrieben sie nach England, wo sie bald vor der Köni-



Christian Friedrich Schwan
Selbstbild im Besitz des Schiller-Nationalmuseums in
Marbach

gin Viktoria im Buckinghampalast singen mußte. Sie wird als die beste Liedersängerin Deutschlands gefeiert! Berlioz schreibt begeistert von ihr in einem Reisebrief; alles jubelt ihr zu — auch Johann Strauß!

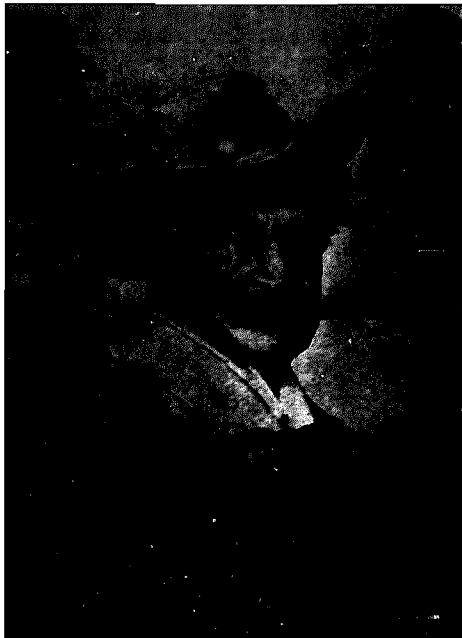
„Witterung hat Jean zu dieser Frau geführt“, sagt ein bekannter Musikschriftsteller einmal von ihr. „Sie besaß schmiegende Elastizitäten, ergänzenden Widerspruchsgestalt und besaß, worauf es bei der Künstlerfrau vor allem ankommt: das Talent der Gemeinschaft.“³⁾

In dieser Zeit lebte Jetty mit dem damaligen k. u. k. Offizier Moritz Ritter von Todesco zusammen; ihr gegenseitiges Verhältnis war jedoch schon lange nicht mehr das, was es gewesen: sie verstanden sich nicht mehr, und so waren ihnen denn auch ihre vier Kinder kein Hindernis mehr, sich zu trennen. Todesco ließ die Kinder erziehen. (Die erste Tochter heiratete später den Prinzen Philipp von Liechtenstein und starb 1921; die zweite war mit einem Freiherrn von Wimpfen verheiratet.)

So erhielt denn eines Tages der Verleger des Komponisten Johann Strauß, Haslinger, folgenden kurzen Brief:

„Willst Du Morgen um 7 Uhr morgens bei mir erscheinen, um — mein Beistand bei der eine Stunde darauf erfolgenden Vermählung zu sein? Antworte sogleich, angeschmierter Notentandler!“

Die Trauung fand am 27. August 1862 im Stefansdom in aller Stille statt, dennoch wirkte sie wie eine Bombe. Sie war die größte Sensation, die Wien seit langem gehabt hatte. Der Strauß heiratet ausgerechnet die Treffz! Damit waren die



Johann Strauß
Handzeichnung eines unbekanntes Künstlers
Familienarchiv Treffz, Gerlingen



Henriette Treffz
Holzschnitt aus dem Jahre 1851
Familienarchiv Treffz, Gerlingen

Herzen von Tausenden von Wienerinnen gebrochen! — Und sie, die Enkelin der Margarethe Schwan, wurde das ganze Glück des Komponisten. In der ein halbes Menschenalter dauernden Ehe schritt Jean zum Weltruhm. Deesey schreibt: „Frau Jetty ist es, die die typisch wienerische Bescheidenheit ihres Mannes zum Selbstvertrauen erhöht und den Walzerkomponisten zur Operette treibt. In ihre Zeit fallen Indigo, Karnaval und das Meisterwerk seines Lebens, die in sechs Wochen in Hiezing geschriebene Fledermaus, an deren Textwahl Jetty entscheidenden Anteil hatte.“ Als Johann Strauß in Rußland verpflichtet war, verlangte der Zar Jetty singen zu hören — sie sang, aber es war ihr letztes Auftreten. Josef Strauß schrieb damals über sie: „Jetty ist unerseßlich. Sie schreibt alle Rechnungen, sie dupliert alle Stimmen des Orchesters, sie steht sich in der Küche um und wacht über das Ganze mit einer Sorgfalt und einer Liebeshwürdigkeit, die bewundernswürdig ist.“ Sie war es auch, die den Reisescheuen kurzerhand auf Eisenbahn und Dampfer setzte und ihn zu der großen Amerikasfahrt von 1872 überredete, von wo er Lorbeeren und Dollars in yanteehaften Ausmaßen heimbrachte. Sie starb plötzlich am 9. April 1877, und mit ihr starb ihm der Geheimschreiber, der Diplomat, Finanzminister, Regisseur, Impresario, das erste Publikum und die beste Hausfrau.

Wenn es nun Margarethe Schwan nicht vergönnt war, an Schillers Seite in die Geschichte zu gehen, so hat sie sich doch wohl auch in dieser Enkelin und ihrem Manne ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Anmerkungen:

- 1) Mannheimer Geschichtsblätter, VI. Jahrg. 1905, Heft 5, Seite 103—108.
- 2) Karoline von Wolzogen, Schillers Leben, I. Teil, Seite 206—209.
- 3) Ernst Decsey, Johann Strauß, Kapitel „Jetty“.

Sonstige Literatur:

Mannheimer Geschichtsblätter, 31. Jahrg. 1930, Heft 5, Seite 105—106.
Emil Palleste, Schillers Leben und Werke, Stuttgart 1891.
Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, Stuttgart 1876.
Ernst Decsey, Johann Strauß, ein Wiener Buch, Wien nach 1913.
Ludwig Eisenberg, Johann Strauß, Leipzig 1894.
Anna Charlotte Wuyth, Walzerlänge an der Donau, Leipzig 1937.

J. Lange, Johann Strauß, Leipzig 1913.
Engel's Johann-Strauß-Kalender aus der Nationalbibliothek Wien.

Familiengeschichtliche Quellen:

Geburts-, Trau- und Sterbeurkunden sämtl. Vorfahren und Nachkommen Schwan und Treffz, Briefe und Aufzeichnungen aus Erinnerungen des Kanzleirats Ludwig Fr. J. Treffz, im Besitz des Familienarchivs in Gerlingen.

Zu dem Bilde der Jetty Treffz:

Holzschnitt, am 4. Januar 1851 in der „Illustrierten Zeitung“, 16. Band, Nr. 392, in Leipzig gedruckt. Der Künstler ist unbekannt.

Zur Wiederherstellung des Rother Altars des Hans Strüb

Von Frida Ewald-Schübeck

Im Jahre 1909 wollte die Gemeinde Roth bei Neßkirch in Baden ihren großen gotischen Schnitzaltar verkaufen — wenn nötig auch stückweise —, der von Hans Strüb¹⁾ im Jahre 1513 in Verdingen vollendet worden war. Trotz mancherlei Wechsel der Besitzer und der Aufstellungsorte behielt der Altar durch die Jahrhunderte sein ursprüngliches, reich graviertes und geschnitztes, goldenes Gehäuse und seine Figuren.

Noch heute wie einst ragt Maria, die Himmelskönigin, auf Stufen erhöht, aus der Mitte heiliger Gestalten hervor. Zwei Engel hielten damals schwebend eine Krone über ihrem Haupt, die leider verloren ging im Lauf der Zeiten. Mit holdseligem Lächeln bietet Maria den Gläubigen das Jesuskind dar, das in seiner kleinen Hand eine goldene Kugel trägt als Symbol des Herrn der Welt. Zu beiden Seiten stehen heilige Frauen: Katharina mit dem Rad, das ihren Martertod anzeigt, und Magdalena²⁾ mit dem Salbgefäß; beide im Gesichtsausdruck erdgebundener, aber in der Haltung, im Schwung der faltenreichen, goldenen Mäntel zu einer Einheit mit der Madonna verschmelzend. Neben ihnen wenden sich die beiden Heiligen, Sebastian und Johannes der Täufer der Himmelskönigin zu und zugleich der andächtigen Gemeinde; dieser weist demütig auf das Lamm, jener erduldet mit sieghaftem Lächeln den Martertod durch zahlreiche Pfeile.

Von der Absicht, dieses große Kunstwerk auseinanderzunehmen, hörte Hofrat Dr. Proppe aus Bienau a. N. Er erwarb es, um die Zerstückelung zu verhüten, und stiftete es 1909 dem Mannheimer Altertumsverein zur Feier seines 50jährigen Bestehens. Schon damals wurde der Altar im Schloß zu Mannheim untergebracht.³⁾

Später hat dann der Altar, im Treppenhauskorridor des Schlosses sehr ungünstig aufgestellt, durch den immerwährenden Wechsel von kalter und

warmer Zugluft bei stark schwankender Luftfeuchtigkeit bedenklich gelitten. Aus konservatorischen Gründen war es notwendig geworden, seinen Standort zu ändern.

Bei der Neuordnung des östlichen Schloßflügels im Jahre 1938 ergab sich hierzu eine günstige Gelegenheit, zumal auch Direktor Dr. Gustaf Jacob den Altar wegen seiner seltenen Schönheit als Hauptzierde der gotischen Werke aufstellen wollte. Er mußte sich vorher zu einer Restaurierung entschließen, da es nicht mehr möglich war, den Schrein an seinen neuen Bestimmungsort zu überführen, ohne dem stark in Verfall geratenen Kunstwerk großen Schaden zuzufügen. Mit dieser Aufgabe wurden die Verfasserin und die Bildhauerin Elisabeth Murhard-Schübeck betraut. In den vergangenen Jahren bereits war der Holzkäfer abgetötet worden, aber das Abblättern der goldenen Fassung hatte inzwischen weitere Fortschritte gemacht, und so war es zunächst unsere Aufgabe, den Altar an Ort und Stelle durchgreifend zu konservieren.

Man findet leider nur noch selten ein gotisches Kunstwerk in der ursprünglichen Fassung. Vielfach wurden die Altäre in der Barockzeit bei Kirchenumbauten neu vergoldet und übermalt. Im 19. Jahrhundert laugte man sogar meist die Fassung ab, strich alles frisch an und ersetzte oft das alte Gehäuse durch ein neues. Den Rother Schnitzaltar hat ein guter Stern vor diesem Schicksal bewahrt, wenngleich auch er der Prunksucht des Barockzeitalters sein Opfer bringen mußte. An Stelle der Seitenflügel erhielt er damals einen Säulenumbau mit Figuren. Ueber das Aussehen und das Schicksal jener Gemälde ließ sich bis jetzt nichts feststellen, nur die starken Eisenkrampen an den Seitenwänden des Schreines geben davon Kunde, daß hier einst schwere Holztafeln eingehängt waren. Wir wissen auch nicht, wann und von wem der Aufbau an den Schrein gefügt wurde. Er stammt

wohl aus dem Ende der Barockzeit und ist jedenfalls von einem einfachen Handwerker gemacht worden, der weder in künstlerischer Fertigkeit, noch im Geschmack auch nur von weitem an Hans Strüb heranreichte. Ein Glück nur, daß er sich auf den Umbau und die Außenwände des Schreines beschränkt hat und die Figuren unangetastet ließ!

Nicht nur die Goldfassung der Figuren und der Altarrückwand war an zahlreichen Stellen am Abblättern, sondern in noch stärkerem Maße die Grundierung aus der Barockzeit. Weil der künstlerische Wert und der Erhaltungszustand des ganzen Umbaus mit seinen Figuren bedeutend schlechter als das Werk des Hans Strüb waren, wurde beschlossen, auf eine weitere Ausstellung dieser Zutaten zu verzichten und die für eine Instandsetzung bereitgestellte Summe dem Schrein allein zugute kommen zu lassen. Aber in die Wiederherstellung sollte auch die alte gotische Predella miteinbezogen werden, die wegen ihres schlechten Erhaltungszustandes jahrelang nicht mehr gezeigt worden war.

Mag auch mancher Kunsthistoriker einen besonderen Reiz in dem Nebeneinander von Spätgotik und naivem Bauernbarock sehen, so machten wir es uns dennoch zur Aufgabe, diesen gotischen Altar von allem barocken Beiwerk zu befreien und in seiner ursprünglichen Form wieder erstehen zu lassen. Einmal, um den Schöpfer Hans Strüb in seinem Werk klar und rein herauszustellen, zum anderen, um zu zeigen, wie künstlerische Eingebung, technisches Können und frommer Sinn ein Werk schaffen, das uns auch heute noch durch seine feierliche Größe zu stiller Sammlung zwingt.

Ist es doch nicht nur die Aufgabe der Museen, ihre Schätze in gutem Erhaltungszustand zu bewahren, sondern darüber hinaus soll in uns der Geist wiedererweckt werden, der unsere Vorfahren zu bestem Schaffen befähigte.

Solches kann aber nur geschehen, wenn ein Kunstwerk stilrein vor uns steht, oder wenn spätere Jahrhunderte Ebenbürtiges hinzufügen. Wenn dies nicht der Fall ist, wie beim Rother Altar, so verdirbt die schlechtere Zutat den Eindruck des ursprünglichen Kunstwerkes. Es sinkt von seiner Erhebung heischenden Höhe herab und wirkt auf den Beschauer hauptsächlich als historische Seltsamkeit.

Aus diesen Gedankengängen heraus wurde der Umbau zurückgestellt.

Der Altar selbst ist nicht als Ruine auf uns gekommen. Die Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten konnten daher so weit getrieben werden, wie es geschehen ist, denn die Fassung zeigte im Verhältnis zur räumlichen Größe des Kunstwerkes, ca. 5,5 Quadratmeter, nur Fehlstellen von geringer Ausdehnung. In mühsamer Arbeit wurden die Blasen allenthalben festgelegt, größtenteils unterfüttert, weil der Holz kern der Figuren im Laufe der Jahrhunderte geschwunden war und keinen Zusammenhang mehr mit der Grundiermasse hatte. Alle feh-

lenden Leistenstücke, die den Barocksäulen zum Opfer gefallen waren, konnten nach den angrenzenden Profilen ersetzt werden, auch die Tragflächen und Seitenstützen der Predella, sowie einzelne fehlende Stücke im Maßwerk. Bei den Kronen und dem Salbgefäß verzichteten wir auf die Ergänzung der fehlenden Teile, waren doch die Formen für die Neuansfertigung nicht eindeutig festzulegen. Die Barockkrone der Maria wurde abgenommen, weil sie nach dem Wegfall der Barockumrahmung zu plump und schwer, also störend wirkte.

Bei der Instandsetzung der Predella standen wir vor folgender Aufgabe: Zwischen dem guten Hauptteil des Altars und dem sehr schlechten Erhaltungszustand der Predella mußte ein Ausgleich gefunden werden. Hier fehlten nicht nur sämtliche Figuren, sondern die goldene Rückwand des Schreines zeigte auch große weiße Stellen, weil Hans Strüb mit der Gravierung und Vergoldung dort ausgefetzt hatte, wo sie von den Figuren verdeckt war. An Hand dieser weißen Flächen kann man leicht feststellen, daß die Predella einst eine Beweinungsgruppe umschlossen hatte. Diese hellen Grundierungen in Gold störten sehr. Um dem Altar eine einheitliche Wirkung zu geben, gravierten wir nach dem vorhandenen Muster die fehlenden Stellen nach und vergoldeten sie, während die schmalen Seitenwände, die auf der einen Seite noch mit Resten einer gotischen Papiertapete belegt waren, mit einer Salubratapete gleicher Farbe und Stilrichtung beklebt wurden. Die fehlenden Tragstützen wurden nach einem Originalrest berechnet und hergestellt, die Leisten und Profile ergänzt und die völlig vermorschten Tragflächen durch neue ersetzt.

Aus konservatorischen Gründen war es nötig, die abgefallenen Teile in der Fassung des Altars auszufütten. Es wurden dann mehrere Versuche unternommen, diese weißen Flächen farblich in einem Ockerton und Grau dem Gold anzugleichen, die uns nicht befriedigten. Dann deckten wir diese Fehlstellen mit rotem Bolus, genau dem jeweils angrenzenden Boluston angepaßt. Auch diese Art der Ergänzung zerriß die Einheitlichkeit des Altars, brachte ihn um seine künstlerische Wirkung, weil sie, ebenso wie die Ocker- oder Graufärbung, zu aufdringlich war. Erst ein Belegen des roten Bolus mit Silber bzw. Blattgold, das eigens nach einem Muster in Nürnberg geschlagen worden war, brachte die befriedigende Lösung. Es wurden also nicht, wie es vielfach üblich ist, die ganzen Figuren neu vergoldet, sondern lediglich die Fehlstellen so bescheiden wie möglich.

Dann traten wir an die Frage der farblichen Restaurierung heran. Bei den Gesichtern und Haaren wurde nur die abblätternde Fassung festgelegt und nach einer Reinigung der Figuren einige Nasenspitzen farblich ergänzt. Das Ochsenblutrot, mit dem der Umbau, der Schrein und die Bänder des Maßwerkes in der Barockzeit überstrichen wor-



Der Rother Altar

Teilansicht vor der Wiederherstellung mit deutlich erkennbaren Spuren des Verfalls an Maßwerk und Rückwand

den waren, hatte nun keine Berechtigung mehr. Soweit die ursprünglichen Farben noch vorhanden waren, wurden sie freigelegt: Die Seitenwände und erneuerten Leisten mußten mit Kreide grundiert werden und wurden im gleichen Farbaufbau bis zu den Tonwerten in Rot, Blau, Gold und Silber geführt, die das freigelegte Original uns vorschrieb. Die ursprünglichen Farben wurden nicht übergangen. Auf diese Weise erhielten wir eine Vorderansicht des Altars, die dem Beschauer und Kunstliebhaber den ganzen Reiz und die heitere Feierlichkeit eines gotischen Bildwerkes zu vermitteln vermag.

Der Wissenschaftler aber braucht sich von den notwendigen Ergänzungen nicht peinlich berührt fühlen, weil jede Phase während der Restaurierungsarbeit photographisch festgehalten wurde und ein eingehender Bericht über die vorgenommenen Arbeiten Auskunft gibt.

Die Rückseite des Altars trägt eine Darstellung des Weltgerichts, die in der Sicherheit der Linienführung und in der Verteilung der Farbwerte besten gotischen Tafeln ebenbürtig ist, wenn sie auch als Rückwand nicht so weit getrieben wurden, wie es bei den Vorderseiten des Altarflügels üblich war. Die Darstellung des Schweißtuches der Heiligen Veronika mit den weinenden Engeln zeigt Verwandtschaft mit dem Altar des Jörg Ratgeb in Stuttgart. Leider war der Verfall auf dieser Rückseite so stark vorgeschritten, daß wir sie nicht zu restaurieren, sondern nur zu konservieren beschloßen. Die abblätternde Farbe wurde festgelegt, die Risse verkleimt, bzw. ausgespänt. Nicht einmal

eine Reinigung war möglich, der Schmutz haftete fester auf der Farbe, als diese auf der Holztafel. So beschränkten wir uns darauf, die Malerei mit Mastixfirnis zu überziehen, weil dies die einzige Möglichkeit war, die Farbe vor dem Angriff der säuregesättigten Luft der Industriestadt Mannheim zu schützen.

Den Beschauer mache ich besonders aufmerksam auf die Signatur des Hans Strüb auf der obersten Leiste der Predella:

„hans strüb maler zu veringe hat diß tafel gemacht do man zalt M. CCCCC. un X III iar uf lichtmeß“,

die bei der jetzigen Aufstellung leicht sichtbar ist. Diese Signatur hat die Meinung aufkommen lassen, daß Hans Strüb nur Maler gewesen sei und lediglich diese Altarrückseite gemalt habe und die Plastiken des Schreines einem unbekanntem Bildhauer zuzuschreiben seien.

Zu dieser Streitfrage läßt sich folgendes sagen: Aus der Plastik in der Zeichnung und Farbgebung des Weltgerichtes muß geschlossen werden, daß dieser Maler auch ein guter Bildhauer war. Diese nicht malerische, sondern vor allem plastische Darstellungsweise finden wir z. B. auch bei dem Tiroler Bildhauer und Maler Michael Pacher in gleicher Weise. Wir wissen, daß Hans Strüb einer Bildhauerfamilie entstammt⁴⁾ und daß der mittelalterliche Meister sich eher Maler als Bildhauer benennt, weil fast alle Holzbildwerke vielfarbig gefaßt wurden, die Malerei also die Plastik erst vollendete. Bis ein stichhaltiger, archivalischer Gegenbeweis erbracht wird, kann man ruhig den ganzen Rother Altar für Hans Strüb in Anspruch nehmen. Denn die stilkritische Erkenntnis ist zwingender als die Ueberlegung, daß Hans Strüb ausschließlich die Altarrückwand gemeint habe bei seinen Worten: Hans Strüb maler zu veringe hat diß tafel gemacht. Nach dem mittelalterlichen Sprachgebrauch darf man unter „Tafel“ den ganzen Altar mit den einst vorhandenen Seitenflügeln verstehen, nicht nur die Altarrückwand, auf der die Signatur bescheiden angebracht ist. Das ganze war ja ursprünglich ein mächtiger Tafelaltar von ca. 11 Quadratmeter Ausdehnung, dessen bunte Seitenflügel sicher ebenso stark auf den Beschauer gewirkt haben wie der goldene Mittelschrein. Hans Strüb sagt auch nicht, er habe die Tafel gemalt, sondern „gemacht“ und hat in diesem Worte alle Arbeiten einbezogen.

Außerdem ist die künstlerische Erfindung auf beiden Altarseiten einheitlich. Der Künstler wollte die Ueberwindung irdischen Leidens und seine Wandlung in himmlisches Glück darstellen bei diesem Gnadenaltar. Er gab diesem Gedanken zweimal Gestalt, in Maria und Christus.

Die Vorderseite des Altars trägt die Glorifizierung der Maria als Himmelkönigin. Sie steht über der Darstellung ihres tiefsten Schmerzes, dort,

wo sie sich bei der Beweinung in der Predella über den Leichnam ihres Sohnes beugt. So hat der Künstler die Mutter aller Gnaden und ihr Gefolge verständlich für den bedrückten Wallfahrer ihr Erdenleid besiegen lassen, und weist darüber hinaus auf die himmlischen Tröstungen hin.

Die Rückseite zeigt Christus als Weltenrichter. Er hat den Tod überwunden. Hoch in den Wolken thront er über dem Sinnbild seiner größten Schmach auf Erden, dem Schweißstuch, das zwei Engel mit ausdrucksvoller Gebärde darbieten. Der zwingende Ausdruck der Christusaugen soll die Gläubigen aus ihrer Erdgebundenheit aufrütteln und auf den Ernst des Todes und der Auferstehung hinweisen, der in fast krasser Weise unter Christus, dem Weltenrichter und den beiden Fürbittern Maria und Johannes dem Täufer dargestellt ist.

Dieser Altar ist nicht von mehreren zusammengetragen. Er ist die visionäre Schau eines einzigen, begnadeten Künstlers. Dieses muß man nachempfinden!

Und dann könnte man noch mehr Beweise beibringen: z. B. die durchaus einheitliche Behandlung der Faltenwürfe bei Plastik und Malerei. Man vergleiche die Falten des sitzenden Christus und den Mantel der heiligen Katharina. Die plastische Darstellung in der Malerei und die farbliche Harmonie in den Fassungen der Figuren und des geschnitzten Schreines sind von einer geschlossenen Wirkung, die den entscheidenden Anteil eines zweiten Künstlers nicht erkennen läßt. Außerdem sind alle handwerklichen Arbeiten, sowohl die Schreiner- wie die Bildhauer- und Malerarbeiten, so gut und folgerichtig bis ins kleinste durchgeführt, daß sie auf einen einzigen einheitlichen Willen zurückgehen müssen, selbst wenn sie in einer größeren Werkstatt ausgeführt sein sollten. Die Qualität der Durchführung selbst in der kleinsten Einzelheit läßt aber eine einzige geschickte Hand vermuten.

Zum Schluß möchte ich auch in der Öffentlichkeit allen Mitarbeitern meinen Dank für ihre Hilfe aussprechen, vor allem Herrn Direktor Dr. Jacob, der den Auftrag erteilte und mit großem Verständnis alle bei der Restaurierung auftauchenden Fragen bearbeitete, und den Angestellten des Museums. Besonderer Dank gebührt Frau Elisabeth Murhard-Schübeck, die mich in allen Arbeiten tatkräftig



Der Rother Altar
Nach der Wiederherstellung in den Jahren 1937/38

unterstützte und die Schnitzereien, Gravierungen und größtenteils die Vergoldungen ausführte, Herrn Schreinermeister Rausch, der die holztechnischen Arbeiten machte, und Herrn Kunstmaler Alexander Renner, der bei den farblichen Ergänzungen half.

Das Kunstwerk wurde jetzt unter bestmöglicher Beobachtung aller konservatorischen Notwendigkeiten aufgestellt, um ein erneutes Entstehen von Blasen zu vermeiden. Damit ist die Gewähr gegeben, unserem Volk dies alte Werk eines großen gotischen Bildhauers und Malers aus dem an Kunstwerken so reichen Bodenseegebiet zu erhalten.

Anmerkungen:

1) Die Streitfragen über den Künstler sind am Ende dieser Arbeit behandelt.

2) Fr. Walter (Der Rother Altar des Mannheimer Altertumsvereins, Jahrbuch Mannheimer Kultur, hrsg. v. Karl Höm, 1914) bezeichnet die Figur als hl. Barbara, die vielfach mit Kelch und Hostie dargestellt wird. Meiner Meinung nach handelt es sich aber um die hl. Maria Magdalena mit ihrem Attribut, dem Salbgefäß, dessen Deckel bei diesem Altar verloren ging. Das Gefäß ist nämlich oben nicht ausgehöhlt oder zum Abschluß am oberen Rand wenigstens mit einem kleinen Wulst ver-

sehen, den damals die Kelche hatten, sondern das blanke Holz schaut heraus ohne Reste einer Fassung; es war also sicher einst ein Deckel darauf befestigt.

3) Vgl. den Bericht über die Schenkung in „Mannheimer Geschichtsblätter“ X. Jg. 1909, Sp. 138 f.

4) Vgl. Gustav Hebeisen „Die Künstlerfamilie Strüb in Beringenstadt im 15. und 16. Jahrhundert“, Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern 47.—49. Jahrgang, 1913—1916. Vgl. auch Seemanns Kunstchronik N. F. XXVII. Jg. 1915/16, Sp. 433 ff.

Woher hat die „Filzbach“ ihren Namen?

Von Kurt Bräutigam

Der Name der bekannten Mannheimer Altstadtgegend ist wenigstens in seinem ersten Teil recht undurchsichtig, und es dürfte vielleicht anregend sein, ihn einmal näher zu beleuchten. Die zweite Worthälfte zeigt die ältere weibliche Form des Wortes Bach, wie sie noch heute in zahlreichen Mundarten üblich ist, z. B. auch im Ostfränkischen. Nun kommt auch der erste Wortteil Filz- oder Fils- tatsächlich als Bachname vor. Filz heißt z. B. ein Zufluß des Neckars, der von der Schwäbischen Alb herkommt; auch hat ein Mainzer Stadtteil den Namen Filzbach von einem alten Bächlein Filz (Bilz), das in Mainzer Stadtaufnahmen aus dem 16. Jahrhundert genau beschrieben wird (vgl. darüber Schrohe, Mainzer Stadtaufnahmen Teil I. S. 247 ff.). Dieses Wort „Filz“ kann nun keltischen Ursprungs sein, es kann auf altdeutsches filz zurückgehen, das „Moos, verfilzte Wasserpflanzen“ bedeutet, es kann auch seine Wurzel in dem mittelhochdeutschen velwe = Weidenbaum haben (also „Bach mit Weiden“). Ueber diese Ableitungen gehen die Ansichten auseinander. Die Erklärung des ganzen Wortes aber scheint wissenschaftlich ohne Schwierigkeit.

Indessen ist nun aber, anders als in Mainz, für Mannheim in keinem der alten Pläne und in keiner Urkunde ein Bach oder Wasserlauf in jener Gegend bezeugt, noch ist unser Name überhaupt jemals erwähnt. Der Name „Filzbach“ scheint also von vornherein volkstümlich zu sein und aus neuerer (wenn auch wegen der noch weiblichen Form „die Bach“ nicht aus neuester) Zeit zu stammen. Es bleibt also nichts übrig, als für die Erklärung des Namens den wissenschaftlichen Weg zu verlassen und den Volksmund urteilen zu lassen. Da ist nun sehr auffallend, daß unter den alten Mannheimern durchaus keine Einigkeit über Entstehungszeit und Herkunft des Namens herrscht. Um 1860/70 herum scheint der Name nicht bekannt

gewesen zu sein, denn damals hieß die heutige Filzbach allgemein „Erbsevertl“, „Eisevertl“ und „Staarepiff“. Erst um die Jahrhundertwende kam der Name Filzbach in aller Mund, als im neuerrichteten Hause 3 3, 16 die „Wirtschaft zur Filzbach“ eröffnet wurde (der spätere „Perseo“). Warum die Wirtschaft nach dem Stadtteil genannt worden oder umgekehrt? Darüber wußte die Witwe des damaligen Filzbachwirts, Frau Berger, Angaben zu machen, die die ganze Frage von einer unerwarteten Seite her klären, denn selbstverständlich hat das Zeugnis einer unmittelbar Beteiligten mehr Wert als jede wissenschaftliche Vermutung.

Als die Wirtschaft noch im Rohbau stand, kam im Jahre 1900 der damals schon 80jährige Fuhrunternehmer Schröder (der allen alten Mannheimern noch bekannte „Wasserschröder“) zu den Eheleuten Berger mit der Bitte, der neuen Wirtschaft den Namen „Filzbach“ zu geben. Denn an dieser Stelle sei früher (also vielleicht noch um 1850) ein Wassergraben gewesen, in dem die Hutmacher ihre Filze wuschen. Den „Luzus“ der Wasserleitung habe man damals noch nicht gekannt. Schröder mußte das wissen, hat er doch selbst in jüngeren Jahren das Wasser in großen Fässern herumgefahren, welches Rheinwasser, das von den Hausfrauen zum Waschen sehr begehrt war. Mit dem Wirtschaftsnamen wollte Schröder also im jungen Geschlecht die Erinnerung an einen alten Zunftbrauch wachrufen, der durch die Jahre in Vergessenheit geraten war. Diese Einstellung eines alten Mannheimers zu alten Sitten und Ueberlieferungen ist uns heute wieder besonders verständlich und wert. Schon deshalb sollte man den sinnvollen und mit der Gegend verwurzelten Namen erhalten — er erzählt uns mehr, als eine germanische oder gar keltische Ableitung es könnte.

Aus alten Mannheimer Polizeiakten

Von Rudolf Leiber

Als vor über 200 Jahren Mannheim Residenz wurde, lag das Polizeiwesen sehr im argen, und die kurpfälzische Regierung mußte dem Mannheimer Stadtrat sehr bald zu verstehen geben, daß eine Reform dringend vonnöten sei. Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts war der Polizei- und Sicherheitsdienst von den Bürgern wahrgenommen worden, welche die Wachtspflicht als sehr

drückend empfanden. Es entstand dann eine kleine städtische Polizeitruppe, die nachts Sicherheitspatrouillen ausführte. Daneben hatten einige Polizeidiener (um 1770 waren es drei an der Zahl), die den kärglichen Tagelohn von elf Kreuzern erhielten, die Bettler von den Straßen zu verjagen und auf Ordnung und Reinlichkeit in der Stadt zu achten. Daß unter solchen Umständen auch unter Be-

rücksichtigung der damaligen kleinstädtischen Verhältnisse von einem geordneten Polizeidienste nicht die Rede sein konnte, liegt auf der Hand. Der Hofgerichtsrat Freiherr Franz von Löwenburg, der nach Einzug des kurfürstlichen Hofes in Mannheim Polizeikommissarius wurde, gab umfangreiche Verordnungen und Instruktionen heraus, wobei er beim Mannheimer Rathaus vielfach auf wenig Gegenliebe stieß. Zu seinen Obliegenheiten zählte Löwenburg die Kontrolle der Tor- und Wirtszettel, die Aufsicht über die genaue Aufzeichnung aller Fremden, die den Viertelmeistern oblag, die Abschaffung der unkonzessionsmäßigen Juden, Aufsicht über Nahrungsmittelpreise, Instandhaltung der Promenaden, Beseitigung der Krambuden, vorstehender Erker, Entfernung der Misthaufen, Kontrolle der Straßenreinigung, Feuerschau, Durchführung der Sonntagsruhe und vieles andere. Eine Polizeiordnung, in der all das zusammenfassend geregelt wurde, gab es damals noch nicht. Löwenburg fand jedenfalls bei seiner vielen Arbeit nicht die nötige Zeit, um den Auftrag des Kurfürsten, eine Polizeiordnung für Mannheim herauszugeben, durchzuführen.

Die älteste gedruckte Sammlung von Mannheimer Polizeivorschriften, die ich ermitteln konnte, erschien in der Mannheimer Hof- und Akad. Buchdruckerei im Jahre 1773. Der Titel der Sammlung lautet: „Stadt Mannheimer Policey-Amts-Verfügungen, was zu Handhabung gemeiner Ruhe und Sicherheit des hiesigen ganzen Publici vornehmlich zu beobachten seyn wolle.“ Die Sammlung wurde „von gnädigst angeordnetem Policey-Amte wegen“ durch einen Freiherrn von Benningen herausgegeben und trägt das Datum vom 1. Mai 1773. Die Sammlung umfaßt elf Druckseiten und behandelt in acht kleinen Unterabschnitten die Dinge, welche damals der Polizei als besonders wichtig erschienen. Im Abschnitt I wird „zu sorgfamer Verhütung aller Privatgewalt und Beleidigung mit Worten oder Werken“ ein Edikt des Kurfürsten Johann Wilhelm vom 10. Mai 1692 in Erinnerung gebracht, „daß Niemand weiß Stands oder Würde er seyn möge, den andern mit Worten oder Werken oder auch mit schimpflichen Gebärden oder Mienen beleidigen und angreifen, noch denselben in Gesellschaften oder sonsten mit groben Scherz, und anzapflichen Reden antaasten und verunehren, sondern daß ein jeder mit seinem Nächsten überall freundlich und friedlich umgehen, einer dem anderen den schuldigen Respect, so ihm wegen seines Stands oder Amtes gebühret, ohne Abbruch leisten solle, derjenige aber so einiger Gestalt injuriiret, beleidiget oder beschimpfet werden möchte, sich alsbald zu seiner behörigen Civil- oder Militär-Obrigkeit verfügen und seine Klage kürzlich vorbringen, keineswegs aber sich selbst Recht sprechen solle“. Abschnitt II enthält eine Meldevorschrift für Fremde, die auf eine Kurfürstliche Verordnung

vom 6. November 1766 zurückgeht, wonach „sämtlichen Bürgern, Beyfassen und sonstigen Einwohnern, Juden und Wiedertauffern, besonders aber denen Gastwirthen ernstgemessen, und unter Vorbehalt exemplarischer Bestrafung im Wiederhandlungsfall auferleget wird, alle bey ihnen einkehrende und wieder abreisende Fremde, weiß Stands und Würde selbige seyn mögen, jeden Abend auf das Rathaus in des Stadt-Wachtmeisters Zimmer durch ein geschriebenes Billet kundzumachen“. Bei der Anmeldung war der Name, Stand (Charakter), die Zeit des Aufenthalts, die Beschäftigung und das Quartier anzugeben. Die übrigen Abschnitte der Polizeivorschriften befaßten sich mit der Verfolgung von Bettlern, Handwerksburschen und Müßiggängern, mit der Bekämpfung verderblichen Zechens und Spielens, mit der Ueberwachung der Polizeistunde in den Bierhäusern und Herbergen (laut kurfürstlicher Verordnung war damals im Winter um 9 Uhr, im Sommer um 10 Uhr abends Polizeistunde!) und mit Mißständen im Gesindewesen.¹⁾

Eine besondere Pflicht erblickte die Polizei der damaligen Zeit in der Bekämpfung des Prunkes, der anscheinend in jenen Tagen vom Mannheimer Bürgertum im Alltag bei Spaziergängen in der Stadt wie auch bei besonderen Anlässen, insbesondere bei Leichenbegängnissen getrieben wurde. „Ihro Churfürstliche Durchleucht“ hatten mit Mißfallen davon Kenntnis genommen, „daß zum Verderb Dero Unterthanen die Kleider pracht in Dero Landen zu solchem Grade der Leppigkeit gestiegen war, daß dadurch nicht nur manche häußliche Wirthschaft zerrüttet worden, und viele Familien, wo die minder Vermögende denen wohl Vermögenden durch ausschweifenden Stolz haben nacheifferen und gleichthun wollen, sich zugrunde gerichtet haben“. Die Folge war eine Verordnung des Kurfürsten Karl Theodor vom 11. August 1775, wodurch eine „Kleiderordnung betreffend den Verbot gegen die prachtvolle Kleidung der niederen Ständen“ verfügt wurde. Durch diese landesherrliche Verordnung wurde den Landeseinwohnern verboten, in Gold oder Silber gearbeitete Stoffe, Borten sowie seidene Stickereien an den Kleidern zu tragen. Den Personen männlichen Geschlechtes war als äußerstes gestattet, goldene oder silberne Knöpfe an den Kleidern und eine Gold- oder Silberborte an den Hüten zu haben. Nur den Personen bei „Ihro Hoflager und nachgesetzten Dicafteriis adlige Stellen begleitenden oder sonst zu mittelbaren oder unmittelbaren Ritterschaften qualifizierten Personen“ stand es zu, ihren Bedienten seidene oder geringere Schnüre auf die Livree zu geben. Diese Kleiderordnung des Kurfürsten Karl Theodor von Anno 1775 fand auf fürstliche Personen, Hofritterordens-, Generalitäts- und sonstige Militäruniformen, auf die Botschafter und Gesandten und deren Gefolge keine Anwendung. Für jede Uebertretung der Kleiderordnung

durch den gewöhnlichen Bürger war aber eine ohne mindeste Rücksicht sofort zu erhebende Strafe von 500 Reichstalern vorgesehen. Genaueste Vollstreckung der Verordnung wurde den unterstellten Behörden zur Pflicht gemacht. Aber wie stand es mit der Durchführung in der Wirklichkeit? Zunächst enthielt die Verordnung selbst eine Klausel, wonach die noch vorhandenen Prachtkleider noch ein Jahr lang „zum Verschleiß“ abgetragen werden durften. Diese Frist wurde dann verlängert und unter dem 7. Oktober 1778 liest man, daß „Churfürstliche Durchleucht bis zu gnädigst gutfindender anderweiter Bestimmung die Frist zu erstrecken mildest geruhet haben“. Es scheint also die Kleiderordnung des Kurfürsten Karl Theodor eine recht papierne Angelegenheit gewesen zu sein.

Demselben Ziele der Bekämpfung unnötigen Prunkes diente auch die vom Kurfürst Johann Wilhelm am 7. März 1709 erlassene Verordnung über Trauerzeit und Trauerkleider. Nachdem sich in dieser Hinsicht „sumptuöse Excessen“ eingeschlichen, wurde verboten, die Dienerschaft in Schwarz zu kleiden, die Zimmer mit Schwarz zu „spalliren“, die Wagen mit Schwarz zu „garniren“ oder zu „behenken“. Nur in dem Zimmer, wo die Trauerbesuche empfangen wurden, durfte ein schwarzer Tischteppich liegen. Aber mit der Befolgung der kurfürstlichen Verordnung scheint es auch in diesem Falle nicht weit her gewesen zu sein. Denn 1758 verfügt der Regierungsratspräsident Graf von Efferen, daß die Trauerordnung erneut in Erinnerung gebracht werde, da „sothane Verordnung theils ohnbefolgt geblieben, theils wegen der Länge der Zeit in Vergessenheit und also in

Abgang gekommen“ ist. Als dann immer noch Verstöße gegen die Trauerordnung vorkamen, verkündete man die Verordnung alljährlich auch von den Kanzeln der drei Konfessionen. Ob danach die kurfürstliche Trauerordnung tatsächlich befolgt wurde, läßt sich nicht feststellen. Die Akten berichten nur über einen einzigen Fall, wo 1765 die Wittib des Doktors der Medizin Waldschmitt wegen Zuwiderhandlung gegen die Trauerordnung mit 100 Gulden bestraft wurde.

Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts kümmerte sich die Polizei um recht eigenartige Dinge. Da berichtet am 30. Dezember 1820 das Großherzogliche Stadtamt folgendes: „Da man wahrgenommen hat, daß Handwerksgefallen das Tragen von Schnurrbärten und Knebelbärten benutzen, um mit der falschen Angabe, dem Militärstande anzugehören, sich der Polizeiaufsicht leichter entziehen zu können, so erhält der Stadtrat zur Steuerung dieses Anfugs die Weisung, durch die Zünfte den Gesellen bekanntzumachen, daß demjenigen Handwerksgefallen, welcher überführt wird, sich dieses angemessenen Zeichens zu dem erwähnten sträflichen Zwecke bedient zu haben, zur gebührenden Strafe gezogen werden soll.“ Leider ist über die praktische Durchführung dieser seltsamen Anordnung aus den Akten nichts zu entnehmen.

Anmerkung:

1) Die Mannheimer Polizeivorschriften wurden 1807 und 1822 bedeutend erweitert und neu herausgegeben, vgl. hierwegen den Aufsatz „Alt-Mannheim nach den Polizeivorschriften der Wiedermeierzeit“, Mannheimer Geschichtsblätter 1932, S. 47 ff.

Zur Geschichte der Alt-Mannheimer Familie Jolly

Ein Beitrag zur familiengeschichtlichen Forschung

Von dem Jolly-Nachkommen Walther Kilian

In einem im Jahrgang XXI (1920) dieser Blätter veröffentlichten Aufsatz über die Geschichte der Familie Jolly wird in bezug auf den ersten zu Mannheim festgestellten Ahn des späteren Oberbürgermeisters, den Jean Jolly, bourgeois et faiseur de bas (1711), gesagt:¹⁾ „Nach der Familientradition ist er, um der Verfolgung der Hugonotten durch die Regierung Ludwigs XIV. zu entgehen, von Lyon, wo das Geschlecht Jolly de Fleury ansässig war, nach der Pfalz geflohen und hat sich in Mannheim niedergelassen, während ein Bruder sich nach Magdeburg wandte.“²⁾

Dazu bemerkt der Verfasser: „Diese Ueberlieferung kann indessen kritischen Forschungen nicht standhalten.“ Seine dagegen erhobenen Einwän-

dungen wenden sich aber nur gegen die Behauptung der unmittelbaren Zuwanderung nach Mannheim und gegen die Zeitangabe. Diese — sie ist ja nicht genau fixiert — bezieht er offenbar, und darin wird man seiner Meinung beitreten können, auf die Jahre nach 1685 (Aufhebung des Edikts von Nantes).

Gerade für diese Periode wird ein Zuzug in die Pfalz für fast ausgeschlossen angesehen, „weil die Zeit der katholischen Reaktion unter Kurfürst Johann Wilhelm der Zuwanderung französischer Réfugiés höchst ungünstig war und am Ende des XVII. Jahrhunderts Réfugiés überhaupt nicht zugelassen wurden“. Damit mag der Verfasser recht haben. Daß aber schon sehr bald danach — noch

unter Johann Wilhelms Regierung — Réfugiés in Mannheim zugezogen sind, dafür ist, wie wir sehen werden, unser Jean Jolly (1711) der Beweis.

Auch die Meinung, daß „Jollys mindestens seit 1663 als in der Pfalz ansässig nachgewiesen werden können“, gibt eine viel zu späte untere Grenze. Schon 1593 finden wir im wallonisch-reformierten Ehebuch von Frankenthal einen Nicolas Joli und 1620 in dem damals Pfalz-Zweibrückischen (heute elsässischen) Städtchen Bischweiler einen französisch-reformierten Pfarrer Jean Joli. Der Autor schließt sich der wohl aus den Aufzeichnungen Jollyscher Familienglieder stammenden falschen Ansicht, daß Jean (1711) der 1688 zu Hanau geborene Sohn des dort festgestellten Jacob Joly und dessen Frau Françoise geb. Robert sei, an, wenn auch nur bedingt.

Er irrt ferner, wenn er das dritte Kind des Jean (1711) als spätere Frau des Pierre Louis Piersonné anspricht; der zu Hanau gefundene Todeseintrag dieser Jeanne Piersonné, mit genauer Altersangabe, ergibt als deren Geburtstag den 15. Januar 1712; sie war also das erste Kind des Jean (1711). Dies nur zur Berichtigung; für unsere weiteren Betrachtungen ist es belanglos.

Weit wichtiger als die Frage, in welchem Jahre unser Jean (1711) zurückgewandert ist, und ob er unmittelbar aus dem Ausland nach Mannheim kam oder auf Umwegen, schien mir die Erforschung einer sozialen und geographischen Herkunft.

Der von der Familientradition mindestens angedeuteten Abstammung von den Jolly de Fleury widerspricht Waldeck nicht, wenn er nicht auch diesen Punkt in sein „nicht standhalten“ eingeschlossen wissen wollte; jedenfalls hat er sich dazu nicht weiter geäußert.

Wir wollen die Frage nach der Heimat unseres Jean (1711) vorausnehmen, weil sie sich schneller erledigen läßt. Daß er Franzose war — es kamen auch Jollys aus Italien —, wurde stets angenommen und hat sich bestätigt.

Die Familientradition ließ ihn aus Lyon oder der Gegend um Lyon stammen. So berichten Hermann Baumgarten und Ludwig Jolly, Adolf Hausrath und Gottfried Böhm übereinstimmend. Der letztere läßt zwei Brüder Jolly „aus Lyon den Dragonaden entfliehen“, deren einer dann in Mannheim, der andere im Brandenburgischen sesshaft geworden sein soll. Für die Zusammengehörigkeit der Brandenburger und unsern hat sich bis jetzt kein Beweis finden lassen; bei der Häufigkeit des Namens Jolly in den verschiedensten Gegenden Frankreichs bildet die Namensgleichheit auch keinen hinreichenden Grund zur Annahme einer Verwandtschaft.

Daß zu Hanau ein Bruder des Jean (1711) lebte, war bekannt. Das wallonisch-reformierte Taufbuch Mannheim nennt diesen Isaac Jolly mit seiner

Frau Marguerite de Latre dreimal als Paten und Onkel [1712, 1713, 1715] der Kinder des Jean (1711). Auf eine vor langer Zeit an das Stadtarchiv und an das französisch-reformierte Pfarramt Hanau gerichtete Anfrage, ob dort in den Jahren 1712—1715 ein Isaac Jolly genannt sei, kamen verneinende Antworten. Eine neuerliche Anfrage führte aber doch zu seiner Entdeckung. In dem rund zwanzig Jahre später liegenden Heiratseintrag eines Jean Pierre Jolly zu Hanau ist er als dessen zu Neu-Isenburg verstorbener Vater erwähnt. Aus dem dortigen Kirchenbuch ergab sich dann der ganze Lebenslauf dieses Isaac. Er war 1665 geboren zu St. Denis les Rebaix en Brie,³⁾ von wo er 1696 abwanderte. Da seine Eltern, wie aus der Art ihrer Nennung im Neu-Isenburger Ehebuch hervorgeht, 1705 noch zu St. Denis lebten, kann als sicher angenommen werden, daß auch des Isaac jüngerer Bruder, unser Jean (1711), dort geboren war. Eine genaue Feststellung seines Geburtsdatums war nicht möglich. Nach Altersangabe in seinem Todeseintrag müßte er um 1689 geboren sein. Für diese Zeit versagen aber die Nachrichten aus St. Denis. Auch einer Weiterführung der Forschungen in ältere Zeit war nicht möglich. Ordentliche Kirchenbücher sind nicht mehr vorhanden, nur einzelne Bruchstücke aus solchen haben sich erhalten. In diesen sind zwar, bis 1596 zurückreichend, eine ganze Anzahl Jollys und Messants⁴⁾ genannt, vielfach mit den später so häufigen Vornamen Jean, Isaac, Pierre, Louis usw., aber deren biologischer Zusammenhang untereinander und mit unserem Jean (1711) ist nicht zu erkennen. Immerhin zeigt das häufige Namensvorkommen, daß es sich um eine dort bodenständige Familie handelt. Wo, wie bei den meisten, kein Beruf genannt ist, darf man bei Dorfbewohnern allgernein annehmen, daß sie Bauern waren; andere heißen tissier (Weber), m. (maitre) tisserand (Webermeister), laboureur (Arbeiter), charron (Wagner), also Handwerker, die wahrscheinlich daneben auch noch Landwirtschaft betrieben, jedenfalls keine Grandseigneurs. Damit kommen wir zur Frage der sozialen Herkunft.

Jeder einigermaßen erfahrene Familienforscher kennt das beinahe in allen Familien spuckende sentimentale Märchen, die Ahnen seien dereinst adelig gewesen, hätten dann aber, durch Ungunst des Schicksals verarmt, den Adel abgelegt, weil sie ein „standesgemäßes“ Leben nicht mehr hätten führen können. Derartige Traditionen werden nicht nur gern geglaubt, sondern auch sorgfältig gepflegt und zäh festgehalten. Dem wahrheitsuchenden Familienforscher sind diese Traditionen von vorneherein schon verdächtig.

Man kann wohl annehmen, daß in ganz vereinzelt Fällen es vorgekommen sein mag, daß ein weltfremder Idealist aus angegebenem Beweggründe sich einmal seines Adels entschlagen hat. Wer aber weiß, welche ungeheuren Vorteile der

Adelstitel das ganze Mittelalter hindurch und noch fast bis in unsere Tage gewährleistet hat, wie er dem Träger die Lebenswege ebnete, ihm Stellung, Weiterkommen, Hilfe, Ansehen und Würde verlieh, wird wohl begreifen, daß oft Nichtadelige widerrechtlich sich ein Adelsprädikat zugelegt haben; er wird aber nicht leicht glauben, daß einer oder gar viele — es abgelegt hätten. Gewiß, das geschah in Zeiten, wie denen der großen Revolution in Frankreich, als der Adelstitel den Kopf kostete. Da wandelte sich selbst ein duc d'Orléans in einen einfachen „citoyen Philippe Egalité“. Als die Herrschaft der Guillotine aufgehört hatte, konnten diese zum Utilitäts-Bürger gewordenen Adelige sich kaum genug beeilen, die abgelegten Prädikate wieder aufzunehmen.

Es ist auch zu wissen, daß man des Adels zwangsweise entkleidet werden konnte als Strafe für Verbrechen. Man tut daher seinen wackeren gut bürgerlichen Ahnen nicht immer Ehre an, wenn man sie absolut einst adelig gewesen sein lassen will; leicht kann man sie dadurch in einen unbegründeten und unverdienten Verdacht bringen.

Wie entstehen nun solche Traditionen? Zunächst einmal weil — wo immer man auf einen Gleichnamigen trifft — der Gedanke einer Zusammenhangsmöglichkeit sozusagen von selbst auftaucht. Kommt man an eine Adelsfamilie gleichen Namens, so mag diese Entdeckung ein besonderes Interesse erwecken, sich dadurch dem Gedächtnis tiefer einprägen. Aus der Möglichkeit bildet sich dann leicht im Laufe der Zeit eine Vermutung, aus dieser eine Wahrscheinlichkeit, aus der bald die Behauptung der Tatsache entsteht.

Ein anderer, nicht seltener Weg ist der, daß einer der Vorfäter das Kind aus einer illegitimen oder nicht ebenbürtigen Ehe eines adeligen Ahns war. Diese Kinder erbten zwar den Namen des Vaters, aber nicht das Adelsprädikat. In solchem Falle hätte die Tradition Recht, wenn man von der Behauptung der freiwilligen Niederlegung des Adelstitels absteht.

Auch sonst steckt oft ein Körnchen Wahrheit in diesen vagen Ueberlieferungen, nur sind die Beziehungen verschoben. Jeder weiß, daß der Mensch zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern hat und daß diese Zahlen mit jeder ferneren Vorreihe sich verdoppelnd, rasch zu fast nicht mehr vorstellbaren Größen anwachsen. Daß in diesen Reihen auch adelige Ahnfrauen auftreten, ist fast selbstverständlich. Da der Name jener fernen Ahnmutter, der auf dem Zwischenwege vielleicht in jeder Generation von einem andern abgelöst wurde, längst aus dem Wissen der Heutigen verschwunden ist, ein dunkles Erinnern der Tatsache sich aber doch erhalten hat, und in gewissem Sinne sogar dauernd gepflegt wurde, wird jener Adel nun einfach auf den eigenen Namen — den kann man ja so leicht behalten —

überschoben, und so ist die sympathische Tradition: Unsere Familie war früher einmal adelig, fertig, die trotz des zugestandenen Körnchens Wahrheit, dennoch falsch ist und bleibt. Einen andern, durchaus nicht seltenen Entstehungsweg werden wir gleich noch kennen lernen. Auf diesem dürfte — so vermute ich — auch die irrige Ueberlieferung in der Familie Jolly zustande gekommen sein.

Auch im Mannheimer Haus Jolly ging die vielverbreitete Sage von einstigem Adelsstand der Familie. Baumgarten und Jolly tun ihrer Erwähnung in ihrem Buch „Der Staatsminister Jolly“, wenn auch eingeschränkt durch den Zusatz „nach einer nicht ganz klaren Tradition“. Hausrath hingegen nimmt in seiner Schrift „Julius Jolly“ diese Ueberlieferung als eine für richtig erwiesene an. Beweise für die Richtigkeit werden von diesen Seiten nicht erbracht. Aber auch ehe der erst durch die neuesten Forschungen erbrachte Nachweis bäuerlicher Herkunft vorlag, sprachen verschiedene, immerhin nicht unbeachtliche Anzeichen gegen die Tradition adeliger Herkunft, so daß man an ihrer Wahrheit füglich zweifeln konnte.

Zunächst war ja — wenn man von der rührligen Erzählung des sich deklassiert Fühlens absieht — keinerlei vernünftiger Grund, daß die Réfugiés ihrem Adel entsagt hätten. Sie taten es ja auch nicht, im Gegenteil, sie werteten ihr Adelsprädikat bestens aus und kamen, gerade weil sie von Adel waren, z. B. am Brandenburgischen und noch mehr, unter dem compartiotalen Schutz der Eleonore d'Orléans am Hof zu Celle, in recht gute Stellungen, vielfach nicht unverdient; denn es waren zweifellos zahlreiche sehr tüchtige und wertvolle Menschen unter diesen ihres Glaubens willen aus Frankreich Geflüchteten. Daß da gerade Glieder der zu den ersten und begütertesten Geschlechter Frankreich zählenden Jolly de Fleury kein Unterkommen hätten finden sollen und es nötig gehabt hätten, ihr Brot im Handwerk zu verdienen, war von vorneherein höchst unwahrscheinlich. Ebensovienig kann man annehmen, daß die Söhne aus einer solchen Familie überhaupt imstande gewesen wären, das Strumpfwirkerhandwerk erfolgreich zu betreiben. Gewiß war es in den Jahren unmittelbar vor und nach Aufhebung des Edikts von Nantes in Mannheim leichter als anderorts, auch als Ungelernter ein sonst zunftgebundenes Gewerbe auszuüben, da des Churfürsten Carl Ludwigs Stadtprivilegien ja eine sonst nicht gekannte Freiheit gaben⁵⁾; aber als unser Jean Jolly sich um 1711⁶⁾ dort niederließ, war diese Freiheit sozusagen schon wieder verschwunden und ein Nicht-Zünftiger — einerlei ob der Zusammenschluß der Handwerker schon offiziell wieder Zunft hieß oder nicht — hätte wohl einen schweren Stand gehabt und ein Nicht-Professioneller hätte sich wohl kaum mehr halten, geschweige denn dort neu niederlassen können.

Als Jean Jolly (1711) starb, war sein Sohn Isaac (1713) noch keine 20 Jahre alt; dazu war er in des Vaters letzten Lebensjahren als Lehrling oder Geselle vielleicht sogar auswärts gewesen, so daß das alltägliche, Traditionen weiterreichende Zusammensein nicht einmal bis zuletzt bestand. Trotzdem wußte Isaac sicherlich noch von der Herkunft aus Frankreich; er soll ja mit Verwandten in Paris später noch in Briefverkehr gestanden haben. Immerhin war aber sein Wissen nicht mehr so unmittelbar und so zweifelsfrei, wie das auf eigenem Erinnern beruhende des Vaters.

Isaacs (1713) einziger Sohn, der Pfarrer Jean Jolly (1744) hat aufschlußgebende Nachrichten nicht hinterlassen. Bei dessen frühem Tod war sein ältester Sohn, der spätere Mannheimer Oberbürgermeister ein Kind von fünf Jahren; der andere — später badischer Justizminister — erblickte sogar erst ein halbes Jahr nach seines Vaters Ableben das Licht der Welt, und auch als deren Großvater, der 1713 geborene Isaac Jolly neunundsiebzigjährig starb, war der ältere erst zwölf, der jüngere nur sieben Jahre alt. Da wird von einer lebendigen Tradition von Mund zu Mund nicht viel geblieben sein, zumal die Witwe des Pfarrers Jolly eine zweite Ehe eingegangen war und ihre Kinder nun im Hause Centurier aufwuchsen. Da konnte auch bald die Sage unwidersprochen sich bilden.

Das m. W. einzige Anzeichen für eine Abstammung von den Jolly de Fleury's könnte man in einem, in der Familie mindestens seit 1833 vorhandenen und gebrauchten, Siegel sehen. Vielleicht war es auch schon älter; wer sein erster Besitzer war und wie es an diesen kam, hat sich nicht mehr feststellen lassen.

In diesem Siegel steht nun ein Wappen, welches dem des burgundischen Geschlechts Jolly de Fleury überraschend ähnelt. Das letztere zeigt unter goldenem, von einem schwarzen Tazentkrenz belegten, Schildhaupt eine silberne Gartenlilie in blauem Feld.

Im Mannheimer Jollywappen finden wir unter gleichem Schildhaupt in ebenfalls blauem Feld zwei stilisierte Lilien (Bourbonen-Lilien) überhöht von einem dreiblättrigen Eichenzweig.

Für die Richtigkeit meiner in folgendem dargelegten Meinung kann ich zwar keinen Beweis erbringen, bin aber davon restlos überzeugt, weil diese Wappengeschichte eben das auch heute noch in Blüte stehende Verfahren betrügerischer Wappenfabrikanten ist, wie es vor hundert Jahren und mehr schon genau so und mit derselben Skrupellosigkeit getrieben wurde.

Ehe der Briefumschlag erfunden war, siegelte man die Briefe. Auch war es üblich, ja vielfach geradezu gefordert, daß man bei wichtigen Beurkundungen, gewissermaßen zur Beglaubigung der Namensunterschrift ein Siegel beifügte.

Dazu bedurfte man also eines Petschafts. Solche mit Wappen waren besonders beliebt und der Wunsch nach Besitz eines Wappensiegels war daher lebhaft. Geschäftstüchtige Wappenfabrikanten wußten daraus Kapital zu schlagen und ließen — genau wie heute — Leute, unter denen sie wohlhabende Interessenten vermuteten, wissen, es sei ihnen durch einen besonders glücklichen Zufall gelungen, deren altes Familienwappen wiederzuentdecken. Kommt es zu einem Auftrag, so denkt der Wappenslieferant nicht im entferntesten daran, nachzuprüfen, ob tatsächlich zwischen dem ehemaligen Wappenherrn und dem Kauflustigen eine genealogische Verbindung besteht — und das wäre die unerläßliche Voraussetzung zu berechtigter Führung des Wappens seitens des Erwerbers. Er verkauft ihm skrupellos ein völlig fremdes, aus irgendeinem Wappenbuch abgeklatschtes Bild, an dem er bisweilen irgendeine Kleinigkeit verändert. Diesem „alten“ Wappen wird dann meist noch eine kleine Mitteilung beigelegt, daß die auffällige Ähnlichkeit mit dem Wappen der hochberühmten adeligen Familie so und so — also hier der Jolly de Fleury — deutlich auf den genealogischen Zusammenhang mit jener hinweise. Daß ein gutgläubiger, von dem Schwindel nichts ahnender Erwerber der dadurch erregten Suggestion verfällt, daß mindestens der Gedanke an die Möglichkeit solcher Zusammenhänge in ihm entstehen kann, ist leicht begreiflich. So entsteht die Tradition „unsere Familie war früher adelig“. So wird sie, vermute ich, auch im Hause Jolly entstanden sein; sie knüpft sich nicht an ein altes, aus der einstigen Heimat mitgebrachtes Familienstück, sondern ein von einem Betrüger einem Familienglied aufgehängtes fremdes Wappen hat erst diesen Gedanken erregt, und zur Herstellung des Siegelstockes geführt. —

Ueber zahlreiche bisher unbekannt gewesene Jolly-Nachkommen haben die Neu-Isenburger (und Hanauer) Kirchenregister gute Auskünfte ergeben. Unter andern erkennen wir fast mit Sicherheit, daß der 1696 aus der alten Heimat geflüchtete Isaac (1665) seinen Weg durch die Pfalz genommen hat; denn er heiratet 1705 eine 1668 zu Billigheim geborene Frau. Auch für die Einschätzung der Vermögensverhältnisse der Jollys gewinnen wir einen gewissen Anhalt; denn über diesen Isaac (1665) sagt das Neu-Isenburger Buch: „in seiner Heimat hatte er von seinen Renten gelebt“. Dies besagt ja nun freilich in Frankreich — und damals war es wohl auch schon ähnlich wie heute — keineswegs, daß einer reich sei; aber er hat immerhin sein Auskommen.

Ob nun der nachmalige erste Mannheimer Jean Jolly (1711) schon gleichzeitig mit diesem Bruder nach Deutschland kam und wo Isaac oder beide sich in der Zeit bis 1700 aufgehalten haben, hat sich bis jetzt nicht ermitteln lassen. In Neu-Isenburg scheint er nicht gewesen zu sein; er ist jedenfalls

dort nie erwähnt, ebensowenig in Hanau, wo wir einen 1699 dort heiratenden Jean Pierre Jolly aus St. Denis en Brie mit seiner ebenfalls von dort stammenden Frau Rachel, auch geborene Jolly, finden. Da des Neu-Isenburger Isaacs (1665) erstes Kind auch Jean Pierre heißt, liegt nahe, anzunehmen, daß es nach dem Hanauer so genannt war (obwohl dieser nicht als Pate genannt ist) und daher weiter anzunehmen, daß der Hanauer ebenfalls ein Bruder des Isaac war. Der Beweis fehlt allerdings. Es ist auch denkbar, daß unser Jean (1711) mit irgendeiner später die Heimat verlassenden Flüchtlingsgruppe zu uns gekommen ist; denn daß diese Abwanderungen, trotz aller Verbote der französischen Regierung und trotz der immer größer werdenden Schwierigkeiten der Ueberschreitung der stark bewachten Grenzen, doch noch viele Jahre lang weitergingen, ist bekannt und ist für uns belegt (Neu-Isenburg Konfirmationseintrag 1730) durch die Zuwanderung des Noé Jolly, Sohnes eines gleichnamigen zu St. Denis en Brie zurückgebliebenen und zwangsweise wieder katholisch gewordenen Bruders des Isaac und Jean. Zu erfahren, wann, unter welchen Umständen und auf welchem Wege der erste in Deutschland ansässig gewordene Jolly unserer Mannheimer Linie dorthin kam, wäre natürlich für die Familie interessant. Vielleicht lösen einmal irgendwo wieder ans Tageslicht

kommende alte Quellen auch dieses Rätsel; vorläufig steht nur fest: er war 1711 da. Vielleicht hatte er auch erst kurz vorher die französische Heimat verlassen und war unmittelbar nach Mannheim zugewandert.

Und fest steht weiter, daß unsere Jollys aus Bauern- oder Handwerker-Stamm kamen, aus einem kleinen französischen Dorfe bei Paris, nicht aus einem burgundischen Adelschloß. Um so anerkennenswerter ist, was dieses Geschlecht, das sich durch eine auffallend große Zahl überragender Persönlichkeiten einen weit über die Bannmeile der Rhein-Neckarstadt und die Grenzen des badischen Landes hinausreichenden Ruf erworben, dem Staat und der Wissenschaft eine stattliche Reihe an hervorragende Stellen gelangter Männer geschenkt hat, auf Grund seiner Begabung, seines Fleißes, der Anpassungsfähigkeit, zielbewußten Strebens und starken Willens, in seiner neuen Heimat, der es bald mit allen Wurzeln seiner Kraft und treuester Hingabe gehörte, erreicht hat, und um so bedauerlicher ist es, daß dieser Stamm in der Manneslinie heute ausgestorben ist.⁷⁾

Sein Name aber wird noch lange in der badi-schen Geschichte, wenn auch zeitweise von der Partei en Haß und Gunst getragen, doch stets in Ehren genannt sein.

Anmerkungen:

1) Im weiteren sind gleichnamige Familienglieder durch den in Klammern gegebenen Zusatz einer sie kennzeichnenden Jahreszahl unterschieden.

2) Vgl. Florian Waldeck: Alte Mannheimer Familien, a. a. S. Sp. 6.

3) Dorf von etwa 500, heute wieder meist evangelischen Einwohnern, 80 Kilometer östlich von Paris an dem Einlauf des Maboriau-Baches in den Grand-Merlin, einem linken Nebenfluß der Marne.

4) Die Frau unseres allerältesten Jean Jolly zu

St. Denis war eine Jeanne Messant (auch Maizan geschrieben).

5) Vgl. W. Freutlein: Aus Geschichte und Brauchtum der Mannheimer Zünfte. (Mein Heimatland 1938 S. 97 ff.)

6) Früher kann es kaum gewesen sein; denn er war da ja erst 22 Jahre alt!

7) Wer sich über die Gesamtnachkommenschaft des Jean Jolly (1711) unterrichten will, findet alle Angaben in der 1937 von Frieda Knebel, geb. Jolly, herausgegebenen „Liste der Nachkommen des Jean Jolly“.

Der Pfälzische Geschichtsatlas

Von Walther Ludermann

Erst verhältnismäßig spät hat sich die Geschichtswissenschaft zu der Erkenntnis von der Notwendigkeit durchgerungen, für ihre Ergebnisse systematisch auch das Kartenbild heranzuziehen. Am frühesten war man in der Alttertumswissenschaft vom hohen Wert der Karte überzeugt. In ihrem räumlichen Arbeitsgebiet weist das Landschaftsbild der Gegenwart von dem der Antike grundlegende topographische Uenderungen auf. Nicht selten sind ja in den von ihr durchforschten Ländern bedeutsame Uenderungen auch innerhalb des Bereichs der natürlichen Erscheinungen zu verzeichnen, etwa im

Wechsel der Küstenumrisse, der Ueänderung der Flußmündungen, aber auch weiter oberhalb gelegener Flußstücke, in der Zerstörung und Verlegung von Siedlungen oder der Verkehrswege auch durch natürliche Vorgänge, etwa durch die Bewegung der Sanddünen, von der nabeliegenden Beeinflussung des menschlichen Schaffens durch tektonische oder vulkanische Ereignisse ganz abgesehen. Alle diese Dinge zeigen sich in den von der Alttertumswissenschaft untersuchten Räumen in wesentlich größerem Umfange als im nichtmediterranen Europa. Da der Gegensatz, den die süd-

lichen Länder in ihrem einstigen Kulturstand gegen den der jüngeren Zeiten boten, schon seit Jahrhunderten den Menschen sehr lebhaft beschäftigte, so fand man in der Alttertumswissenschaft früh und allgemein im Kartenbild ein wichtiges Hilfsmittel, um ihre wertvollen und vielfach epochemachenden Ergebnisse noch klarer zu deuten, als das geschriebene Wort zu tun vermag. Das gilt von allen Räumen, mit denen sich die Alttertumswissenschaft in dem älteren Sinne ihrer Aufgabenbegrenzung beschäftigte, von Vorderasien, Nordafrika, von Griechenland und dem hinter ihm gelegenen Raum, soweit er jedenfalls in den Bereich der griechischen Siedlungs- und Einfluszone einbezogen wurde, von Italien, dem südfranzösisch-iberischen Mittelmeergebiet.

Demgegenüber hat sich die Geschichtswissenschaft des nichtmediterranen Europa erst spät und auch dann mehr in Einzelfällen mit Nachdruck der geographischen Karte bedient. Gewiß hat man auch hier gute politische und kirchlich-verwaltungsmäßige Karten des Kontinents und ganzer Länder verhältnismäßig zeitig entworfen: von Spruners und Menkes Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, der bezeichnenderweise 1880 in der dritten, letzten Auflage erschien, bleibt eine sehr anerkennenswerte, auch heute noch hoch zu lobende Leistung. An die systematische Bearbeitung eines Raumes in kleinerer Größe konnte man lange nicht denken, wenn auch hier für etwas größere Gebilde, wie etwa das Bayern des Wiener Kongresses, einige beachtliche Leistungen vorliegen, und zwar auch wieder von seiten einzelner, von hohem Idealismus beseelter Persönlichkeiten. Freilich gab es nun einmal um die Mitte des 19. Jahrhunderts nur äußerst selten geographisch und kartographisch geschulte Historiker. Männer wie der bayrische Soldat R. von Spruner mit seinem gründlichen Wissen waren damals beinahe so selten wie ein Christ in Innerarabien Ibn Sauds. Erst mit der Begründung größerer wissenschaftlicher Gesellschaften, die als ihr Arbeitsgebiet einen bestimmten Landschaftsraum oder noch häufiger einem Verwaltungskörper von der Größe eines deutschen Mittel- oder Kleinstaates oder einer preussischen Provinz ansahen, und die mit der Ausstattung größerer Mittel auch eine Anzahl von Mitarbeitern in ihren Dienst zu stellen vermochten, konnte man an die systematische Bearbeitung des Raumes auch nach der historisch-geographischen Seite gehen. Es ist das Verdienst der am 1. Juni 1881 mit dem Sitz in Köln begründeten „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde“, hier maßgeblich den Weg gezeigt zu haben, den in der weiteren Entwicklung auch Gesellschaften anderer Gebiete gegangen sind. Aber man wird auch heute noch sagen können, daß die Leistungen der rheinischen Gesellschaft und die von ihr in Bearbeitung gegebenen oder in Vorbereitung befindlichen Pläne in der allervordersten

Linie der mitteleuropäischen Programme stehen. Das ist ja das Merkwürdige, daß der „Geschichtliche Atlas der Rheinprovinz“ noch nicht abgeschlossen ist. Seine Aufgabe ist im Laufe der Zeit wesentlich erweitert worden, und zwar derart, daß ein Ende seiner Arbeiten nicht abzusehen ist. Mit guten Gründen wurden zunächst die unserer Zeit am nächsten liegenden Zeitabschnitte kartographisch bearbeitet, die Zustände der Rheinprovinz in der frühen preussischen Zeit, die übrigens, abgesehen von der Abgliederung der Kreise Eupen und Malmédy sowie der Vennbahn, der innerdeutschen Umgliederung des mittleren Saarlandes und des Kreises Wezlar, auch nach manchen anderen Richtungen hin ein geschichtliches Dokument sind, die Karte der französischen Epoche und die große aus einer Reihe von Blättern bestehende Karte der politischen Gliederung der Rheinlande in der vorfranzösischen Zeit. Von den jüngeren Zuständen greift dann die kartographische Arbeit weiter zurück in die der älteren Zeitabschnitte. Für die Arbeit ist charakteristisch, daß den Karten, zu deren Bearbeitern Konst. Schulteis, Jos. Hagen, Jos. Steinhausen, E. Kuphal und namentlich der hochverdiente W. Fabricius gehören, sehr wertvolle Erläuterungsbände beigegeben sind. Nicht nur politisch-administrative Gesichtspunkte, die übrigens auch noch in manchen Sonderpublikationen mit entsprechenden Kartenbeilagen zur Geltung kommen, sondern auch Fragen der kirchlichen Organisation und der Verteilung der religiösen Bekenntnisse, neuerdings auch archäologische Karten und solche der Römerstraßen, Wald- und Kulturkarten der französischen und frühpreussischen Periode werden von dem Atlaswerk bearbeitet oder vorbereitet. Es ist immer ein großer Nachteil, wenn ein von einem Verwaltungskörper oder einer wissenschaftlichen Gesellschaft herausgegebenes Werk glaubt, an den Grenzen des Zuständigkeits- oder Vereinsgebiets Halt zu machen. Für den Historiker und erst recht für den Geographen ist ein derartiges Anhalten immer eine sehr unerfreuliche Angelegenheit. Die Karte unterstreicht die Bedenklichkeit eines derartigen Vorgehens noch mehr, als das das Wort tut. Aber man kann sich auch über diese Kompetenzgrenzen hinwegzusetzen suchen, indem man die von den Nachbarräumen geleistete Arbeit mitberücksichtigt und in das Kartenbild einträgt. Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde hat besonders, zwar nicht immer gleichmäßig — wohl auch deshalb, weil manchmal im Nachbarraum die Arbeit noch nicht so weit gediehen war — aber doch in weitgehendem Maß diesem Wunsche Rechnung getragen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß manche jüngeren, obendrein unter wesentlich leichteren Voraussetzungen arbeitenden Unternehmungen sich bei der Veröffentlichung ihrer Kartenwerke an das Vorbild und nicht an die starren, meist völlig ungeographischen Grenzen ihres Veröffentlichungsgebiets ge-

halten hätten. Sie kommen damit oft zu geradezu grotesken Darstellungen, die zumal in der Zeit unseres heutigen Staates ganz besonders abwegig sind.

Ein Werk wie das nieder- und mittelhheinische Atlaswerk kann schon infolge seines Umfangs und seiner Lieferungsweise keine weite Verbreitung finden, wiewohl es bemerkenswerterweise doch stärkeren Anklang gefunden hat, als man wohl zunächst meinen möchte. Dafür suchte nun der von Hermann Lubin herausgegebene und von Josef Niessen bearbeitete „Geschichtliche Handatlas der Rheinprovinz“ (Köln und Bonn 1926) eine breitere Grundlage im nördlichen deutschen Rheinland. Diesem Atlas folgten für die südlicheren Teile der Rheinlande weitere, zum Teil in ähnlichem, zum Teil auch in erheblicherem Umfang stehende Kartenwerke. Nicht ganz dem Charakter eines historischen Atlas entspricht der von W. Behrmann und D. Maull herausgegebene und von J. H. Schulze und anderen bearbeitete „Rhein-Mainische Atlas für Wirtschaft, Verwaltung und Gegenwart“ (Frankfurt a. M. 1929). Wenn auch die geschichtlichen Voraussetzungen sowohl in der Karte wie auch in der von Maull geschriebenen Erläuterung nicht ganz vernachlässigt wurden, handelt es sich doch im wesentlichen um einen Atlas der Gegenwart. Auf breiter geschichtlicher Grundlage aufgebaut, aber bis an den Eingang zur jüngsten Gegenwart, bis zum Ende der deutschen Herrschaft in unserem alten Reichsland führend, ist nun aber der vom Wissenschaftlichen Institut der Elfaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt herausgegebene „Elfaß-Lothringische Atlas“ (Frankfurt a. M. 1931), dessen Hauptbearbeiter der Geograph W. Gley ist. Dem Werk, das auf Grund der physisch-geographischen Grundlagen die vor- und frühgeschichtliche, die territoriale und kirchliche Entwicklung, die kunsthistorischen Denkmäler, die Sprachen- und Dialektverteilung, die Bevölkerungsentwicklung, auf einer größeren Reihe von Karten die Siedlungskunde, das Wirtschaftsleben und den Verkehr berücksichtigt, ist auch ein besonderer von Gley geschriebener Erläuterungsband beigegeben. Noch mehr in unsere räumliche Nachbarschaft führt der im Auftrag der Saarforschungsgemeinschaft, zumal von den Historikern G. W. Sante und J. Niessen und besonders von dem Geographen H. Overbeck bearbeitete „Saar-Atlas“ (Gotha 1934), der von den natürlichen Grundlagen ausgehend auch weithin geschichtlich fundiert ist und vorzüglich dem reichverzweigten Wirtschaftsleben der Gegenwart Rechnung trägt, eine großartige, in sich ruhende Apologie der Zugehörigkeit des mittleren Saarlandes zum deutschen Oberrheingebiet. Wenig später erschien der von Ministerialrat R. Gärtner herausgegebene, besonders mannigfaltig, wie der Saar-Atlas auch mit Bilderschmuck ausgestattete, vorzugsweise aber die Gegenwart darstellende Heimatatlas der Südwestmark Baden (Karlsruhe 1935),

der sich, ähnlich wie der „Geschichtliche Handatlas der Rheinprovinz“, an die weitesten Kreise, zumal auch an die Schulen wendet. Das in vielen seiner Karten kraß zutage tretende Anklammern an die hier besonders ungeographischen Landesgrenzen, wurde zum Teil in der zweiten Auflage durch eine größere Sicht zu beseitigen gesucht.

Zu all diesen heimatlichen Zwecken dienenden Atlaswerken ist nun als jüngstes Unternehmen der „Pfälzische Geschichtsatlas“¹⁾ getreten, der in seinem Umfang unter den genannten Werken eine mittlere Stellung einnimmt. Er hat, wie der Präsident der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Hermann Emrich, in seinem Geleitwort sagt, im Laufe der Bearbeitungsjahre einen Gestaltwandel von dem ursprünglich geplanten Heimatatlas zu der heutigen Form erhalten. Der Atlas soll „ein wichtiger Anfaß zur weiteren Vertiefung und systematischen Ausgestaltung der Forschung im Raum der Westmark sein“, der dem völkischen Geiste entsprechend weiterentwickelt werden soll. Wenn auch der geschichtliche Inhalt entsprechend seiner Aufgabe im Vordergrund steht, so ist doch auch die Gegenwart auf den meisten hier in Frage kommenden Gebieten recht markant vertreten. Da es begreiflicherweise nicht beabsichtigt war, hier eine Vollständigkeit zu erreichen, so wird man billigerweise auch keine besonderen Wünsche äußern wollen. Der Herausgeber, Wilhelm Winkler, der auch selbst mehrere Karten geliefert hat, gibt in der Einleitung in knappen Sätzen einen Ueberblick über die Stellung der Pfalz in der deutschen Geschichte. Winkler hat eine größere Zahl von Mitarbeitern gewonnen, die auf den von ihnen übernommenen Gebieten Fachleute sind und vielfach einen angesehenen Namen haben. In der Textbeilage wird von ihnen kurz zu ihrer Arbeit Stellung genommen und dabei auch häufig wichtiges Schrifttum genannt. Die Uebersichtskarten sind durchweg im Maßstab 1:300 000 gehalten. Viele Ergebnisse sind in eine von der Topographischen Zweigstelle des Bayerischen Landesvermessungsamts gelieferte ältere Vorlage des gleichen Maßstabs, die zum wenigsten alle selbständigen Gemeinden enthält, eingetragen. Auch wo diese Karten mit ihrem topographischen Inhalt nicht die Unterlage für die Bearbeitung waren, ist es möglich, wie etwa auf der Schlüterschen Karte der Entwicklung des Siedlungsraumes, trotz spärlichster Beschriftung Einzelheiten bis zu den Dörfern hin festzulegen. Grundsätzlich wird nur der Raum der bayerischen Pfalz und des von ihr an das Saarland gekommenen südwestlichen Gebiets, die eigentliche „Saarpfalz“ im Haerberleschen Sinne, wissenschaftlich bearbeitet. Daß eine solche Behandlung vom geographischen, geschichtlichen und kulturellen Standpunkt schwersten Bedenken begegnet, wird man wohl nirgends so unangenehm empfinden wie in Mannheim, der Stadt mit ihrer verwal-

tungsmäßig so grotesk eingezwängten Lage. Erfreulicherweise halten sich auch eine Reihe von Bearbeitern an einen weiteren Rahmen. Da Mannheim und sein Altertumsverein mit der linksrheinischen Pfalz auf das engste verwachsen ist, so sei dem Werk an dieser Stelle auch eine eingehendere Würdigung bereitet. Als ganzes genommen handelt es sich um eine sehr beachtliche Leistung, die in vielen Blättern hohes Lob verdient.

Der Atlas wird eingeleitet mit einer Karte von D. Schlüter über die Entwicklung des Siedlungsraumes der Pfalz und den heutigen Waldbestand. Der verdiente Forscher scheidet einmal den Siedlungsraum zu Beginn des Mittelalters (um 500 n. Chr.) aus, der zwar nicht schlechtweg, aber doch im großen und ganzen mit den von Natur aus waldfreien Flächen übereinstimmt, ferner die Erschließung des Waldes bis zum Ausgang der Karolingerzeit, die Rodungsarbeit der späteren Zeit, insbesondere des hohen Mittelalters und die Ausdehnung des Waldes in unserer Zeit. Es wird dann weiter noch das im Laufe der Geschichte erschlossene Sumpf- und Moorgelände und die Sumpf- und Moorfläche der Gegenwart, in die auch abgeschnittene, abgestorbene und absterbende Rheinarme eingeordnet werden, ausgesondert. Der instruktive Wert der Karte leuchtet sofort ein, mag auch die Lokalforschung im einzelnen manche Berichtigung bringen, so wie sie mir z. B. für das Lauterer Becken, aber auch für den langgezogenen Zug des Landstuhler Gebirgs gegeben zu sein scheinen. Nach der Karte nimmt das Sumpf- und Moorgelände hier noch einen sehr ansehnlichen Raum ein. Es wird damit also nicht angedeutet, daß doch bei weitem der größte Teil des Bruchs in Kulturland übergeführt ist. Dahingestellt möge sein, ob die Erschließungsarbeit in der Tiefenzone vom Lauterer Becken bis zur Blies tatsächlich erst seit dem frühen Mittelalter eingesetzt hat. Nicht zutage treten auch die innerhalb des ehemals versumpften Abschnitts der Rheinebene gelegenen diluvialen Inselchen, die doch auch schon in der vorgeschichtlichen Zeit und beachtlich im früheren Mittelalter vom Menschen aufgesucht waren, wobei freilich zuzugeben ist, daß die geologisch-geographische Forschung gerade hier noch einiges nachzuholen hat, während man auf der rechten Seite, zumal auch im Bereich von Mannheim, dank insbesondere der Feststellungen A. Strigels zu wesentlichen Unterscheidungen gekommen ist. Mag vielleicht für den Norden der Pfalz manches noch etwas zu sehr summarisch behandelt worden sein — die Schwierigkeiten, die gerade hier liegen, deutet Schlüter im Begleitwort an —, so muß auf der anderen Seite die mühevoll ausgesonderte frühere Waldes in der Rheinebene lobend anerkannt werden, mag auch hier die Forschung noch die eine oder andere kleine Berichtigung bringen. Das Blatt würde freilich noch ganz anders wir-

ten und würde erst dann volle plastische Gestalt annehmen, wenn auch die Umgebungsräume oder wenigstens die nächste Nachbarschaft einbezogen worden wäre.

Von großer Bedeutung sind auch die von F. Sprater ausgefüllten Fundarten. Indem sie sich leider auch wieder auf das Verwaltungsgebiet beschränken, kann freilich z. B. die Wichtigkeit des ohne Zweifel sehr einheitlichen Siedlungsraumes um Grünstadt-Worms-Mannheim nur fragmentarisch gewürdigt werden. Auf drei Blättern werden die Funde der Steinzeit, der Metallzeiten und der Römer- und Merowingerzeit, auf dem letzten auch die gesicherten und vermuteten Römerstraßen eingezeichnet. Sprater ist ein vorsichtiger Forscher, der nur das wirklich Gesicherte einträgt und daher auch bei der Eintragung der römischen Straßen mit einer Behutsamkeit vorgeht, wie sie andere rheinische Forscher nicht besitzen. Den Gegensatz zwischen der Rheinebene mit ihren fruchtbaren Böden und alten Ackerkulturen und dem westlichen Hügelland, dem eigentlichen Westrich mit seinen nur teilweise hochergiebigen Fluren, noch mehr aber den Gegensatz zwischen der Rheinebene und dem Innern, dem noch heute vielfach geschlossen bewaldeten Haardtgebirge, vermögen diese Karten ausgezeichnet wiederzugeben. Wenn man eine vereinfachte Stellungnahme geben will, so könnte man sagen, die Rheinebene zog beinahe zu allen Zeiten mit Ausnahme natürlich der großen Waldungen die Menschen an und mit ihr auch das im Nordwesten anschließende Hügelland, das auf den Donnersberg zuleitet; die westlichen Hügelländer, die sich nach Westen, zur mittleren Saar abdachen, besaßen im ganzen mehr eine mittlere Intensität der Besiedlung, während das Haardtgebirge, in manchen Zeitabschnitten aber auch das Glan-Nahe-Bergland, mehr oder weniger stark abweisend blieben, soweit der heutige Stand der Forschung uns ein Urteil erlaubt. Die Funde werden einmal nach Bergbefestigungen, Siedlungen, Gräbern und Einzelfunden gegliedert, dann aber auch nach den Zeitabschnitten und in ihnen nach Kulturgruppen.

Erfreulicherweise geht H. Zeiß auf seiner in etwas kleinerem Maßstab gezeichneten Karte der Entwicklung des Siedlungsraumes der Pfalz nach den Ortsnamen über den Kreis der bairischen Pfalz resolut hinaus, wenn er auch nur einen kleineren Westteil des Odenwaldes und des Kraichgaus miteinbezieht. Wie ganz anders wirken doch jetzt die Zusammenhänge, etwa bei der Betrachtung des linksrheinischen Teils der Rheinebene und des tertiären (Alzeyer) Hügellandes: hier liegen jetzt die geographischen Zusammenhänge in voller Klarheit und zeigen auf das deutlichste die Willkürlichkeit in der verwaltungsmäßigen Aufteilung der nördlichen Oberrheinlande. Die Karte unterscheidet die Ortsnamen nach zwei Gruppen. Die ältere Gruppe begreift die Orte der Landnahmezeit, also

aus der Zeit, in der nun die festhaften germanischen Stämme das mit dem Abschluß der römischen Herrschaft vielfach herrenlos gewordene Land an sich ziehen und besiedeln. Hierzu gehören die Orte auf -heim, -ingen und -statt. Eine jüngere Gruppe umfaßt die Ortsnamen der Ausbauperiode, in der man in größerem Umfang auch den Wald der Siedlung erschloß. Hierhin zu rechnen sind die Orte auf -dorf, -hausen, -hof und -hofen, -weiler, -bach, -brunnen, -roth. Es muß aber nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß derartige Orte in den Rheinlanden, nicht nur am Ober-, sondern auch am Mittel- und Niederrhein, bereits in der karolingischen, ja vereinzelt schon in der merowingischen Periode erscheinen. Die Karte ist freilich noch sehr ergänzungsfähig. So fehlt z. B. unter den heim-Orten sogar Mannheim, dann Schwabenheim, Straßenheim, der Stadtteil Neuenheim. Zeiß hat auch Orte, deren Ursprungsbezeichnung im heutigen Namen nicht mehr voll erkenntlich ist, der ursprünglichen Namensategorie zugeordnet. So kommt Zeiskam unter die heim-Orte. Ergänzungen sind aber auch hier noch in größerer Zahl vorzunehmen. So sind die drei Sachsenorte an der Bergstraße ursprünglich heim-Orte, ferner die auf der Karte nicht eingezeichneten Siedlungen Grenzhof und Rohrhof, sowie weiter Leimen. Unter den gerade in der Rheinebene sehr alten Orten auf -hof und -hofen fehlen Scharhof, Hegenichhof, Pleikartsförsterhof, das in Ludwigshafen aufgegangene Hemshof, unter den hausen-Orten Kirchgartshausen. Bedauerlich ist aber auch, daß die untergegangenen Orte, die Wüstungen, nicht aufgenommen wurden. In der Neckarebene und der Nachbarschaft fehlen das von Gropengießer ausgegrabene Hermsheim, dann Kloppenheim, Eicholsheim, Dornheim, Geroldsheim, Zeilsheim, Bogheim, Littilesheim, Bergheim, Trutolfesheim, Lochheim, Medenheim, ferner Hohenstatt und Alstatt, Rheinhausen und Bernhardshausen. Im übrigen zeigt diese kleine Zusammenstellung von Namen in nächster Nachbarschaftslage, daß die heim-Orte vom linken Ufer in gleicher Stärke auf das rechte Ufer übergreifen und die Neckarebene beleben. Wie ganz anders wirkt demgegenüber das durchaus lückenhaft gebliebene Kartenbild bei Zeiß. Zu erwägen wäre übrigens, auf den Karten alter Ortsnamen auch die Siedlungen auf au einzutragen. Sie pflegen auch von erheblichem Alter zu sein (Neckarau, Mallau in der Mannheimer Alluvialniederung bereits 771 genannt, Bersau, Oppau, Petersau)²⁾.

Eine Uebersichtskarte über die fränkischen Gaue vom 8. bis zum 12. Jahrhundert gibt Carl Pöhlmann, wobei er freilich bei der Begrenzung der Gaue vielfach zu scharf markierten Grenzen kommt, die wohl kaum in dieser Schärfe nachgewiesen werden können. Pöhlmann hat auch die erste der beiden Territorialkarten, die über die Herrschaftsgebiete in der Pfalz um 1350, entworfen. Von Wilhelm

Winkler stammt die Karte von 1789. Leider greift nur diese über die Grenze von 1814 hinaus, unter Verwendung von Randkolorit. Zudem sollte offenbar Vollständigkeit hier nicht erreicht werden. Die besondere Mühevaltung, die mit der Anfertigung der Karte von 1350 verbunden war, soll hier mit voller Anerkennung ausgesprochen werden: die Zerstückerung war damals noch sehr groß, das geistliche Gebiet, wenn auch nirgends zu großer Arrondierung gekommen — das größte zusammenhängende Gebiet des Hochstifts Speyer lag ja auf dem rechten Rheinufer —, über alle Teile des Raumes dahingestrent. Zudem war auch noch allerhand Besitz in der Hand der meist noch im Mittelalter ausgestorbenen Adelsgeschlechter. Das meiste alte Reichsgut war dem Reiche verlorengegangen oder verpfändet worden, Kaiserslautern und sein Reichsland an den mächtigsten Inhaber des Erzierer Erzbistums, Balduin von Luxemburg. Das Gebiet im südöstlichen Teil der Rheinebene um Hagenbach (mit einer Reihe weiterer Orte) verzeichnet die Karte als Kirchenlehen des Königs vom Kloster Weisenburg i. E. Hagenbach selbst erscheint nun doch im 13./14. Jahrhundert als Reichsstadt; hatte es ja doch 1281 das Hagenauer Stadtrecht erhalten (s. das Rärtchen von Weins). Es ist nicht ganz verständlich, wie man da noch von einem Kirchenlehen sprechen kann. Gegenüber dem Zustand des 14. Jahrhunderts brachte die spätere Zeit doch eine wesentliche Vereinfachung des Kartenbildes und die volle Vorherrschaft der pfälzischen Territorien im engeren Sinne (Kurpfalz, Pfalz-Zweibrücken), mag daneben auch noch manche kleine, vielfach nur aus einem oder zwei Dörfern bestehende Miniaturherrschaft ihr Schattendasein geführt haben, deren Stellung man durch die so gern genannte Zahl der Herrschaften, die zu Ausgang des alten Reiches auf dem Boden der bayrischen Pfalz bestanden, leicht ein wenig übertreibt: tatsächlich, vielfach auch rechtlich, befanden sie sich ja doch in mehr oder weniger starker Abhängigkeit von den größeren Herren. Im Begleitertext geben die Bearbeiter eine genaue Uebersicht der Herrschaften ihres Zeitabschnitts, Pöhlmann führt dazu auch noch alle Orte nach ihrer territorialen Zugehörigkeit auf.

Es ist schade, daß für das hohe Mittelalter, etwa für die Zeit um 1000 bis 1100, keine Karte vorgelegt werden konnte, die die Verbreitung des Reichs- und königlichen Hausguts sowie des Kirchenguts dargestellt hätte. Auch eine Karte der französischen Reunionen und Reunionsversuche würde gerade in einem pfälzischen Atlas zweckmäßig sein. Von Winkler stammt auch die Karte der Verwaltungseinteilung der Pfalz unter der französischen Herrschaft nach 1801. Sie trägt auch die Grenzen der Kantone ein und kennzeichnet die Kantonsorte, überläßt aber merkwürdigerweise die Umschreibung der Arrondissements dem Atlasbenutzer, indem sie nur am Rande die Zuteilung

der Kantone zu den einzelnen Arrondissements angibt. Damit werden die Arrondissements doch etwas zu nebensächlich behandelt, wie das ja auch ein Blick in das französische Kartenwesen dartut. Andere deutschen Atlaswerke, wie das der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, verfahren hier anders, es zeichnet, übrigens bei einem kleineren Maßstab (1 : 500 000), auch die Mairien ein. Die französische Zeit brachte eine Vereinfachung auch der unteren Verwaltungsgrenzen, wenn auch der Südosten der bayrischen Pfalz noch eine merkwürdige, wenig begradete Grenzziehung zwischen dem Donnersberg- und dem Niederrhein-Departement (Unter-Elsass) erlebte, die auch auf beiden Seiten zur Bildung von Enklaven führte. Die Grenzziehung ist nur zu einem Teil auf die Tatsache zurückzuführen, daß seit der Reunionszeit einige Territorialstücke (Landau, Dahn, Randel, Amt Lauterburg, Madenburg) zu Frankreich gehörten oder von ihm beansprucht wurden. Pöhlmann gibt auf Grund einer eingehenden Sammlung eine Uebersicht der Burgen, festen Häuser und Schlösser. Im Text bringt er ein Verzeichnis dieser Anlagen, Angaben über die Zeit ihrer Erbauung, ihrer erstmaligen Benennung und über ihren Erhaltungszustand. D. Häberle steuert eine Karte der Wüstungen bei. So unerfreulich auf den Geographen ein Weißblatt ohne topographische Anhaltspunkte wirkt, so wird man ausnahmsweise doch einer solchen Behandlung Verständnis entgegenbringen können, da es in sehr vielen Fällen unmöglich ist, die untergegangenen Orte, die übrigens leider Häberle auf die Dörfer beschränkt, topographisch genau festzulegen. Sicherlich wird aber auch die Wüstungskarte bereits heute einer Ergänzung bedürfen. S. Röttger bringt Grundrisse pfälzischer Burgen in dem schönen Maßstab 1:1000 und eine Darstellung über die Entwicklungsstufen pfälzischer (zum Teil auch kleiner, beispielartig herausgenommener) Städte, wobei unterschieden wird der älteste (römische, früh- bzw. hochmittelalterliche) Kern, die Ausdehnung des Gemeinwesens am Ende des Mittelalters, die Entwicklung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, der Stand um 1850 und der um 1910. Von Plänen größerer Städte vermißt man die von Virmasens und St. Ingbert. In den Maßstäben 1:7500 und 1:20 000 werden eine Reihe charakteristischer Dorf- und Flurtypen vorgeführt, wobei allerdings die ausgesprochene, leidlich gut erhaltene und ziemlich selten gewordene Hausendorfform und auch der Typ der im Westen, im Nahe-Glanbergland häufigen Weiler fehlt.

Lobenswert sind die Karten zur pfälzischen Auswanderung, die namentlich dem verdienten Amerikaforscher S. Kloss zu danken sind. Zur Bewertung der Karten ist das Beiwort besonders zu beachten. Hier liegt für die deutsche kartographische Forschungsarbeit weithin Neuland (Pennsylvanien) vor, so daß man es auch mit in den Kauf

nehmen darf, wenn die Kartenbilder selbst etwas roh erscheinen. Im übrigen ist die Verbreitung der pfälzischen Siedlungsgebiete in Südrußland noch größer, als es die Uebersichtskarte von Europa angibt. Im Bereich der Kolonien westlich vom untersten Dnjepr und von Nikopol liegen z. B. Orte wie Landau, Mannheim und Schönau. Auch in den Steppenteil der Krim zogen Pfälzer ein. Hinsichtlich der Erfassung des abgewanderten pfälzischen Volkstums ließ man erfreulicherweise den geographischen, geschichtlichen und wirklich volkstumsmäßigen Gesichtspunkt in vollem Umfang maßgeblich sein und nicht den eines engen Verwaltungsbezirkes, wie man das von einer anderen Seite glaubte tun zu können. Auf der Karte der deutschen Herrschaftsgebiete der Wittelsbacher im 17. und 18. Jahrhundert werden mit besonderer Farbe mit Recht auch die von den Wittelsbachern innegehabten geistlichen Fürstentümer, wie Kurköln, das Hochstift Lüttich und mehrere niederdeutsche Hochstifter mit einbezogen. Freilich bedarf gerade die Darstellung dieser Gebiete mancher Korrekturen. Das Gebiet um Hameln-Nerzen war nicht mehr hildesheimisch, sondern welfisch. Das etwas seltsam umrissene Amt Lindau gehörte ebenfalls nicht zum Hochstift Hildesheim, sondern mit den anderen Teilen des Eichsfeldes zu Kurmainz. Wildeshausen war nicht münsterisch, sondern gleichfalls welfisch. Auch Ibbenbüren gehörte nicht zum Stift Münster, sondern zur Grafschaft Lingen. Hinsichtlich Kurkölns wären manche Ergänzungen am Platz, so ist das Herzogtum Westfalen überhaupt nicht eingetragen. Eigentümlicherweise liegt sogar Malmedy außerhalb des Bereichs der Doppelabtei Stablo-Malmedy usw.

Von den Karten zur Kirchengeschichte sei zunächst die der kirchlichen Organisation am Ende des Mittelalters von Pfarrer Fath hervorgehoben. Sie ist insofern auch besonders erfreulich, als sie als eine der wenigen das ganze Kartenblatt vollwertig bearbeitet. Sie gibt die Diözesangrenzen mit verschiedenem Randkolorit wieder, zeichnet auch die Dekanats-, allerdings nicht in besonderer Weise die Archidiaconatsgrenzen ein. Bei den einzelnen Orten unterscheidet sie solche mit Pfarrkirche und solche mit Kirche oder Kapelle ohne Parochialrechte. Auch die Klöster werden eingetragen, allerdings ohne daß ihre Zugehörigkeit zu einzelnen Orden ausgeschieden wird. Auch siedlungsgeographisch ist die Karte von hohem Wert. Man vergleiche etwa die dichte Erschließung des Landes mit Pfarreien im nördlichen Teil der Rheinebene, im Alzever Hügelland und längs des Ostrandes des Haardtgebirges mit der sparsameren Organisation in den Bergländern, aber auch in einigen Teilen der Rheinebene. Sehr zu bedauern ist, daß im deutschsprechenden Lothringen manche Ortsnamen in ihrer französischen Anpassungsform erscheinen.

Wenn das aus volkstumpspolitischen Gründen auch für heute zu verwerfen ist, so natürlich erst recht für das Mittelalter.

Pfarrer Georg Biundo hat zwei Karten beigezeichnet. Die eine gibt eine Uebersicht der reformierten und lutherischen Pfarreien um 1600; sie läßt im ganzen noch die saubere Trennung lutherischer und reformierter Gebiete erkennen, während auf der Religionskarte von 1790, wie die zweite Karte nicht ganz richtig genannt wird, denn auch sie zeichnet ja nur die Pfarreien ein, eine stärkere Mischung der beiden protestantischen Bekenntnisse erscheint. Auf dieser Karte werden auch die katholischen Pfarreien eingetragen. In nicht wenigen Orten, auch in Dörfern, sind Pfarreien aller drei Bekenntnisse. Dem um die Kenntnis des pfälzischen Protestantismus sehr verdienten Pfarrer Biundo darf man wohl nahelegen, Karten der Verbreitung des Protestantismus in verschiedenen Zeitabschnitten zu entwerfen, etwa nach dem Vorbild der Anrich'schen Karten im elsäß-lothringischen Atlas, und dabei auch der für den Pfalzraum wichtigen Sekten (Baptisten, Mennoniten) zu gedenken. Sehr wertvoll würde ferner eine Karte sein, die etwa für die Zeit um 1780 die Verbreitung der christlichen Gotteshäuser in den einzelnen Orten einschließlich der Benutzung von Rat- und Gemeindegäulen sowie von Schulen für einen bestimmten Kultus darstellen würde. Sie würde in ungewöhnlicher Weise, noch wesentlich mehr als die Karte der Pfarreien, zeigen, wie unser Gebiet, mehr als irgendein anderes in ganz Europa, bekenntnismäßig gemischt ist. Für die Charakterisierung der Landschaft und ihrer Ortsbilder ist ja die Tatsache des Vorhandenseins mehrerer Kirchen in sehr vielen Dörfern schlechtweg weit wichtiger als die kirchenrechtliche Feststellung, ob eine Kirche Pfarrechte hat. Freilich müßte eine solche Karte auch die „heßische“ und die „badische“ Pfalz mit einbeziehen, denn selbstverständlich liegen die Dinge in beiden nicht anders wie im „bayrischen“ Teil. Eugen Dausmann hat eine Karte der Verbreitung der christlichen Bekenntnisse (und auch der Israeliten und „Sonstigen“) beigezeichnet nach dem Stand von 1925; auch sie läßt die starke Mischung in weiten Teilen erkennen. In manchen abgelegenen Gebieten, zumal im Saar-Nahe-Bergland, ist im Laufe der jüngsten Zeit die Mischung geringer geworden, so daß es manchmal nicht mehr glaubhaft erscheint, daß ein Ort, der etwa zu 90 bis 95 und mehr v. H. evangelisch ist, im 18. Jahrhundert ein katholisches Religionsererzium besaß. U. Fath stellt einen Plan der Stadt Speyer im Mittelalter mit ihren Kirchen und Kapellen zur Verfügung, leider ohne Eintragung der einzelnen Pfarrgrenzen. Nach den Arbeiten von F. X. Glaschröder wurde eine Skizze des Gesamtbistums Speyer geliefert. Stift und Kloster werden auch hier nicht auseinandergelassen und ebenso nicht die Zuteilung der Klöster zu einzelnen

Orden. Von besonderem Interesse ist auch das Rärtchen von C. R. Weins über Pfälzische Stadtrechtsfamilien. Oppenheim (Frankfurt), Speyer und Hagenau sind für die Verleihung von Stadtrechten an pfälzische Orte von erheblicher Bedeutung. Kaiserslautern gab sein von Speyer erhaltenes Tochterrecht gleichsam als Mutterrecht an westpfälzische Orte weiter.

Eine größere Zahl von kleineren Karten und eine Uebersichtskarte hat die pfälzische Wörterbuchkanzlei bearbeitet. Sie suchen einmal das Pfälzische innerhalb des Rheinfränkischen — man sollte doch daran denken, vom Oberrheinfränkischen zu sprechen, wie ich schon vor einigen Jahren vorgeschlagen habe, denn schließlich sind ja alle Mundarten bis hinunter nach Kleve und Emmerich, ja noch bis in die eigentlichen nördlichen Niederlande „rheinfränkisch“³⁾ —, damit also auch in einen größeren Rahmen einzuordnen, zeigen die Uebergänge vom Hoch zum Mitteldeutschen, an einzelnen Beispielen den Reichtum des Wortschatzes und auf einer Hauptkarte die Gliederung des Pfälzischen in einer beachtlichen Untersuchung. Daß freilich aber mit der Beschränkung auf den bayrisch-pfälzischen Raum mit manchmal sehr seltsamem Abbrechen der Sprachlinien an den „Grenzen“ die unterscheidende Benennung problematischen Wert hat, mögen Bezeichnungen wie „West- oder Hinterpfälzisch“ — hier wieder ausgeschieden das Gebiet um Kaiserslautern, Landstuhl, Pirmasens als „Mittelpfälzisch“ — und „Vorder- oder Ostpfälzisch“ dartun. Denn wie will man schließlich, um das Gesamtpfälzische zu würdigen und zu gliedern, das Gebiet des kristallinen Obenwaldes und auch einiger Buntsandsteinteile benennen? Es wäre auch hier wieder gut, wenn man in Arbeiten, die durch die Verwaltungszuständigkeit forschungsmäßig sich räumliche Beschränkungen auferlegen, doch immer die großen Zusammenhänge beachtet und nicht Terminologien innerhalb eines Verwaltungsraumes schafft.

Eine ganze Reihe von Karten zur Verkehrsgeschichte der Pfalz hat U. Korzendorfer bearbeitet. Sie verfolgen nun nicht so sehr systematisch die Hauptverkehrswege durch die letzten fünf Jahrhunderte, was eine sehr schöne, aber sicher nicht leichte Aufgabe wäre, sondern sie suchen die Ausstattung der Wege mit Fahr- und Reitposten, die Belebung des Stromes mit Markt- oder Postschiffen darzustellen. Wenn auch in den meisten Fällen die Posten den Hauptstraßen folgten, so war das doch nicht immer so, was man namentlich für die ältere Zeit, auch noch für das 17. Jahrhundert wird feststellen können. Die große Bedeutung einer Stadt wie Mannheim in der Verkehrsorganisation des pfälzischen Oberrheingebiets in den jüngeren Jahrhunderten vermögen auch diese Karten eindrucksvoll zu belegen. (Die Karte Nr. 31 läßt die Main-Neckarbahn irrtümlich von Weinheim längs der

Bergstraße nach Heidelberg laufen). Die Karte der Gegenwart bringt auch die Kraftposten, die im Raume von Pirmasens und Landstuhl weit verzweigt sind, und die Flugpostlinien. Schade, daß die Eisenbahnen nicht unterschiedlich (nach Haupt- und Nebenbahnen, ein- und zweigleisigen Linien, wie auch nach ihren Gesamtleistungen im Personen- und im Güterverkehr) hervorgehoben sind.

Auf Grund eines reichen Urkundenschatzes und langjähriger Beschäftigung würdigt F. von Baffermann-Jordan den mittelalterlichen Weinbau in der Vorderpfalz (sowie in dem Gebiet um den Donnersberg und im Alfenztal), während W. Höbel die großen Wälder im Gebirge und in der Rheinebene (hier nicht vollständig) in das Kartenbild einträgt. Von großem Interesse ist die Karte P. Ertls, die die Gewinnung und Verarbeitung von Bodenrohstoffen vor dem Uebergang der Pfalz an Bayern, zum Teil aber noch früher, darstellt. Sie zeigt zumal für das Nahe-Glan-Bergland bereits eine erhebliche Tätigkeit auf bergbaulichem Gebiet. Die Zahl der Gewinnungsstätten von Kohle war hier, in der Auslaufzone des Saarbrücker Steinkohlengebiets, überraschend groß, mag es sich auch im wesentlichen um primitiv ausgebeutete bäuerliche Gruben gehandelt haben. In den Zeiten des alten Reiches war doch eine erhebliche Betriebsamkeit auch schon beim Steinbruchbetrieb vorhanden, zumal im oberen Glangebiet, also den zentralen Gebieten der „Steinpfalz“ mit ihrer heutigen wuchtigen Bedeutung. Sicherlich ist die Karte hier noch sehr ergänzungsfähig. Die Gewinnung von Eruptiv- und Sandstein ist z. B. nicht berücksichtigt. So erscheint denn auch das Haardtgebirge und seine Randgebiete (Kaiserslautern, Otterberg-Baalborn, auch das Felsenland im Süden) noch ärmer an Gewinnungsstätten, als sie es tatsächlich gewesen sind. Das Bayerische Statistische Landesamt hat Karten über die Erwerbsverhältnisse, das Ergebnis der Wanderungen (Gewinn und Verlust) und die Bevölkerungsdichte geliefert

und dabei meist erfreulicherweise auch die Nachbarbezirke in die Zeichnung miteinbezogen. Die erstere Reihe von Karten zeigt, wie von der Zählung um das Jahr 1882 über die des Jahres 1907 bis zu der von 1925 die land- (und forst)wirtschaftliche Bevölkerung im Verhältnis immer mehr zurückgedrängt wird, dagegen die gewerbliche an Boden gewinnt. Allein noch das Alzever Hügelland, der Kraichgau und der südöstliche Teil der bayerischen Pfalz (Rheinebene) sind noch Gebiete mit erheblichem Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Natürlich haben die landwirtschaftlichen und die abgelegeneren Gebiete (Glan-Nahe-Bergland) auch die größten Wanderungsverluste aufzuweisen, während die zentralen Teile der Rheinebene die Gewinne buchen. In ihnen, zumal im Raum von Mannheim-Ludwigshafen, zeigt sich auch bei weitem die größte Bevölkerungsdichte. Ein bemerkenswertes reiches Bild entfaltet die von Winkler entworfene Karte der Hoheits-, Gerichts- und Kulturverwaltungsbehörden für das Jahr 1929. Neben den Behörden gibt sie die Sitze der christlichen Pfarreien, der höheren und der Fachschulen, der Museen, Bibliotheken und Archive an. Von Roth-Lutra stammen zwei Karten zur pfälzischen und nordbadischen Rassenkunde mit interessanten, auf vorsichtiger Sichtung beruhenden Ergebnissen, die freilich doch noch in manchem problematisch sind. Den Schluß macht die von A. Untelhäuser bearbeitete Darstellung der Pfalz unter französischer Besatzung 1918 bis 1930, die die starke Belastung des Grenzlandes durch die französischen Militäranprüche auf vielen Gebieten (zumal auch gegenüber der militärischen Gliederung des Landes in der Vorkriegszeit) sehr eindrucksvoll vor Augen führt.

Alles in allem wird man den Pfälzischen Geschichtsatlas als eine bedeutsame Leistung würdigen dürfen. Es ist deshalb auch sehr zu wünschen, daß er im gesamten altpfälzischen Oberrheingebiet die ihm zukommende Aufnahme finden möge.

Anmerkungen:

1) Im Auftrag der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und des Vereins zur Herausgabe eines historischen Atlases von Bayern herausgegeben von Wilhelm Winkler. 40 Kartenblätter (mit 83 Haupt- u. Nebenkarten) und Zertbeilage von 18 Seiten. Groß 8. Neustadt a. d. Haardt. Verlag der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. 1935.

2) Vgl. hierzu: M. Rudolph, Die Rheinebene von Mannheim und Heidelberg. Heidelberg 1925.

3) Tatsächlich ist ja auch das Oberrheinfränkische fast ganz auf den Raum beschränkt, den der Geograph eben zu den Oberrheinländern rechnet. Man sollte auch von geschichtlicher und kunsthistorischer Seite sich daran gewöhnen, der geographischen Lage und den Naturtatsachen Rechnung zu tragen. Wo gibt es aber in Mitteleuropa eine eindrucksvollere natürlichere Einheit als

den oberrheinischen Graben? Wie willkürlich ist es demgegenüber, oberhalb Speyer, etwa bei Karlsruhe — ausgesprochen wird das freilich nie, aber man handelt doch danach —, eine Grenze zwischen Mittel- und Oberrhein zu ziehen. Daß innerhalb des oberrheinischen Tieflandes Unterschiede bestehen, die sich aus der jeweiligen Beschaffenheit und Lage im Raum und aus der Lage zu den Nachbarschaftsräumen ergeben, ist von geographischer und geographisch-geschichtlicher Seite stets zugegeben worden. Aber diese Schattierungen sind nirgends so einschneidend, daß sie es gestatten würden, eine Grenze höherer Ordnung durch den Raum zu legen. Der um die Ersicherung der pfälzischen Mundart sehr verdiente E. Christmann denkt übrigens daran, den Begriff Oberrheinfränkisch durch Südrheinfränkisch zu ersetzen, was aber doch wohl etwas farblos klingt.

Die Orts- und Flurnamen

der ehemaligen pfälzischen Oberamtsstadt Borberg im Spiegel der Geschichte

Von Karl Hofmann

Der bedeutendste Wasserlauf des ehemaligen pfälzischen Oberamts Borberg ist die Ampfer. Ihre früheste Erwähnung findet sich 1296 „in der bach Ampfach“ (Freib. Diöz. Arch. 25. S. 171) und in einer Urkunde vom Jahre 1512 (G.-L.-Archiv Karlsruhe) mit den Worten: „Ein bach, die Ampfach genannt“. In der Borberger Amtsrelation vom Jahre 1652 (G.-L.-Archiv Karlsruhe) erscheint dieselbe Wortform wieder und so weiterhin bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Ampfach ist deutsch, und zwar spätschwäbisch (alemannisch). Der Name bedeutet „die Aach“ (= Bach), die in einem Dreiviertelsbogen den Höhenzug des Ahornwaldes und seiner östlichen Ausläufer um (= umb)fließt. Die Urkunde von 1512 gibt mit dem Ausdruck „Ambweg“, der den heutigen Kerreweg zwischen Borberg und Wölchingen bezeichnet, die gewünschte Erklärung. Eine falsche Deutung dieser unverstandenen Wegbenennung ist schon im Jahre 1533 (Verain 1221 G.-L.-Archiv Karlsruhe) mit Kirreweg versucht und später durch das Geometerdeutsch des 19. Jahrhunderts sogar zu Kirehenweg gemacht worden. Der Kireweg (mundartlich Kerreweg) ist der wieder in allgemeinen in seine frühere Richtung umkehrende Weg von Borberg nach Wölchingen, das bis zum Jahre 1836 mit Borberg eine einzige Gemeinde bildete. Der Flurname „Kerren“ in Schwabhausen hat, wie ersichtlich, die gleiche Bedeutung. Der Name des Dorfes Wölchingen erscheint 1213, 1221, 1239, 1245 in dem Württ. Urkundenbuch als Wollechingen, nach Urkunden im G.-L.-Archiv Karlsruhe 1387 als Wolchingen und 1421 als Welchingen; mundartlich lautet der Name heute noch „Welcheni“. Kriegers Topogr. Wörterbuch erklärt es als „bei den Angehörigen des Wolicho“. Dieser Name aber bedeutet „Walche“, Kette! Zu vergleichen sind damit das bei St. Georgen ausgegangene Welchenfeld (1086) und Welchentäl (1538) bei Ebnet, ferner Flurnamen wie Wolkenbrunn bei Rülshaus, Wolchhaus (1578) bei Königshofen, Wälchental und Welchental (1578) bei Schweigern. Alle zeigen, ebenso wie Wollechingen — Wolchingen — Welchingen, den Zusammenhang mit Walchen, ahd. Walhen, lat. Volcae! Wölchingen ist demnach eine von den frühen Schwaben (Eueben) benannte alte Keltenfiedelung. Als solche ist es wohl auch die älteste Dorffiedelung des Frankenlands.

Der Name des Städtchens Borberg selbst wird bisweilen als Bocksberg, d. h. aus dem Tiernamen erklärt mit dem Hinweis, daß es ja einen

Bock im Wappen führe. Nun ist der Sachverhalt aber gerade umgekehrt. Die unrichtige Deutung des Namens führte zur Aufnahme des Tierbildes in das Stadtwappen. Genaue Ortskenntnis und Geschichtsforschung kommen zu einem ganz anderen Ergebnis. Der Name der alten, frühmittelalterlichen Burg Borberg (und nach ihr hat das Städtchen bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts den Namen angenommen) erscheint erstmals im Jahre 1144 in einer Urkundenabschrift als Bochesberc und in einer undatierten Abschrift einer Urkunde im Romburger Schenkungsbuch aus den Jahren bald darauf als Bochesberc. Die beiden folgenden Kaiserurkunden dagegen, die noch in Urschrift vorhanden sind, zeigen die Form Buockesberg, die erste von 1166 aus Regensburg und die andere von 1668 aus Würzburg (mon. boic. 29, 388 und 29, 389). Ebenso hat die 1212 zu Neckarsulm ausgestellte Urkunde, die auf Ereignisse des Jahres 1168 Bezug nimmt, die Schreibung Buockesberg (Württ. Urk.-Buch 2, 386). Diese Schreibweise aber deutet klar auf die Ableitung von dem Personennamen Buocko (Bucko, Bucko, Buggo), der schon in der Zeit der Karolinger üblichen Roseform zu Burkart. Von demselben Namen sind auch die beiden Ortsbenennungen Bockschaff (Sinsheim) und Bortel (Wertheim) abzuleiten. Dagegen bedeutet Buggingen (Müllheim), das 778 als „Buhinger marca“ erwähnt ist, Siedelung des Bugging, aber nicht des Buggo. Auch das heutige Bogtsberg (Breisach), das im Jahre 972 urkundlich als Bochesberch genannt wird, bedeutet nach Kriegers Topogr. Wörterbuch „Berg des Bocho“ (Bucko).

Wäre Borberg von dem Tiernamen abgeleitet, der in der Mundart des Ampferlandes Bouck lautet, so müßte es naturgemäß dort Bouckschberch heißen. Dagegen ist der altdeutsche Personennamenname Bukko (Buock) im Mittelhochdeutschen zu Bokko geworden; diesen letzteren Lautstand hat die Mundart in der Form Bockschberch festgehalten. Die sprachlichen Bedingungen für die Deutung des Namens sind somit gegeben.

Aber auch geschichtliche Voraussetzungen dafür sind vorhanden. Im Jahre 781 war ein Buocko in der Gegend von Dallau begütert, und später erscheint in einer Urkunde des Bischofs von Würzburg vom Jahre 1037 (Württ. Urk.-Buch 1, 263) ein Vornehmer Namens Buggo als Zeuge, 1045 ein Bucco als Richter im Taubergau, in dem Borberg lag (Württ. Urk.-Buch 1, 268), 1091 wieder ein Buggo in einer Würzburger Urkunde

(Württ. Urk.-Buch 1, 388) und endlich zu Anfang des 12. Jahrhunderts ein Buggo de Korbe (Korb bei Adelsheim). An letzterem Orte hatte am Ende des Jahrhunderts die Familie der Edelherrn von Borberg gleichfalls Besitzungen.

Die dem Namen des Städtchens Borberg ähnlichen Flurnamen im badischen Frankenland sind sehr einfach zu erklären, aber nicht als Bocks-berge! Die in Betracht kommenden sind Borberg nördlich von Althausen als nördlichster Abhang des Eisenbergs, Borberg südlich von Altheim als Waldname am rechten Ufer der Kornach (Kirnau), halb auf Altheimer, halb auf Sindolsheimer Gemarkung, Bocksberg nordöstlich des Dorfes Klepsau, unmittelbar hinter der dortigen Kirche, und endlich Bocksberg bei Impfingen. An den drei erstgenannten Orten waren urkundlich nachweisbar die Edelherrn von Borberg im 12. und 13. Jahrhundert, und am letzten Orte die Ritter von Rosenberg zu Borberg im 15. und 16. Jahrhundert begütert. Die Abgaben, die von jenen Grundstücken nach Borberg zu entrichten waren, haben den pflichtigen Fluren den Namen gegeben.

Die Deutung des Namens Wanshofen (1213 Waneshoven, mon. boic. 37, 190), wie ehemals die Siedelung am Fuße der Burg Borberg hieß, als „Hof des Wano“ ist klar und unbestreitbar. Im Jahre 1245 wird es nochmals erwähnt zusammen mit der Burg als „Castrum Bockysberc et Wanshoven sub castro“ (Weller, Hohenloh. Urkundenbuch 1, 123) und letztmals 1287 mit den Worten: „Castrum Bockesperg et suburbium ibidem, quodquondam Wonshofen nuncupabatur“, d. h. Burg Borberg und die Stadt dortselbst, die ehemals Wonshofen hieß (Weller 1, 315). Auch Kriegers Topogr. Wörterbuch deutet Waneshoven als Hof des Wano, ebenso wie „Waneshheim in pago Afgowe 787“ als Heim des Wano. In gleicher Weise erklärt Schulze (Die fränk. Gaugrafschaften Rheinheffens 132) „Waneshheim (heute Wohnsheim, Kreis Alzey) in pago Wormaliense 793“ (Dronke, Cod. diplom. Fuld. 2, 71) als Heim des Wano, und den Namen des Dorfes Wohnhausen in der Pfalz hält man gleichfalls für „Hausen des Wano“. Dieser Namensdeutung kommen auch wieder geschichtliche Tatsachen zur Hilfe. Die Vererbung der Namen in derselben Familie bei den Germanen, wie auch später bei frühen Schwaben und Franken, ist allgemein bekannt; im frühen Mittelalter erscheint noch der Ur-Sippenname häufig in Erweiterungsformen. So werden z. B. von Wano abgeleitet: Waning (zur Sippe des Wano gehörig), Wansfrit, Wenilo (der kleine Wano, d. h. der Sohn oder Enkel des Wano). Nun machte, nach dem Forscher Urkundenbuch, im Jahre 775 ein Waninc dem Kloster Lorsch eine Güterschenkung in Widbern an der Jagst, im Jahre 788 ein Sudo (Sludo) eine solche für die Seele des verstor-

benen Waninc in der Mark Buchen im Weingartgau; 795 schenkte ein Wansfrit demselben Kloster seinen Besitz in der Mark Osterburken, 809 übergab ein Wenilo Ackerland und Leibeigene in dem Dorf Schillingstadt, und endlich vermachte im Jahre 821 wiederum ein Waninc dem Kloster sein Eigentum in der Mark Hettingen. An all diesen fünf Orten waren aber im 12. und 13. Jahrhundert ebenfalls die Edelherrn von Borberg urkundlich begütert.

Zum guten Ende zeigen sich auch die Spuren Wanos, des Begründers von Wanshofen, heute noch in Borberger Flurnamen. Im Jahre 1512 (Urk. G.-L.-Archiv Karlsruhe) wird ein Weinberg im „Wonsthal“ und 1533 ein Acker im „Wensthal“ (Verain 1221, Karlsruhe) genannt. Ohne Zweifel ist dies das heutige „Tal“, das sich von Borberg, d. h. dem ehemaligen Herrenhof (Hof des Wano) nach Süden hinzieht, mit dem Wasserlauf des Anspach (1470 Anspach, 1578 Onspach). Nach diesen sprachlichen, geschichtlichen und flurnamenurkundlichen Hinweisen kann kein Zweifel mehr bestehen, daß Wanshofen ursprünglich der Hof eines Wano war.

Die Höhe 383,3, südöstlich von Borberg, die heute auch den Namen „Rundell“ trägt, ist eine ehemalige keltische Ringwallanlage. (Heimatfest Mein Borberg 1934, S. 5 ff.) Sie wurde dann um das Jahr 100 v. Chr. von den einwandernden frühen Schwaben (Sueben) in eine Gauthingstätte umgewandelt (Hofmann: Die germanische Besiedelung Nordbadens, S. 46 ff.), ebenso wie damals auch die keltische Ringwallburg auf dem Heiligen Berg bei Heidelberg. So ist auch die Rundell, das „Rundturm“ bedeutet, im späteren Mittelalter nach einem früher oben gestandenen germanischen Gestirnsbeobachtungsturm benannt worden, als dort, vielleicht auf den Grundmauern des alten, oder ganz in der Nähe des Standorts jenes ersten, ein Wartturm errichtet wurde; dieser ist noch auf dem bekannten Merianstich vom Jahre 1645 sichtbar. Eine andere Benennung der Höhe, wohl auch die älteste germanische, lautet 1578 „Hogk“ und heute noch in der Mundart „Hoo g“ (ahd. houc = Hügel, Berg). (Dieselbe Ableitung hat auch der Name des Waldes „Hockenrain“, Höhe 378, südlich des Brechelbergs.) Die Höhe ist tatsächlich der Berg der Gegend. Der Nordostabhang des Berges trägt heute noch in seinem östlichen Teil den Namen Neckelstein (Bad. topogr. Karte) und auf der Nordseite die Benennung Galgenberg, nach der bis zum Jahre 1588 dort gestandenen Richtstätte. Der älteste Beleg für den Neckelstein findet sich in dem Borberger Gült- und Zinsbuch vom Jahre 1611 als „Nickelstein“. Sein Name ist nach Grimm gleichbedeutend mit Rabenstein. Neckelstein und Neckerstein bei Adelsheim (1690)

haben das gleiche Stammwort wie der Flußname Neckar. In den althochdeutschen Glossen erscheint dies als „niffus“ (lat. crocodillus), im Beowulf als der Wassergeist „nicor“; und „Snittar“ ist im Altnordischen der Beiname Odins (Wotans). Im Neuhochdeutschen lautet das Wort „Nicker“ und „Nickel“, in der Weiterbildung aber Nickelmann und Neckermann. Weckerlin hat um 1620 das Wort „Neckar“ (Wassergeist) nach Grimms Wörterbuch ebenfalls noch. Der obengenannte Galgenberg verlor im Jahre 1588 durch eine Verordnung des Landesherrn, des Pfalzgrafen, seine Eigenschaft als Richtstätte. Der dort befindliche Galgen wurde auf der südwestlich von Borberg liegenden Höhe aufgestellt, wo sich seine Ueberreste heute noch befinden. Ein Stein zeigt noch die Jahrzahl 1416. Auch dieser Hügel führt seitdem den Namen Galgenberg.

Der **Meinberg** (1533, 1560 und 1578, G.-L.-Archiv Karlsruhe) als Waldbezirk lag am Gemarkungsrand gegen Angeltürn. Das Zins- und Gültbuch 1611 sagt über ihn: „Zwei Morgen Holz am **Mainberg** oder **Brechelberg**, an der Gemein Holz anstoßend.“ Dieser Gemeinewald, acht Morgen groß, „das Haderhölzlein genannt, am **Maniberg** gelegen“, wurde laut Urkunde von 1621 (Stadtarchiv) an Einwohner von Borberg-Wölchingen verkauft. Es ist die Höhe 372 am Nordhang des Brechelbergs gegen Angeltürn. **Maniberg** ist der **Mondberg**! (Vergl. ahd. **Maninseo** = Mondsee.) Er liegt, von der germanischen Gestirnsbeobachtungsstelle auf der Rundell aus gesehen, an dem Punkt, der den nordwestlichsten Monduntergang anzeigt. Die spätere unrichtige Schreibung **Mavenberg** (1732) verdankt ihren Ursprung wohl dem Umstand, daß in jener Waldgegend (wie übrigens im ganzen Brechelbergwald) außergewöhnlich viele Maiblumen wachsen.

Der Talgrund südlich des Brechelbergs (nicht Bregelbergs!) ist das **Westertal** (1578 Westertal), das nach seiner Lage von der Rundell aus genau im Westen liegt; es ist also von dort aus schon in ältester Zeit so benannt worden! Dagegen befindet sich der **Westerberg** (1578 Westenberg) von der alten romanischen Kirche zu Wölchingen aus genau im Westen. Er hat also erst in christlicher Zeit von dort aus seinen Namen erhalten, als die gestirntkundliche Beobachtungsstelle von der Rundell in die Wölchinger Kirche verlegt wurde. (Die german. Besiedelung Nordbadens, S. 63 ff.) Der **Brechelberg** selbst trug noch im Jahre 1611 eine Hofanlage, die aber nach dem Dreißigjährigen Krieg verschwunden ist. Sein Name bedeutet wohl ein aus dem Bergwald ausgebrochenes (gerodetes) Stück Ackerland. Das in der Mundart „**Birtle**“ genannte Tal von Wölchingen nordwärts gegen Epplingen erscheint im Jahre 1511 und 1563 (Erbbestandsbrief) als

„**Burthal**“ und 1608 als „**Bürthal**“ (Stadtarchiv), 1611 als **Birtall**. Der Flurname enthält das altdeutsche Wort „bur“ (Wohnung, Gehöft). Schwaben haben ihm also den Namen gegeben; denn ringsum liegen frühschwäbische ingensiedelungen. Auch in Südbaden hat sich „bur“ zu „bir“ entwickelt, so z. B. in dem Namen des Ortes **Birach** bei **Offenburg**. Mit dem mundartlichen Ausdruck für „**Birne**“ hat das Wort nicht gemein; in der Mundart des Umpferlands lautet Einzahl und Mehrzahl von **Birne** „**Biern**“.

Der Flurname „**Bürg**“ ist nicht dem Worte „**Schloß**“, wie heute die ehemalige Burg **Borberg** im Volksmund heißt, gleichzusetzen. Die Ausdrücke „**hinter der Bürg am Schloßberg**“ (1578), „**in der Bürg hinter dem Schloß**“ (1732), oder „**hinter der Bürg, oben der Schloßgraben**“ zeigen dies deutlich. „**Bürg**“ bezeichnet die alte, fränkische Hofanlage (**Wanshofen**!), deren Rest heute noch in der Benennung „**Hofhaus**“ unterhalb des Schloßberges hinter der katholischen Kirche vorhanden ist. Was südwärts dahinter, d. h. außerhalb der Stadtwehr lag, war „**hinter der Bürg**“. Der dortige tiefe Graben trägt jetzt noch den Namen „**Bürggraben**“, in der Mundart „**Börchgrowe**“. Der Weg diesen Graben entlang ist der **Bürgweg**; der **Schloßweg** aber ist der Fahrweg, der im Nordosten des Städtchens den Berg hinauf zum **Schloßberg** führt.

Der Ausdruck „**wolisch Deich**“ (nicht wölsch!) enthält den nämlichen Wortstamm wie der Ortsname **Wölchingen**. Die so bezeichnete Flur ist eine rechtsseitige Einsenkung (Talflinge) in der Mitte des Haupttals (ehemals **Wonssthal**). Man wollte sogar den Flurnamen schon (**Mein Borberg** 1936) mit dem Namen des pfälzischen Oberamtmanns **Erhard von Wahl** (1681—1732) erklären, weil dieser im Jahre 1732 dort ein Grundstück besessen habe. Dies war aber seiner Lage nach im „**äußern Tal**“, während das „**wolisch Deich**“ in der Mitte desselben, im „**rechten Tal**“ sich befindet.

Der im Jahre 1671 (Stadtbuch) erwähnte „**Treutweinberg**“ (**Treutwein-Weinberg**) hat seinen Namen von dem ehemaligen Besitzer, dem pfälzischen Oberamtmann **Daniel o. Treutwein** aus **Schwäbisch-Hall** (nicht aus **Ansbach**, wie irrtümlich in „**Mein Borberg**“ 1936), der 1525 erstmals von dem Pfalzgrafen eine Bestallung erhielt (G.-L.-Archiv Karlsruhe). Er verwaltete das Amt bis zu seinem Tod, und seine beiden Söhne **Eitel Albrecht** und **Ludwig**, wurden noch am 25. März 1560 mit pfälzischen Gütern in **Borberg** belehnt. Die Witwe des ersteren zog 1580 mit ihrer Tochter nach **Ansbach**.

Der Wasserlauf der **Ansbach**, der mit diesem Stadtnamen nichts zu tun hat, ist bereits erwähnt; er wurde auch zum Flurnamen. Erstmals findet er Erwähnung in dem **Borberger Burgfrieden** vom

Jahre 1470. (Oberrhein. Stadtrechte. Fränk. Rechte 781.) In dieser nach der Einnahme der Burg Borberg durch Mainz, Würzburg und Kurpfalz getroffenen Vereinbarung steht Anspach schon als Bach- und Flurname („von der steigt bis an die Anspach von Anspach bis zum äußern Schoffhoffe“). Ferner wird dort genannt „der Schofftrib“, der Nordostweg von der Rundell über den Neckelstein nach Schweigern, ebenso „der mühlgraben, die mülen (Riedmühle) und „das Bild“. Letzteres war ein Bildstock, der am heutigen Gewann „Johannes“ bei der Abzweigung des Schloßwegs von der Straße nach Mergentheim stand. (Ueber seine Bedeutung vergl. Die german. Besiedelung Nordbadens S. 63.)

In der Nähe des Fußes des Sottenbergs entspringt das Säubrännlein. Der Berg verdankt seinen Namen wahrscheinlich dem um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Borberg tätigen und begüterten pfälzischen Oberamtmanns Hartmann von Thüngen auf Sodenberg, der 1657 starb und in der Wölchinger Kirche sein Grabmal hatte. (Neues Archiv von Heidelberg 8, 137.)

Die genannte Quelle, 1611 „Gew-Brännlein“ erwähnt, heißt in der Mundart „Seibrännle“. Damit ist die Bedeutung des Wortes gegeben; es ist eigentlich ein „Seihbrännle“ (von ahd. *sihan* = seihen, schwach fließen). Eine so benannte Quelle findet sich auf vielen Gemarkungen der Gegend. So hat auch Adelsheim einen „Saubrunnen“, der aber in der Mundart heute noch „Seibrännle“ heißt, und Alsbach (Mosbach) besitzt einen „Saubrunnen“, für den die alte Bezeichnung „Seihenbrunnen“ belegt ist.

Das Säubrännlein zusammen mit dem Erlisbrunnen, der die alte Borberger Wasserleitung speiste, bildet das Erlisbächle; dies erscheint vom 16. bis 18. Jahrhundert als „Erlach“, d. h. Erlenbach. Auch dieser Bachname ist Flurname geworden. Ganz abwegig ist die Erklärung durch den Familiennamen „Ehrly“, der in verschiedener Schreibweise seit dem 16. Jahrhundert vorkommt. Ehrly (Ehrli) bedeutet „ehrllich“. Der Flurname „Gäali“ (mit dem Gaalisbrunnen, der jetzt Wölchingen mit Trinkwasser versieht), ist ursprünglich ebenfalls nur Bezeichnung des Wasserlaufs. Im Borberger Amtslagerbuch 1578 lautet eine Stelle: „Ein bächlein, das Geilsbächlein genannt“; an einer andern Stelle heißt es „Geilach“. Fünf Jahre später erscheint der Name als Flurbezeichnung in der Form: „Ein Acker im Geilich (Borbg. Stadtbuch). Der Geilachsbrunnen (mhd. geil = froh, übermütig) ist die stärkste Quelle der Gegend.

Die neue Borberger Wasserleitung wird von dem Weilbrunnen gespeist. Diese Quellenbenennung ist auch wieder zum Flurnamen geworden. Im Jahre 1511 werden „Wiesen zu Weilbrunnen“ (Urk. Karlsruhe) und 1652 ein „Acker zu

Weilbrunn“ erwähnt. Damals stand in der Nähe noch ein Gehöft, dessen Besitzerfamilie sich nach der Quelle Weilbronner nannte. Der Name kann aber nicht mit dem lateinischen „villa“ erklärt werden, da das ganze Taubergebiet nie im Besitz der Römer war. Er bedeutet vielmehr eine Quelle, deren Wasser immer weilt, nie ausbleibt, also ein nie versiegender oder versagender Brunnen (mundartl. waalig, eilig); seine jetzige Bestimmung ist dafür der beste Beweis.

Die bekannte Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen aus dem 16. Jahrhundert erwähnt aus den Ostertagen 1525 während des Bauernkriegs eine Zusammenkunft, die er im Walde Hasbach zwischen Borberg und dem Seehof hatte. Jener Waldname ist ursprünglich Benennung des Baches, der dort seinen Ursprung hat. Zur Gleichsetzung dieses Namens mit Hessenbach verweise ich auf mein Buch: „Die germanische Besiedelung Nordbadens“ und meine Programmbeilage Karlsruhe 1909 über Zwangsbesiedelungen in Baden aus der Zeit der Merowinger und Karolinger. Als Bachname erscheint das Wort auch in der Zeugenaussage des Pfarrers Wohlfart aus Neunstetten gelegentlich des Rechtsstreites, in den Götz von Berlichingen wegen seiner Teilnahme am Bauernkrieg verwickelt wurde; dort heißt es „der Ritter sei am Freitag vor Ostern 1525 in die Malstatt am Heßbach gekommen. Auch der Wortschatz des topogr. Wörterbuchs von Baden gibt keine Möglichkeit zur Ableitung von dem Baumnamen „Aspe“, wie schon („Mein Borberg 1936“) versucht wurde. Wenn auch der Dorf- und Bachname Hasbach bei Mosbach im Lorscher Urkundenbuch zu den Jahren 770 und 773 (in Abschrift des Wortlauts) die unrichtigen Formen „Alsbach“ und „Aspach“ hat, so erscheint dort dazwischen für 772 die richtige Schreibung Hasbach, ebenso in allen späteren Urkunden; auch Hasbach bei Mosbach ist ein Hessenbach. In dem Borberger Erbbestandsbrief von 1563 (Gen.-L.-Archiv Karlsruhe) finden sich die Ausdrücke „uff der Rödte bei der Hespachen“ und „die Zehndt bei der Hespach“. Die erste Stelle deutet auf die Rodung des über 300 Morgen großen Waldes. Durch die Ausstockung des Waldes trocknete der frühere Wasserlauf in dem Tale zwischen Borberg und Bobstadt gegen Schweigern aus, und darum heißt er auch heute noch in letzterem Dorf „alte Heßbach“, im Gegensatz zu dem Tälchen, durch das die Entwässerung des Heßbachbrunnens (auf der topograph. Karte Heßbach genannt) auf Bobstadter Gemarkung geschieht.

Die eben erwähnte Zehndt (1563) ist die Höhe 400 zwischen Borberg und Seehof, die heutige Zent. Sie bildet die Tauber-Jagtwasserscheide, über die ein vorgermanischer Höhenweg führt, nach Karl Schumacher die alte Nibelungenstraße

von Worms durch den Odenwald nach Passau. Hier an der höchsten Stelle der Gegend befand sich, wie ja auch der Name besagt, eine alte frühmittelalterliche Gerichtsstätte (Zent!).

Die Flurbenennung Egengrund (B-Stadt- buch, 1626 u. 1671 Egengrund) birgt wieder eine geschichtliche Erinnerung. Die Mundart hat hier eine unrichtige Deutung, wenn sie „Echegrund“ (nach dem Ackergerät Egge) spricht. Das Grundwort kann kein anderes sein als der altdeutsche Personennamenname Eke oder Egge. Es ist derselbe Name wie in den Vorberger Benennungen Eckmannstor und Eckmannssee. Auch die Nachbargemeinde Schweigern hat ein Eckens- thalt und ein Eggenrodt. (Amtslagerbuch 1578).

Der Eckmannssee ist der mittlere der drei Seen, durch welche die Westseite des Städtchens ge- schützt war; der südwestliche hieß nach dem ihn füllenden Wasch-Brunnen der Brunnensee der nord- östliche „Der Badstubensee“. Sie waren durch zwei Dämme voneinander getrennt; auf einem derselben führte der Weg vom Eckmannstor nach Wölchingen. Heute sind sie trocken gelegt und als Ackerfeld und Wiesengelände verwendet.

Auf die alte Stadtbefestigung weist der Aus- druck „in den Planken“. Dort vor dem von der Burg zum Eckmannstor und Eckmannssee führen- den Graben war, wie das Bild von 1523 zeigt, ein hoher Pfahlzaun aus Planken aufgerichtet. Die Obstgärten dort liegen „in den Planken“. 1578 wird „ein Weingart in der Planken“ erwähnt. Auch die Mannheimer Planken wären bei dieser Ge- legenheit zu erwähnen (vgl. G. Jacob: Die Mann- heimer Planken, 1937 S. 26 ff.).

Im Umpfertal nördlich der Bahnhofstraße neben dem alten Talweg nach Schweigern liegt der Flur „Sieghäusle“. Die älteste Erwähnung geschieht 1533 mit den Worten: „Im untern Ried beim Siechhaus“. Hier also stand im Mittelalter, abseits des Städtchens an dem alten Verkehrsweg, das Krankenhaus für die mit ansteckenden Krank- heiten behafteten Fremden.

Das Seitental vom untern Ried gegen Norden ist das Ramstal (mundartlich „Ramschli“) mit dem Ramstalbrunnen; schon im Jahre 1401 (Pfarrarchiv Vorberg) heißt es Ramstal. Es hat heute noch beiderseits, gegen den Kirchberg und den Grusberg, viel Geröll (ahd. rams). Der öst- lich anschließende Grusberg zeigt in der oberen Hälfte dasselbe Bild und hat seinen Namen wohl von Grus, Gries, d. h. „bröckeliger Boden“. Die verschiedenen Schreibweisen lauten 1533 „Krus- berg“, 1558 und 1578 „Grusberg“, 1611 „Krus- berg“, 1652 „Grusberg“; die Mundart kennt ihn als „Gruschberch“. Der Kirchberg ist nach der alten romanischen Kirche benannt, die aus dem 12. Jahrhundert stammt; leider ist sein früherer

Name unbekannt. Im Jahre 1563 stand oben noch ein zur Vorberger Burg gehöriger Wartturm; dies geht aus der Bemerkung hervor: „uff der Warth ob dem Kirchberg“. Der Lindenrain oberhalb des Mühlackers, auf der Vorberger Seite, trägt seinen Namen von einer alten Linde (Ge- richtslinde?) Die oberhalb des schon erwähnten „Johannes“ an der Abzweigung des Schloßwegs von dem Bergweg zum Galgenberg bei Schweigern stand; die älteste Erwähnung findet er im Jahre 1578 mit dem Ausdruck „ein Acker bei der Linden“. Uralte geschichtliche Erinnerungen bergen die Namen „Hühnerfeld“ und „Hühner- holz“. Zwischen beiden Orten durch nach der schon genannten Zent zieht die alte Heer- straße (Nibelungenstraße!) In der Mundart lau- tet der Name „Höörfeld“ und „Höörhölzle“. Im Vorberger Erbbestandsbrief von 1563 findet sich die dreifache Schreibweise „Heerfeldt“, „Hürfeldt“, „Suenerfeldt“ und 1611 „Hünerfeldt“. Das Wort kann nur bedeuten: „Feld am Heerweg, Heerfeld“, d. h. Lagerfeld der Heere. (Vergl. Rotfeld, Lügen- feld, Lechfeld, Walsersfeld!) Als der Sinn nicht mehr verstanden wurde, deutete man es mit dem mundartlichen „Höör“ für Hühner. Mit „Feld- huhn“ hat der Name nichts zu tun, da dieses in allen Feldern der Gegend gleich häufig vorkommt. Auch der „Hünergarten“ (1611), in der Mundart „Höörarte“, hat die nämliche Ablei- tung. Dort war der Lagerplatz für durchziehende Heere im Mittelalter, so 1635 für die kaiserliche „Armada“ Ferdinands II.; man fand dort schon häufig auch mittelalterliche Münzen. Ein findiger Kopf hat das Wort wirklich als „Hünergarten“ erklärt, weil er den Ausdruck „Baum- und Rükchen- garten“ von 1652 als Rükengarten las. Dort, so schloß er dann, hätten die Hühner lustig ge- gackert! (Mein Vorberg 1936!)

Die Brühlwiesen (mhd. brüel), zwischen der Umpfer und dem Mühlgraben zur Riedmühle hält eine Erinnerung aus der Frühzeit der Grundherr- schaft fest. (1578 die großen Bruelwiesen). Die waren grundherrlicher Besitz und als Weideplatz für Großvieh verwendet; ein Teil davon heißt heute noch „Serrenwiesen“.

An den alten Weg von Wölchingen über den Kirchberg nach Epplingen grenzt das Reiß- hölzle (1578 Reißhölzlein); es war demnach Buschwald. Das Wort ist abgeleitet von Reiß, Reifig und sollte nach heutigen Begriffen auch wie diese geschrieben werden. Allein schon bei seiner ältesten Erwähnung zeigt es obige Schreibweise. Daraus ist im Volksmund die Sage entstanden, der Teufel habe in diesem Walde eine treulose Braut zerrissen.

Ein anderer, heute nicht mehr verstandener Waldname lautet im Volksmund Hüttli, auf der Flurkarte und im Lagerbuch Hüttlein. Das Wort hat schon seit der ersten Erwähnung im

Jahre 1533 und 1578, wo es als Hüttloch erscheint, verschiedene Entwicklungsstufen durchwandert; 1535 ist es Hüttlach, 1575 Hüttlich und 1651 bereits Hüttli. Der Name deutet auf einen Eichwald (ahd. loh), in dem sog. Fluchthütten für die Kriegszeit standen. Hier fanden Mensch und Tier Schutz vor dem durchziehenden Raubgesindel. Südwestlich schließt sich das „Dämmlein“ an. Dort waren also die Fluchstätten ehemals durch einen niedrigen Damm (Erdwall) geschützt.

Am Fuße des Hüttlibergwaldes, dicht neben der Landstraße Heidelberg—Würzburg, ist der Ort „am Kreuz“ oder „am Schulzenkreuz“. An dieser Stelle fand im September 1553 die Hinrichtung von sieben Dorfschulzen statt, die ihrem Ortsherrn, dem Ritter Albrecht v. Rosenberg, zu Vorberg nach dem Leben getrachtet hatten. Da sich dort zugleich seit alter Zeit der Weg von Wölchingen nach Schwabhausen mit der genannten Landstraße kreuzt, stand hier schon frühe ein sogenanntes Wegkreuz. Diesen Schluß zieht man daraus, daß schon im Jahre 1512 ein Kreuzacker erwähnt wird. (Urk. Karlsruhe.) Das jetzige hölzerne Schulzenkreuz wurde vor drei Jahrzehnten an Stelle eines alten, morschen Holzkreuzes errichtet. Der vom Kreuz nach Wölchingen führende, etwa sieben Meter tiefe und am obern Rand gegen zehn Meter breite Hohlweg ist der Totenweg. Nach der Ortsfrage wurde er so benannt, weil die Einwohner des Dorfes auf diesem Weg die Ueberreste ihrer von Wölfen bei der dortigen Wolfsgrube gerissenen Kinder nach Hause getragen haben sollen. Der Weg ist aber ein uralter Verkehrsweg, der infolge der vielen Jahrhunderte langen Benutzung und Auswaschung durch das Regenwasser

so tief in den Boden eingeschnitten ist, daß oben rechts und links bereits wieder neue Feldwege gezogen werden mußten. Die alte Fahrbahn liegt schon seit Jahrhunderten im toten Winkel, d. h. sie ist von den benachbarten Feldern nicht sichtbar. Daher der Name. Das Amtslagerbuch von 1578 zeigt schon den Ausdruck „ein Acker unter dem Hüttloch, genannt der Totenacker“, was nichts anderes sein kann als eine Abkürzung für „Acker am Totenweg“; denn eine zweite Stelle besagt: „In Hüttloch bei der Wolfsgruben am Todtenweg“.

So spiegelt sich die überaus bewegte, ereignisreiche Geschichte des ältesten Städtchens des badischen Frankenlandes, der ehemaligen pfälzischen Oberamtsstadt Vorberg, in seinen eigenen Namen und in denen seiner Berge und Täler, seiner Fluren und Wälder, seiner Bäche und Quellen. Die toten, stummen Zeugen aus der Vergangenheit nehmen wieder Leben an, sobald man sie beschwört, und werden dann auf Befragen beredt.

Nachschrift: Die Belegstellen sind von mir schon zum größten Teil abgedruckt in: 1. Die roman. Kirche zu Vorberg-Wölchingen 1909. 2. Die ev. Kirche und Pfarrei Vorberg. 1911. 3. Fränk. Blätter 1921—1923. 4. Die Volksschule zu Vorberg. 1926. 5. Tausend Jahre Burg Vorberg. 1932. 6. Mein Vorberg, Heimatheft 1935 u. 1936. Ohne Hinweis darauf finden sich sehr viele davon wieder, teilweise mit Druckfehlern, in dem wissenschaftlich unzulänglichen, phantasievollen Aufsatz von Edmund Nied (Mein Vorberg 1936) über Vorberger Flurnamen, „der in erster Linie für heimatkundige Leser von Vorberg und Umgebung geschrieben“ ist.

Zur Neuordnung des Mannheimer Schlossmuseums

Am 7. Mai 1939 wurden die neugestalteten Brunträume des Ostflügels im Mannheimer Schloß und die neu aufgestellten Sammlungen antiker Kunst eröffnet. Wir geben unseren Lesern im folgenden einen kurzen vorläufigen Bericht über einige grundsätzliche Gesichtspunkte der Neuordnung und behalten uns vor, in den nächsten Hefen eine Reihe hervorragender, zum Teil neu erworbener Kunstwerke sowie geschlossene Sammlungsgruppen ausführlicher zu betrachten.

Die Sammlungen des Städtischen Schlossmuseums zu Mannheim wurden in den Jahren 1937—39 einer grundsätzlichen Neuordnung unterzogen. Als wesentliche Aufgabe hat Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob betrachtet, eine innere Harmonie zwischen Raum und Museumsgut zu schaffen, um den Besucher zu einem Gesamterlebnis

zu führen. Gerade weil von der beweglichen Ausstattung aus kurfürstlicher Zeit nichts im Mannheimer Schloße verblieben ist, mußten neue, auf dekorative Einheit abzielende Zusammenhänge geschaffen werden, um einen Gleichklang der Formen zu erreichen. Dies war um so notwendiger, als das wichtigste Problem in der Kunst des 18. Jahrhunderts die Gestaltung des Raumes, d. h. der Gliederung von Wand und Decke und ihrem Verhältnis zueinander, gewidmet war.

Bleiben im alten Museumsteil in Hinsicht auf die farbige Haltung noch manche Wünsche offen, so konnte dank der großzügigen Förderung durch Oberbürgermeister Carl Renninger die völlig neugestaltete Flucht des Ostflügels, die zu dem bisherigen Raumbereich des Schloß-

musiums als beträchtliche Erweiterung hinzukam, im farbigen Raumeindruck so abgestimmt werden, daß Wände und Stukkaturen, Gemälde und Bildwerke, Möbel und Kunsthandwerk zu einem einheitlichen Grundton verbunden sind. Dies war nur möglich, weil man vor der gründlichen baulichen Instandsetzung dieser Festfälle durch das Städtische Hochbauamt eine probeweise Einrichtung vornahm, um sich auf das sorgfältigste über die Möglichkeiten farbiger Raumkomposition Klarheit zu verschaffen.

Durch wenige bauliche Veränderungen gelang es, den alten Museumsteil an den Ostflügel anzuschließen und damit den prachtvollen großen Bibliotheksaal in den Rundgang mit einzubeziehen. Gleichzeitig wurde für die Städtische Schloßbücherei durch Anschaffung wirkungsvoller, innen beleuchteter Vitrinen die Möglichkeit wechselnder Buchausstellungen im Hauptkorridor der Bibliothek geschaffen. Als erste Sonderveranstaltung zeigt Direktor Dr. Herbert Stubenrauch eine eindrucksvolle Ausstellung bemerkenswerter Bucheinbände aus vier Jahrhunderten (1450 bis 1850). Durch Wiederherstellung einer alten Treppe konnte schließlich auch die frei gewordene Kleine Kabinettbibliothek der Kurfürstin, die im Erdgeschoß neben dem Westpavillon des Mittelbaues liegt, in Verbindung mit den Brunträumen im Obergeschoß gebracht werden.

Mit der Schaffung eines Raummuseums war eine durchgreifende Auflockerung des gesamten Sammlungsgutes verbunden. Alle schaufensterartigen Mittelvitrinen, die den Raumeindruck der Brunssäle zerstörten, wurden beseitigt und an ihre Stelle so weit als möglich die von Baumeister Vigage entworfenen historischen Schaufchränke des ehemaligen Naturalienkabinetts gesetzt. Die Neuaufstellung soll dem Besucher die Möglichkeit geben, dem hochwertigen Einzelgegenstand besondere Aufmerksamkeit entgegenzubringen und ihn in mannigfacher Wechselbeziehung zu sehen. In den Brunssälen im Obergeschoß des Ostflügels entstand so eine Raumfolge zur Kunst und Kultur des deutschen Barock und Rokoko. An die Bildwerke der Spätgotik, dessen künstlerischem Erbe das Zeitalter des Absolutismus in vielerlei Hinsicht noch verpflichtet war, schließt sich in Gemälden und Skulpturen der kirchliche Barock an. Das Werk des Bildhauers Paul Egell wurde hierbei als selbstän-

dige, international bedeutsame Einzelercheinung erneut herausgestellt. Es folgen Räume mit den Themen: Das Bildnis, das Stilleben, das Volksleben, die Jagdfeste des Barock.

Die Korridorräume dieses Ostflügels beherbergen eine Auslese von Radierungen, Kupferstichen, Schabkunst- und Aquatintablättern aus dem reichen Schatz der am kurpfälzischen Hofe zu besonderer Geltung gelangten graphischen Kunst Mannheimer Meister. In Gemälden, Aquarellen und Handzeichnungen von Philipp Hieronymus Brinckmann, Ferdinand, Franz und Wilhelm Kobell, Karl und Rudolf Kuns, Josef August Bissinger wird sodann die für die Geschichte der deutschen Malerei einflussreich gewordene Entwicklung bodenständiger Landschaftskunst von 1730 bis 1850 gezeigt. In vielmonatlicher Arbeit wurde für die neuen Räume durch den wissenschaftlichen Assistenten am Schloßmuseum, Dr. Ludwig Werner Böhm, in ansprechender Form eine ausführliche Beschriftung der Einzelkunstwerke durchgeführt.

Im Erdgeschoß des Ostflügels ist in den Räumen des ehemaligen Naturalienkabinetts unter Leitung von Prof. Dr. Hermann Gropengießer eine Sammlung antiker Kunst eingerichtet worden. Die vorderen sechs Säle haben in neuem Gewande die Gipsabgüsse aufgenommen, nachdem sie über zehn Jahre lang unter den ungünstigsten Verhältnissen magaziniert gewesen und nun endlich wieder frisch instandgesetzt worden sind. Die jetzige erste Anordnung folgt der Entwicklung der griechisch-römischen Kunst. In dem daneben herlaufenden Gange stehen in neuen Schränken und Schaukästen die originellen Bestände des griechischen und italienischen Kunsthandwerks. Am Schluß des Ganges, der auf eine längere Strecke hin fensterlos ist, haben die 14 etruskischen Aschenurnen von Marmor aus dem alten kurfürstlichen Antiquarium, die einen besonderen Schatz des Schloßmuseums bilden, in einer nachgebildeten etruskischen Grabkammer mit künstlicher Beleuchtung ihre Aufstellung gefunden.

Eine staunenswerte Fülle kostbaren Kunstgutes ist in den Repräsentationsräumen vereinigt, die nicht nur zu sorgfamer Einzelbetrachtung anregt, sondern darüber hinaus als Zeugnis einer großartigen Raumkunst vergangener Zeiten die innere Geschlossenheit des Bauwerks bekräftigt.

Kleinere Mitteilungen

Aus der Geschichte des „Sand-Häuschens“ in der Nähe des Steigerwegs zu Heidelberg

Von Wilhelm Sigmund, Heidelberg

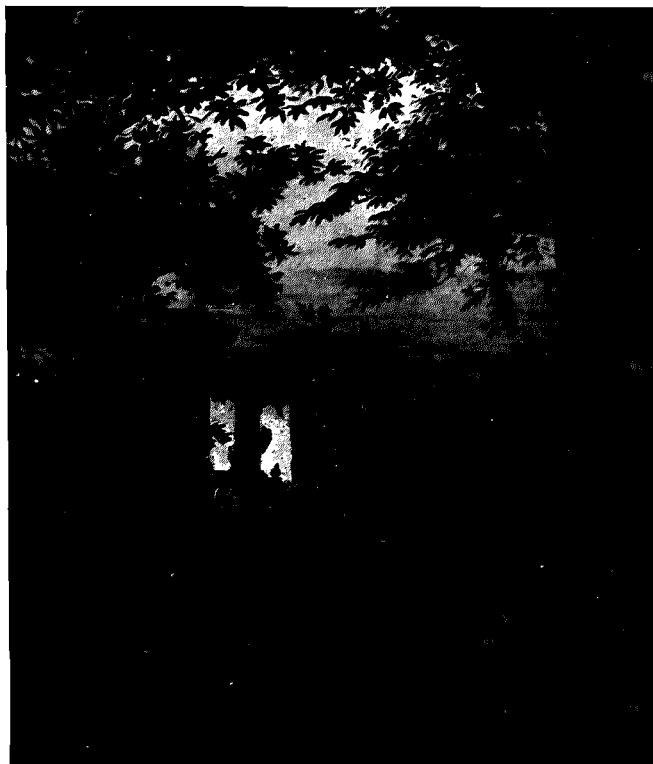
In den Mannheimer Geschichtsblättern fand die Tat Karl Ludwig Sands vom 23. März 1819 in mehreren Nummern eingehende Behandlung. Die Chronik erzählt, wie im Anfang der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Bürger- und Bauernhäusern des südlichen Deutschlands allerlei Reliquien aus dem blutigen Vorfall ihre Verehrung fanden. Im Zusammenhang damit wird auch ein Weinberghäuschen in Heidelberg erwähnt, das von dem Scharfrichter aus den Brettern des Schafotts errichtet worden sein soll.

Frägt man in Heidelberg nach diesem „Sand-Häuschen“, das jahrelang von den Gliedern der Burschenschaften zu nächtlichen Zusammenkünften benützt wurde, wie Georg Weber in „Heidelberger Erinnerungen“ mitteilt, so erhält man die seltsamsten Antworten. Vorweg sei gesagt: Das Weinberghäuschen steht nicht mehr, aber die Unterkellerung ist noch erhalten und zugänglich.

Verschiedene mir bekannte Heidelberger Einwohner haben noch bei dem Sandhäuschen gespielt. Es stand auf der Höhe der ehemaligen Hospitalweiberge gegenüber dem obersten Tor des Bergfriedhofs am Nordhang des Steigerwegs. Ueber kurz oder lang wird das Gelände zu Bauzwecken Verwendung finden und damit der letzte Zeuge aus dem Sand-Kozebue-Drama verschwinden. Aus diesem Grund sei dem sagemummobenen Platz noch einmal Beachtung geschenkt.

Der 23jährige Jenerer Student Karl Ludwig Sand aus Bunsiedel hatte in Kozebue einen in russischen Diensten stehenden deutschfeindlichen Agenten gesehen, einen herzlosen Spötter über die nationalen Bestrebungen der Zeit, durch dessen Ermordung Sand seinem geliebten Deutschland die Freiheit mit zu erringen hoffte. Am 23. März 1819 fiel Kozebue in Mannheim unter den drei Dolchstichen Sands.

Dem Scharfrichter Franz Wilhelm Widmann, geboren 6. August 1774 in Heidelberg, ward die schwere Aufgabe zuteil, das Bluturteil des Gerichtshofs an Sand am 20. Mai 1820 in Mannheim öffentlich zu vollstrecken. Nach altem Brauch gehörten dem Scharfrichter die Balken und Bretter des Blutgerüstes. Mit Tränen in den Augen hatte dieser Mann von Sand Abschied genommen, der ihm als Zeichen des inneren Verständnisses die Bruderhand reichte. „Aus den Brettern des Schafotts ließ der Scharfrichter auf der westlichen Bergeshöhe ein Gartenhäuschen errichten; es ist jetzt noch (1886) als Sandhäuschen allgemein bekannt.“ (Heidelberger Erinnerungen.)



Das Sandhäuschen an der Südwestecke des Geisbergs in Heidelberg

Nach einem Delbild aus dem Besitz des Mannheimer Alttertumsvereins

Fünzig Jahre sind seit diesem Jahr verflossen: nirgends findet sich ein Hinweis auf die genaue Lage des Gartenhäuschens. Nach langen Umfragen und Forschungen kam ich zu folgenden Ergebnissen:

Gegenüber dem letzten, oberen Tor des Bergfriedhofs Heidelberg liegt das Haus „Waldfrieden“, Steigerweg Nr. 51, dem noch zwei weitere Häuser an der Straße folgen. An der Rückseite dieser in Gärten liegenden Anwesen steigt das Gelände scharf an bis hoch hinauf zu dem Rande des Hügelwaldes. Eine große Zahl kleiner Steinmauern verwandelt den Berghang in Terrassen, die, ehemals mit Reben bepflanzt, den Namen „Hospitalweiberge“ trugen. In fleißiger Arbeit haben alljährlich beim Hacken der Weinberge die Weingärtner die Steine aus dem Erdboden aufgelesen und in zwei langen Steinzeilen oder Steinrutschen in der Richtung von oben nach unten aufgeschichtet. Diese Steinrutschen finden sich in dem etwa um 1770 gezeichneten Plan 3 zum alten Lagerbuch bereits eingezeichnet.

Beinahe am oberen Ende der westlichen Steinzeile liegen die starken, aufgemauerten, zur Hälfte zusammengestürzten Kellergewölbe, über denen sich das Sandhäuschen erhob. Die oberste Terrasse des nachbarlichen Weinbergs ist ziemlich eben und bietet einen weiten Fernblick nach Westen auf die Rheinebene und

die Haardt. Am Sandhäuschen selbst verdecken Hecken und Bäume die Sicht westwärts in die Weite; ehemals aber, als die Kastanienbäume, die Nispeln und verschiedene Waldbäume noch nicht geduldet wurden, mag das Weinberghäuschen in seiner freien Lage beherrschend die Südwestecke des Berghangs gekrönt haben.

Laut Grundbucheintrag verteilten Michael Ritter, Adam Arnold und Daniel Kredel den östlich der Steinzeile erstiegenen Weinberg am 22. September 1848 unter sich nebst dem gemeinschaftlichen Anteil an dem Häuschen mit Grund und Boden. Um das Häuschen herum auf der nebenan liegenden, nur wenig schrägen Terrasse trieben die noch lebenden Enkel des Michael Ritter ihr Spiel, wenn sie den im Weinberg arbeitenden Großvater besuchen durften, und der vor kurzer Zeit im Alter von 69 Jahren verstorbene Eigentümer des Geländes, Malermeister Göbelmann, suchte mit dem Sohn des früheren Besitzers Armitage die Gegend gerne zu spielen auf; als ich ihn um genaue Lage des Weinberghäuschens bat, führte er mich an den oben erwähnten Platz.

Sehr wertvoll sind mir auch die Ausführungen des Herrn Sanitätsrats Dr. Wild in Bahreuth, der seiner Heimatstadt Heidelberg gerne einen Besuch abstattet. Er schrieb mir im November 1937 u. a.: „Das Sandhäuschen, hoch oben am Waldrand, inmitten eines Weinbergs und gegenüber unserem schönen Waldfriedhof gelegen, ist nicht mehr vorhanden. Als Knaben — etwa um 1874 — haben wir dort nie gespielt. Mein Freund, der Sohn des Friedhofsaufsehers Job, wußte vom Sandhäuschen so Gruseliges zu erzählen, daß wir es mieden, aber weiter unten war ein Steinbruch, dort spielten wir „Burgeroberles“.“

Im Oktober 1938 rollten uns die reifen edlen Kastanien vor die Füße, als Herr Wild mir auf meine Bitte den Platz des von ihm gut gekannten Sandhäuschens zeigte. Als Student schrieb der Frankfurter Wild im ersten Band der Burschenschaftlichen Blätter 1887: „Gegenüber vom Friedhof steht auf einer Anhöhe ein halbverfallenes Weinberghäuschen. Es ist das von Scharfrichter Widmann aus den Brettern des Schafotts, auf dem Sand hingerrichtet wurde, erbaute Sandhäuschen, noch jetzt (1887!) mit heiliger Scheu von einsamen Wanderern gemieden. Jahrelang diente der prächtige Platz am Rande des Waldes, der eine wunderschöne Aussicht auf die Rheinebene bietet, den Heidelberger Burschenschaftlern als geeigneter Ort zu nächtlichen Gelagen im Freien und als Versammlungsort zu Verfolgungszeiten, die als Folgen der Tat nicht ausbleiben konnten.“

Von dem Steigerweg aus den Platz des ehemaligen Sandhäuschens ohne einen Kenner des Geländes als Führer zu finden, ist für Fremde kaum möglich. Viel leichter und bequemer kann man ihn durch Benutzung des Hugelwaldpfades erreichen, der, vom Steigerweg links abzweigend, in Windungen aufwärts führt und in den unteren Dachsbauweg einmündet. Man kann auch vom Bahnhof den Senfentried aufwärtssteigen nach

dem Dachsbauweg oder von dem Rondell der Fahrstraße bis zur Hugelwaldhütte folgen. Eine der Windungen des Hugelwaldpfades führt ziemlich nahe an den Ueberresten des Kellergewölbes und der Steinzeile vorbei.

Wie schon erwähnt, muß der Blick von dem Sandhäuschen aus früher viel weiter gereicht haben wie heute, wo die Sicht durch die westlich davor hochgewachsenen Bäume erschwert ist. Vor vierzig Jahren aber lag die Rheinebene frei vor dem Beschauer. In dieser Zeit heißt es in einer Vorlage an den Heidelberger Bürgerausschuß (7. Dezember 1895): „Von dem in diesem Jahr erbauten Fußweg vom Steigerweg nach dem Dachsbauweg, dem sogenannten Hugelwaldpfad, soll ein 140 Meter langer Fußweg nach einem schönen, an der Waldgrenze oberhalb der Weinberge gelegenen Aussichtspunkt abzweigend werden.“ Hierfür waren 60 Mark in den Voranschlag eingesetzt.

Wäre dieser kurze Pfad damals angelegt worden, so wäre der Name „Sandhäuschen“ erhalten geblieben, das Häuschen vielleicht selber hergerichtet worden; anscheinend wollte man aber die Erinnerung an Sand nicht auffrischen und setzte den Bau dieses sehr leicht anzulegenden Fußweges aus. Die Vorlage nennt auch den Namen „Sandhäuschen“ nicht, sie spricht nur von einem schön gelegenen Aussichtspunkt. Hofrat Cantor verrät uns den Namen. Am 31. Dezember 1897 fragt er im Bürgerausschuß an, „warum die vor einigen Jahren in Aussicht gestellte Abzweigung des Fußpfades vom Hugelwaldpfad nach dem Sandhäuschen nicht durchgeführt wurde“.

Der uns allen bekannte Betreuer der Heidelberger Wälder, Herr Oberforsttrat Rutina, hatte seinen Dienst erst kurze Zeit zuvor, am 17. Juli, angetreten gehabt und war deshalb in die Verhältnisse nicht eingeweiht. Es erging aber am 14. April 1898 an den Stadtrat die Antwort: „Was den Weg nach dem Sandhäuschen betreffe, so sei derselbe vor seinem Dienstantritt projektiert worden. Deshalb er nicht ausgeführt wurde, könne er nicht sagen. Er vermute aber, daß die Herstellung unterblieben sei, weil der Pfad eine Sackgasse gegeben und vom Sandhäuschen keine Fortsetzung gefunden hätte. Wenn es gewünscht werde, so kann der Pfad, der nicht viel kosten würde, jetzt noch angelegt werden.“

Wenn in diesem Schriftwechsel der Name „Sandhäuschen“ auftritt, so muß dieses im Jahre 1898 noch zu sehen gewesen sein. Zwei Jahre später hören wir von Herrn Sanitätsrat Dr. Wild: „Als ich 1900 das Grab meiner Eltern besuchte, schaute ich auch nach dem Sandhäuschen aus. Doch war mein Schauen vergebens.“

Am 27. April 1927 erschien in der „Frankfurter Zeitung“ eine Abhandlung von Guido Weiß nach dem Tagebuch eines pommerschen Studenten, betitelt „Heidelberger Erinnerungen“. Bei der Aufzählung der Spazierwege — die Zeit muß vor 1832 liegen — fährt er fort: . . . oder man wandelte auf der anderen (linken) Seite des Flusses die Bergelehnen entlang südwärts auf dem

Weg, der zum Speyerersthof führte und blickte wohl mit Pietät nach dem einfachen Bretterhäuschen hinüber, das am Berge inmitten der Wingerte sich erhob.

Da saß an schönen stillen Abenden ein freundlicher alter Mann vor der Tür, der sein Pfeifchen rauchte und dem Gruß der Vorübergehenden mit einer Bemerkung über das Wetter oder die Ernteaussichten dankte. Ging man auf ein solches Gespräch ein und trat näher, so lenkte der Greis bald auf alte Zeiten zurück und auf **M a n n h e i m**. Wußte nun einer, daß er an die richtige Tür gekommen war, so durfte er getrost und geradezu auf Karl Ludwig Sand zu sprechen kommen, denn der friedliche, freundliche Weißkopf da hatte in seinem Leben etwas erlebt, das nun die Haupterinnerung seiner Greisenjahre war: er war Scharfrichter gewesen und hat Karl Ludwig Sand enthauptet.“

Nach der Schilderung dieser Szene fährt er fort: „Der Scharfrichter, der seinen Patienten lieb gewonnen hatte, ließ das Blutgerüst abbrechen und nach Heidelberg transportieren, wo es in einem weltvergessenen Winkel als Sommerhäuschen wieder erstand. Dort saß er nun, alt geworden und in voller Frische des Gedächtnisses, in der echten Sentimentalität des Zeitalters von vergangenen Tagen träumend, seine kleinen Reliquien vorzeigend . . .“

Diese Ausführungen lassen ein bestimmtes Jahr nicht erkennen, doch muß der Besuch des pommerischen Studenten vor 1832 erfolgt sein; denn der Scharfrichter Sands ist am 26. Juni 1832 in Heidelberg in einem Alter von 58 Jahren gestorben. Der Bericht läßt die Spaziergänger auch nach dem Speyerersthof wandern; dieser Hof wurde aber erst 1853 von dem Bürgermeister Speyerer angelegt; der Weg führte über jenes Gelände, vielleicht hinab nach dem alten Bierhelderhof.

Die oben geschilderte Lage des Sandhäuschens erfährt im Jahre 1858 ihre weitere Bestätigung in einem französischen Reisewerk. Der Verfasser, Edmond Texier, hat in seinem Werk *Voyage pittoresque sur les bords du Rhin* uns bisher unbeachtete Sanderinnerungen geboten, von denen Herr Prof. Dr. Alb. Becker in dem Beitrag zu dem Veterinärhistorischen Jahrbuch 1937 „Besuch im Hause Widmann“ einiges mitteilt. Die uns interessierende Stelle lautet: „Neugierig wie Engländer fragten die beiden Franzosen auch nach dem Weinberghäuschen, von dem sie gehört hatten. Ein Diener Widmanns (des Sohnes des Scharfrichters) führte sie dahin. Der Garten lag auf dem Gipfel eines Weinbergs. Ein hübscher Pavillon, einst Gässeln zugänglich und jetzt abgeschlossen, seitdem mit der Zeit die Begeisterung sich abgekühlt, erhebt sich mitten in diesem kleinen Besitztum, und auf beiden Seiten dieses Pavillons ist je eine Laube, deren Gerüst unter den Weinranken verschwindet.

Aber welche der beiden Lauben ist nun die, die Karl Sands Getreuen geweiht ist? Unsere geschichtliche Gewissenhaftigkeit ging so weit, daß wir wollten sagen können, ob es die links oder rechts ist. Der Diener wußte es selbst nicht, aber er fragte uns: „Haben Sie ein Messer?“ — „Ja, wozu?“ — „Um einen Schnitt in das Holz zu machen. Ein Schafott ist aus Lannenholz.“ — Und in der Tat, die eine Laube war aus Eichen-, die andere aus Lannenholz.“

Um die oben erwähnte Zeit hatte Michael Ritter den Weinberg samt „Häuschen“ im Besitz. Die heute noch in sehr gutem Zustand befindlichen Terrassenmauern — von den höchsten Wegenlagen des Bergfriedhofs über die Schlucht des Steigertwegs hinweg deutlich sichtbar —, geben von der reichen Arbeit dieses Weingärtners in seinem Weinberg Zeugnis. In entsprechender Weise hatte er wohl auch das Weinberghäuschen ausgebaut und seinen Zwecken dienstbar gemacht. Die beiden Franzosen nennen es 1858 „Pavillon“ und erzählen, daß es abgeschlossen war. Dem Wind und Wetter auf freier Höhe preisgegeben, hatte sich der einfache Bau im Laufe der Jahrzehnte manche Aenderung und manches Flickenwerk gefallen lassen müssen, und so hatte sich sein Aussehen auch vielfach verändert.

Das beigelegte Bild des Sandhäuschens ist die Wiedergabe eines im Besitz des Mannheimer Altertumsvereins befindlichen Ölgemäldes. Aus welchem Jahre es stammt, läßt sich leider nicht nachweisen. An der obersten Terrasse des Nebgeländes macht der Berg einen leichten Knick und schuf hier einen beinahe ebenen Garten, an dessen vorgehobenem Ende das Häuschen aufgemauert ist. Das Bild zeigt die freie Lage am Rande des Hübelwalbes mit dem weiten Blick in die Rheinebene.

Anmerkung: Als nach langen Jahren die Erinnerung an Sands Tat verblaßt war, hatte sich auch im Volk das Interesse am Sandhäuschen verloren, und auf die Frage nach diesem Häuschen bekam der Fremde gar oft einen unterhalb des Platzes stehenden massiv steinernen Bau gezeigt, das sogenannte „weiße Schloßchen“. Diesen Namen mag dieses zweistöckige turmartig aufragende Gebäude früher getragen haben, als es in seinem weißen Gewande aus dem Grün der Nebberge herausleuchtete. Es wird schon 1744 im Kontraktenbuch als „weißes schloßigen“ angeführt, und das Lagerbuch von 1770, Plan 3, enthält eine Zeichnung davon, wie es heute noch dasteht. Ueber dem Türbogen des unteren Stockwerks mit seinen 60 Zentimeter starken Mauern ist in dem Sandstein die Jahreszahl (1)581 eingehauen. Auch heute noch sprechen manche Heidelberger dieses sieben Meter hohe Gebäude fälschlich als „Sandhäuschen“ an. Nur wenige Alteingesessene halten die Erinnerung an den richtigen Platz des ehemaligen Sandhäuschens noch wach.

Ausstellungen der Schloßbücherei

Der Hutten-Gedächtnisschau der Städtischen Schloßbücherei sind drei weitere Sonderausstellungen gefolgt. Wiederum boten die Schaukästen das vertraute Bild: seltene Erstausgaben, unter ihnen manche bibliophile Kostbarkeit, lagen in gefälliger, übersichtlicher Anordnung ausgebreitet und regten zu betrachtendem Verweilen an. Mit gewohnter Gründlichkeit und Sorgfalt hatte Direktor Dr. H. St u b e n r a u c h Band um Band mit einer erläuternden Beschriftung versehen, die alles Wissenwerte knapp zusammenfaßte und auch dem Kenner manchen dankbar aufgenommenen Hinweis auf buchkundlich oder geistesgeschichtlich bedeutsame Einzelheiten gab. Jede dieser Sonderausstellungen zeigte nur Werke aus dem Eigenbesitz der Bücherei; wie bisher wurde grundsätzlich auf Ergänzungen durch Leihgaben auswärtiger Bibliotheken verzichtet. Erneut jedoch bemerkte man mit Ueberraschung, wie vielseitig und umfassend die Bestände an frühen Drucken und wertvollen Erstausgaben sind, die von der Schloßbücherei verwahrt werden. Kaum ein großer Name des europäischen und insbesondere des deutschen Schrifttums im 17. und 18. Jahrhundert fehlt unter den Verfassern der Werke, die sich hier erhalten haben. Der unschätzbaren, fast unerschöpflich reichen und vielseitigen Sammlung des gelehrten Vaters Desbillons entstammte auch dieses Mal wohl die Mehrzahl der dargebotenen Werke; daneben erwies sich wieder die Harmonie-Bibliothek als eine Fundgrube bibliophiler Seltenheiten aus dem achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhundert.

*

Zur 225. Wiederkehr seines Geburtstages erinnerte zunächst eine Ausstellung an den Dichter Laurence Sterne (1713—1768). Zwei Werke haben den Namen dieses Engländers unsterblich gemacht: der „Tristram Shandy“ und die „Empfindsame Reise“. Beide sind nicht denkbar ohne jenen Geist der Aufklärung, der in England seine klassische Prägung erhalten hat in der Verbindung von nüchternem Wirklichkeitsinn und ernstem Fleiß (von puritanischem Erbe, wenn man will!) mit dem neu errungenen Glauben an die bewegende Kraft des menschlichen Verstandes und dem Willen, das Leben nach den Gesetzen der Vernunft zu gestalten. Was aber den eigentlichen Ruhm dieser Romane begründete, war ihr Stil. Die heitere Fröhlichkeit eines ausgeglichenen Temperaments, das auch die bitteren und schmerzlichen Erfahrungen des Daseins hinzunehmen wußte mit einem noch in Tränen lächelnden Humor, hat diesen Stil geformt; in ihm fand die gemütvoll empfindsame Herzens den dichterischen Ausdruck, der Vorbild wurde für eine neue Epoche der europäischen Romanliteratur. „Er war in allem ein Muster, ein Entdecker und Erwecker“, so urteilte Goethe 1806, ein Menschenalter nach dem Tode Laurence Sternes über den Dichter, „den schönsten Geist, der je gewirkt hat“. Wie groß und umfassend die Wirkung der Werke Sternes in der Zeit

ihres Entstehens war, wie stark sie die Entwicklung des europäischen Schrifttums beeinflusst haben, bezeugt ein Wort Lessings, das er einem Freunde beim Empfang der Nachricht vom Tode Sternes schrieb: ein Jahrzehnt seines Lebens wolle er hingeben, wenn er dadurch das Leben dieses Engländers nur um ein Jahr verlängern könne!

Tief und stark hat Sterne das Romanschrifttum Englands beeinflusst: Charles Dickens war sein Schüler, er hat die Anregungen Sternes weiterentwickelt und zur Vollendung geführt; Sternes geistige Grundhaltung ist auch noch bei Späteren spürbar, bei Rudyard Kipling etwa, dessen feine Ironie nichts anderes zu sein scheint als eine neue, dem veränderten Zeit- und Generationserleben entsprechende Äußerung der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts. In Deutschland hat vor allem die Romantik viel von Sterne gelernt: die Werke Jean Pauls beispielsweise teilen mit ihm die mehr betrachtende, moralisch-belehrende als anschaulich-berichtende Darstellungsart. Es ist genugsam bekannt, daß sich in den „Leiden des jungen Werther“ der tiefe Eindruck widerspiegelt, den Goethe durch die Lektüre der „Empfindsamen Reise“ erfahren hat.

Sternes erstes Werk, der „Tristram Shandy“ („The life and opinions of Tristram Shandy“, — „Leben und Meinungen Tristram Shandys“), 1759—67 als vielbändiger Roman erschienen, sollte die Kindheits- und Jugendgeschichte eines englischen Don Quijote geben. In seiner weitgespannten Anlage, in der von Betrachtungen und Abschweifungen immer wieder unterbrochenen Erzählung kam er über die Geburt des Helden kaum hinaus. Hinter den liebenswürdig-humorvollen, umständlich breiten Schilderungen verbergen sich viel schmerzliche Lebenserfahrung und ein hohes Maß Weltflucht. Für die schöne Erstausgabe hat der begabte William Hogarth einige Kupfer gestochen, die das Tragische wie das Groteske mit derselben Anmut darzustellen wissen, mit der es das Wort des Dichters eingefangen hat. Und die berühmte „Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien“ — „The sentimental journey through France and Italy“ — von 1768, konnte keinen besseren, keinen genialeren Illustrator finden als George Cruikshank, dessen Hand eine Fülle reizender Stiche geschaffen hat, mit denen die Seiten einer späteren Ausgabe wirkungsvoll und anmutig geschmückt sind. Ein kaum weniger erfindungsreicher Künstler, der Maler und Kupferstecher Thomas Stothard, zeichnete und schnitt eine große Anzahl lebensvoller Bilder für die schöne erste Gesamtausgabe, die 1798 zu erscheinen begann.

An Schönheit und Gepflegtheit der Ausstattung und des Druckes können sich die frühen deutschen Ausgaben der Werke Sternes nicht mit den englischen messen. „Tristram Shandy“ und die „Empfindsame Reise“ waren fast unmittelbar nach dem Erscheinen ins Deutsche übersetzt worden. Von Lessing angeregt und unterstützt, übertrug schon 1768 Johann Joachim Christoph

Bode die „Empfindsame Reise“; die Erstausgabe, in Hamburg gedruckt und verlegt, konnte die Ausstellung zusammen mit mehreren späteren Uebersetzungen zeigen. Unter ihnen erregte besondere Aufmerksamkeit die in dem berühmtesten Mannheimer Nachdruckverlag der „in- und ausländischen schönen Geister“ des betriebssamen Anton von Klein veröffentlichte Verdeutschung des einheimischen Sprachlehrers Gabriel Eckart, die sich durch die große sprachliche Sorgfalt der Uebersetzung auszeichnet. Für diese Ausgabe von 1780 hat der vielgewandte Gaidius Verhelst eine charakteristische Bildnisvignette des Dichters gestochen. Aus Sternes leidenschaftlichen, gefühlsfertigen und schwärmerischen „Briefen an Elisa“, die 1775 erschienen waren, brachte 1808 das anmutige „Taschenbuch der Grazien“, das der schöngeistige badische Staatsrat Albert Friederich in Mannheim herausgab, eine Auswahl von vier gut übertragenen Stücken.

*

Gleichzeitig mit dieser Ausstellung gedachte die Schloßbücherei einer Persönlichkeit, die auf dem Gebiete des künstlerischen Buchdrucks bahnbrechend gewirkt hat: Giambattista Bodoni (1740—1813). Mit dem Deutschen Joh. Gottlob Immanuel Breitkopf und dem Franzosen François Ambroise Didot gehört er zu den Erneuerern typographischer Kunst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts hatte sich die „schwarze Kunst“ mehr und mehr von den Formen entfernt, die einst die Schönheit der Wiegenbrücke ausgemacht haben; die ruhige Geschlossenheit des Satzbildes war verloren gegangen; ein unübersichtlicher Formenwirrwarr und überladener Prunk waren häufig an Stelle der früheren Schlichtheit getreten. Hier setzte Bodonis Bemühen ein; hohe künstlerische Begabung, ein ausgeprägtes Formgefühl und ein sicherer Geschmack bildeten die natürliche Grundlage für den Erfolg seiner Tätigkeit. In Parma, am Hofe seines Gönners, des kunstliebenden Herzogs Ferdinand, betrieb Bodoni eine eigene Werkstätte und leitete gleichzeitig die herzogliche Offizin, deren Drucke bald von allen Büchersammlern begehrt wurden. Aufs beste vertraut mit dem handwerklich-technischen Verfahren, überwachte Bodoni selbst mit größter Sorgfalt den ganzen Druckvorgang auch in den kleinsten Einzelheiten. Die Drucke, die seine Pressen verließen, waren schlechthin vollendet; sie sind seit einem Jahrhundert oft nachgeahmt, aber kaum je erreicht worden. Ein Blick auf die kostbaren Bände läßt den Betrachter sofort die Schönheit empfinden, die hier durch einen reinen Zusammenklang von Maß und Form erreicht ist. „Kunst der Einfachheit“ sah Bodoni als Ziel und Aufgabe seiner Arbeit. Das klassische Ideal Winckelmanns hat er in seinem Bereich verwirklicht! Die Ausgaben griechischer und römischer Dichter und Philosophen, der Druck der „Divina Comedia“ Dantes von 1796 oder der „Aeneis“ Vergils und der „Oden“ des Horaz sind Zeugnisse dieses Strebens nach Einfachheit. Hier ist alles harmonisch

aufeinander abgestimmt: Größe des Satzbildes, Form der Typen, Stärke, Beschaffenheit und Farbton des verwendeten Papiers; das Verhältnis von bedruckter Fläche und freiem Rand auf jeder Seite hat die gleiche ruhige Ausgewogenheit, die von einem großen Kunstwerk ausgeht und die wir als schön empfinden, ohne stets daran zu denken, daß diese Wirkung auch das Ergebnis oft langer Uebersetzungen und eines tiefen Nachdenkens ist. Bodonis Kunst wurde niemals starr; selbst der Alternde hat noch nach neuen Wegen gesucht, in rastlosem Fleiß strebte er nach vollkommenerer Leistung. Zwei seiner reifsten Meisterwerke: die Ausgaben der „Tröstungen der Philosophie“ des Boethius von 1798 und die zweisprachig gedruckten „Fabeln“ Aesops aus dem Jahre 1800, von denen die Schloßbücherei zwei selten schöne, wohlerhaltene Stücke besitzt, waren zusammen mit der genannten Dante-Ausgabe der glänzende Mittelpunkt dieser anregenden Ausstellung.

*

Eine dritte Sonderschau war Johann Gottlieb Fichte (1762—1814) aus Anlaß seines 125. Todestages gewidmet. Fichte, den Philosophen, den kühnen und entschiedenen Denker, der die Lehre Kants weiterbildete und in einem großartigen System zusammenzufassen strebte, galt es zu erfassen und in seinem Wert verständlich zu machen. Der Staatsdenker und glühende Patriot, der leidenschaftliche Mahner, der im allgemeinen Bewußtsein stets lebendig war, trat dabei etwas in den Hintergrund. Aber gerade in diesen philosophischen Schriften wurden die Marksteine eines großen Lebens sichtbar. Fichtes geistige Entwicklung spiegelte sich in klarer Anschaulichkeit, zumal die beigelegten eingehenden Erläuterungen die leitenden Ideen und philosophischen Fragestellungen sicher herausarbeiteten. Den Schüler und Verehrer Kants zeigt noch ganz ungebrochen die „Kritik aller Offenbarung“ von 1791, die in einer knappen Woche niedergeschrieben und auf Rat und Empfehlung des Königsberger Philosophen veröffentlicht, den Namen Fichtes berühmt machte, nicht zum wenigsten, weil man in dem Werk eine Schrift — Kants vermutete. Ueber Jahre unstillen Wanderns und inneren Suchens und Ringens, über die Begeisterung für die Gedankenwelt Rousseaus und die Verteidigung der französischen Revolution hinweg, die aus der Abneigung und Verachtung gegen die kleinliche Politik des spätabolutistischen Fürstentums geboren waren, wuchs seit 1794 der Bau der großen systematischen Werke: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre“ (1794), die „Rechtslehre“ (1797) und das „System der Sittenlehre“ (1798). Daß seine Anschauungen nicht ohne Mißdeutungen und Anfeindungen aufgenommen wurden, bezeugt das schmale Heft über die „Bestimmung des Menschen“, in dem Fichte 1810 von Berlin aus mit einer Rechtfertigung eine kurze, eindringliche Zusammenfassung seiner Lehren verband. Neben diesen in ihrer schmucklosen Schlichtheit gleichwohl vornehm und gepflegt erscheinenden Erst drucken, konnte die kleine Sonderschau auch die erste Ausgabe der „Reden an die deutsche Nation“ von 1808 dar-

bieten: das Buch, von dem eine gewaltige, aufrüttelnde Wirkung ausging, kaum schwächer als vorher von dem machtvollen Wort des feurigen Redners!

Mit dieser Mahnung an das Gewissen der Nation klang so auch die Tätigkeit des Politikers an. Diese Tat hatte Goethe im Sinn, als er im August 1810 — vier

Jahre nach dem Zusammenbruch Preußens, zwei Jahre nach dem Vortrag und dem Erscheinen der „Reden“ — auf der Promenade von Teplitz sich — mit einer Bewegung der Hand auf den voranschreitenden Fichte weisend — zu Zelter neigte und ihm zuflüsterte: „Das ist der Mann, dem wir alles verdanken.“ L. W. B.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Montag, den 31. Oktober 1938, Vortrag in der Kunsthalle von Professor Dr. Ernst Christmann, Saarbrücken, über „Sippenforschung und Namenkunde“.

Der Vortrag, mit dem der Altertumsverein die Reihe seiner Winterveranstaltungen eröffnete, führte in ein Gebiet wissenschaftlicher Forschung, das zwar schon geraume Zeit als ein wichtiger Zweig sprachgeschichtlicher Erkenntnis von namhaften Gelehrten mit Erfolg bearbeitet wird, dem sich aber erst vor wenigen Jahren eine stärkere und allgemeinere Aufmerksamkeit zugewandt hat. Seit der Nationalsozialismus die ungeheure Bedeutung der Rasse und des Blutes für das Schicksal des Einzelnen wie eines ganzen Volkes sehen gelehrt hat, wurde vor allem bei der Ahnen- und Sippenforschung die besondere Wichtigkeit der Namenkunde erkannt.

Der unlösliche Zusammenhang von Sippenforschung und Namenkunde wird jedem deutlich, der seinen Ahnen und Seitenverwandten möglichst weit rückwärts nachzugehen versucht und das an Hand einiger oder mehrerer ganz bestimmter Familiennamen und der dazu gehörigen Vornamen unternimmt. Läßt der Sippenforscher dabei die Ergebnisse und die Methoden außer acht, die von der Namenforschung gefunden und ausgebildet wurden, so gerät er oft unversehens an den gefährlichen „toten Punkt“, an dem seine Forschung stockt, weil er bestimmte Zusammenhänge gar nicht oder nur ungenügend kennt. Hier vermag ihm die Namenkunde weiter zu helfen; durch sie lassen sich in sippen- und familien-geschichtlichen Fragen Einsichten gewinnen, wenn alle schriftliche Ueberlieferung in Urkunden, Kirchenbüchern oder sonstigen Quellen längst verstummt ist.

Professor Christmann von der Hochschule für Lehrerbildung in Saarbrücken wußte seinen Hörern diese Zusammenhänge in lebendigen Ausführungen klar zu machen. Er gab ihnen einen ausgezeichneten Einblick in die Forschungsmethoden seiner Wissenschaft, der um so anregender war, als er vielfach Familiennamen aus dem Kreise der Mitglieder des Altertumsvereins in seinen Beispielen zugrundelegte, und so von vornherein eine unmittelbare Beziehung zu der Hörergemeinde hergestellt wurde. Es war dabei höchst lehrreich zu erfahren, daß unsere Familiennamen (Zunamen!) erst verhältnismäßig spät, in der Zeit vom 13. Jahrhundert bis um etwa 1500, entstanden sind. Vorher hat man im allgemeinen nur die Vornamen gehabt, denen zur Unter-

scheidung entweder der Name des Vaters beigefügt wurde oder eine andere Bezeichnung, die in einer Verbindung mit dem Namensträger stand. Die Familiennamen sind noch lange wandelbar und schwankend geblieben; oft wurden sie erst nach einer langen Folge von Generationen regelmäßig weitervererbt. In Städten sind sie zuerst fest geworden: je größer die Stadt, je früher. In Speyer und Worms beispielsweise kannte man schon um 1250 Familiennamen; ein Jahrhundert später waren sie allgemein gebraucht, während sie um dieselbe Zeit in Saarbrücken und Kaiserslautern erst allmählich aufzukommen begannen und noch im 15. Jahrhundert nicht ganz fest geworden waren. Die Forschung hat eine Reihe verschiedener Herkunftsgruppen herausgearbeitet. Namen, die sich von ursprünglichen Vornamen ableiten, gibt es in großer Zahl; die Mehrzahl von ihnen wird auch heute noch als Vorname gebraucht: Dietrich, Berthold, Friedrich, Ludwig usw. Ebenso ist auch ein „Klemm“ etwa nur eine gekürzte Form von Klemens, wie Lorenz von Laurentius u. v. a. Andere Namen wieder deuten auf einen bestimmten Beruf hin, den ein Vorfahr einst ausgeübt hat: Schneider, Schreiner, Schlosser, Gärtner oder Wirt, Krüger, Kretschmer, was im letzten Falle nur landschaftlich verschieden gebrauchte Bezeichnungen für ein und denselben Beruf sind. Besonders häufig sind Namen, die auf geographische Bezeichnungen zurückgehen; sie sind für die Familienforschung höchst aufschlußreich, da sie einen Hinweis geben, woher eine Sippe stammt, aus welchem Lande, welcher Stadt und Gegend. Wer also Bremer, Beringer, Bilfinger, Moorbach oder Offenbach heißt, kann sicher sein, daß seine Ahnen einem Dorfe oder einer Stadt dieses oder eines ähnlichen Namens entstammen, ebenso wie die Saxe, Schweizer, Bayer, Böhm und Böhme aus den entsprechenden Ländern kommen. Eine andere Gruppe von Namen endlich bringt nichts anderes als Spitz- und Ueberramen, die von einem Träger auf alle seine Nachkommen und ihre Sippe übergegangen sind: Dürr, Stark, Fuchs, Wolf, Schaf und noch manche andere. Ganz ähnlich verrät wiederum dem Kundigen die sprachliche Form auf den ersten Blick die Herkunft des Namens aus der einen oder anderen Landschaft: Henne und Göbels weisen nach dem Norden; Henn und Göbel nach dem Süden.

Für jede dieser Gruppen brachte der Vortragende glücklich gewählte Beispiele, die von den Zuhörern mit lebhafter Aufmerksamkeit aufgenommen wurden.

Mit feinem und der Hörer Dank konnte der Vorsitzende zum Schluß die Mitteilung verbinden, daß die Familiengeschichtliche Vereinigung des Altertumsvereins im Winter ihre lange unterbrochene Arbeit wieder beginnen werde. (Leider konnte dieser Plan nicht ausgeführt werden, da der neue Leiter der Arbeitsgemeinschaft wegen einer längeren Erkrankung die übernommene Aufgabe vorerst zurückgeben mußte!) Zu Beginn des Abends hatte Herr Winterverb in tiefempfundenen Worten des heimgegangenen Mitglieds, des um die heimatische Geschichte hochverdienten Friedrich Bing in Redarau, gedacht.

Montag, den 7. November 1938, Lichtbildvortrag in der Kunsthalle von Professor Dr. W. Weiler, Worms, über: „Jagd- und Wohnplätze eiszeitlicher Jäger im Pfriimmtal bei Worms“.

Der Leiter der Urgeschichtlichen Abteilung des Museums der Stadt Worms, Professor Dr. W. Weiler, hat seit dem Frühjahr 1935 bei Pfeddersheim und Monsheim im Tale der Pfriimm überaus erfolgreiche Grabungen unternommen, die mit Unterstützung der Regierung zur Zeit noch weiter fortgesetzt werden. Ueber die ungewöhnlich glücklichen Ergebnisse dieser Grabungen berichtete ein Lichtbildvortrag, zu dem der Altertumsverein gemeinsam mit dem Verein für Naturkunde geladen hatte.

Bald nach Beginn der Grabungsarbeiten stieß man in einer Sandgrube bei Pfeddersheim auf Spuren menschlicher Siedelungen, die ein im südlichen Rheinhessen bisher nicht gekanntes hohes Alter aufwiesen. Kurz darauf konnten weitere Funde gemacht werden; inzwischen ist nun die Aufdeckung von insgesamt vier Freilandstationen erfolgt, die auf einer nur wenige Kilometer langen Strecke am Nordufer der Pfriimm gelegen sind; sie gehören teils der Moustierkultur des Neandertalers an, teils einer Endkultur der Aurignacstufe und sind damit etwa 120 000 und 60 000 Jahre alt.

Professor Weiler gab in seinem Vortrag nicht nur eine erklärende wissenschaftliche Beschreibung seiner Grabungsfunde: mit der spürbaren Freude und Begeisterung des Forschers, den günstige Umstände neue ungeahnte Erkenntnisse finden ließen, entwarf er ein höchst anschauliches Bild von den Lebensgewohnheiten und der Kultur einer Menschenrasse, die vor über 100 000 Jahren in unserer Gegend siedelte. Die zahlreichen Lichtbilder konnten dabei das Wort des Redners wirksam unterstützen.

Die Pfriimm, heute ein kleiner Bach, der vom Donnersberg herkommend, unweit nördlich von Worms in den Rhein mündet, war einst ein mächtiger Fluß mit steil abfallenden Ufern, tief eingeschnitten in eine weite, wildreiche Steppenlandschaft. Wo heute Pfeddersheim liegt, gabelte sich dieser Fluß in zwei breite Arme, die eine Insel umschlossen. Auf ihr hatten an hochgelegener, geschützter Stelle in der ersten kalten Phase der letzten Eiszeit — vor rund 120 000 Jahren also — Menschen der Neandertalrasse ein Lager aufgeschlagen. Ihre Wert-

zeuge fand man zusammen mit Abfällen und Ueberresten ihrer Nahrung in den Schottern, die der Fluß an den Uferändern der Insel abgelagert hatte. Die Untersuchung der Funde ergab, daß es sich um die Angehörigen einer primitiven Rasse handelte. Die Werkzeuge aus Stein zeigen Spuren ganz einfacher, dem Verwendungszweck nicht immer geschickt und zweckmäßig angepaßter Bearbeitung. Sie dienten im wesentlichen der Jagd: Keile, Hiebsteine, Schaber und messerähnliche Gegenstände, mit denen die Tiere ausgeweidet und ihre Felle zu Kleidungsstücken hergerichtet werden konnten. Der ungeheure Wildreichtum der Gegend bot den Jägern mannigfache Beute: Mammut, Nashorn, Wildpferd, Wisent und Reutiere. Um sie zu erlegen, wurden in den zur Tränke führenden, von den Tieren selbst ausgetretenen Hohlwegen flache, mit Reißig und Nestern unsichtbar gemachte Fallgruben angelegt, in denen die Tiere gefangen und dann erschlagen wurden.

Vier Kilometer von dem Lager auf der Insel bei Pfeddersheim flußaufwärts, bei Monsheim, konnte Professor Weiler den Jagdplatz freilegen. In großer Menge wurden hier Knochenreste gefunden; ihre genaue Untersuchung führte zu kulturgeschichtlich und völkerkundlich wichtigen Erkenntnissen. Wir wissen danach, daß die Jäger die in den Fallen gefangenen Tiere mit Holzkeulen und Steinen erschlugen, sie an Ort und Stelle ausweideten und zerlegten. Nur die besten Fleischstücke, die Markknochen und die Tierhäute wurden in das eigentliche Lager mitgenommen, während alles andere liegen blieb oder an einem wenige hundert Meter von der Grubenfalle entfernten Feuerplatz, dessen Holzohlenreste gefunden wurden, zubereitet und sogleich verzehrt wurde.

Nach einer gewissen Zeit wurde diese Siedlung mit Lager und Jagdplätzen aufgegeben; die Gründe zu diesem Schritt sind nicht erkennbar. Aus einer neuen, darüber liegenden Fundschicht geht jedoch hervor, daß ungefähr 60 000 Jahre später am gleichen Platze wiederum Menschen siedelten. Es war eine neue Menschenrasse: ihre Werkzeuge stehen auf einer fortgeschritteneren Entwicklungsstufe. Zu dem Werkstoff des Steins sind nun die Knochen getreten; vor allem wurden Gewebe jetzt mit hoher Geschicklichkeit und Erfindungsgabe zu den verschiedensten Formen und Zwecken bearbeitet. Nur mehr vereinzelt haben sich Werkzeuge aus Stein erhalten. Die formengeschichtliche Untersuchung der Funde läßt erkennen, daß die neuen Siedler eine weit fortgeschrittenere Kultur hatten: zeitlich gehören sie der Stufe des Aurignac an. Bemerkenswert ist dabei, daß hier in der nördlichen Rheinebene diese Kulturstufe während der jüngeren Eiszeit noch bewahrt wird, zu einer Zeit, da sie in weiten Teilen Nordeuropas bereits von einer jüngeren Kulturwelle aus dem Osten überflutet worden war.

Die Grabungen sind in diesem Gebiet noch nicht abgeschlossen. Professor Weiler erhofft noch manchen neuen Fund; manche bedeutsamen Erkenntnisse dürften aus der Untersuchung und Bearbeitung des bisher geborgenen Fundgutes zu gewinnen sein.

Die Zuhörer dankten Professor Weiler lebhaft für seinen Vortrag, der wissenschaftliche Höhe und klare Beweisführung mit wirklicher Volkstümlichkeit glücklich verband. Dem Dank der Hörer ließ der Vorsitz der Wort; er sprach die mit lebhaftem Beifall aufgenommene Hoffnung aus, daß Professor Weiler im Altertumsverein bald auch über die neuesten Ergebnisse seiner Forschungen berichten möge.

Montag, den 23. Januar 1939, Vortrag von Herr Universitätsprofessor D. Dr. Gerhard Ritter, Freiburg i. Br., über „Die Universität Freiburg in vorderösterreichischer Zeit“.

Einen engbegrenzten Abschnitt oberrheinischer Heimatgeschichte darzustellen, nannte Professor Ritter als Aufgabe und Ziel seines Vortrages. Was er jedoch den (leider nur in allzu kleiner Zahl erschienenen) Hörern darbot, war weit mehr. Seine fesselnden Ausführungen gaben nicht nur eine lebensvolle Geschichte der Freiburger Hochschule, sondern zugleich ein in kräftigen Strichen gezeichnetes, höchst eindrucksvolles Bild des deutschen Kulturlebens und der deutschen Geistesgeschichte während der letzten vier Jahrhunderte — von den Tagen des Humanismus und der Reformation bis nahe an die Schwelle der Gegenwart.

Die Ergebnisse älterer Forschungen konnten dabei mit den Erkenntnissen einer Reihe jüngerer, zum Teil noch nicht abgeschlossener wissenschaftlicher Bemühungen verbunden werden. Manches Ereignis der bewegten Freiburger Universitätsgeschichte untersuchte der Vortragende mit neuer, methodisch verfeinerter Fragestellung und deutete es aus überlegener Stoffbeherrschung; dennoch mußte er feststellen, daß es noch nicht gelungen ist, alle Einzelheiten der oftmals unübersichtlichen, nicht selten auch ungenügend überlieferten Entwicklung aufzuhehlen.

Die rege landesgeschichtliche Forschung des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts, die — in Baden getragen und gefördert vor allem von der Badischen Historischen Kommission — eine reiche und gewichtige Ernte einbringen konnte, hat sich kaum näher mit der Erforschung der Geschichte der Freiburger Universität in vorderösterreichischer Zeit beschäftigt; sieht man von einer Anzahl hervorragender Sonderuntersuchungen und weiter gespannter Monographien ab, so stammt die letzte Gesamtdarstellung des Benediktiners Ignaz Kreuder von St. Blasien aus dem Jahre 1790. Angesichts dieser Tatsache ist die Notwendigkeit einer neuen, alle Einzelforschung beachtenden Zusammenfassung als besonders wichtige Aufgabe der oberrheinischen Landesgeschichtsschreibung gegeben! —

Schon für die Gründungsgeschichte der „Alberto-Ludoviciana Friburgensis“ weist unsere Kenntnis noch einige Lücken auf: wir wissen weder mit Sicherheit anzugeben, wer den Landesherrn, Erzherzog Albrecht VI. (1450—58), zu der Stiftung einer Hochschule anregte, noch aus welchen Beweggründen der Fürst handelte. Die Stiftungsurkunde trägt das Datum des 21. September 1457; zwei Jahre vorher hatte bereits Papst Kalixt VII. seine Zu-

stimmung zur Errichtung einer Hochschule erklärt; Ende 1456 war auch das Einverständnis Kaiser Friedrichs III. eingeholt worden. Gewiß war es nicht allein der Wunsch, seinen landesherrlichen Ruhm zu mehren, der (nach den formelhaften Wendungen des Gründungsschreibens) den Erzherzog zur Stiftung der Universität bewog, obschon seine jeder repräsentativen Prachtentfaltung sehr geneigte Persönlichkeit — Albrecht hatte den Beinamen „der Verschwender“ nicht ohne Grund! — durchaus den Schluß nahelegen kann, daß er für seine vorderösterreichischen Lande und den südwestlichen Zipfel des Reiches von der neuzuschaffenden Hochschule einen glanzvollen Mittelpunkt geistigen Lebens erhoffen mochte. Noch im einzelnen zu klären bleibt die Frage der Mitwirkung des aus Billingen gebürtigen Humanisten Mathias Hummel bei dem Entschluß des Erzherzogs. Als erster Rektor der Universität ist Hummel später freilich mehr durch die prunkende Rhetorik seiner Vorlesungen als durch eigene, wissenschaftlich fruchtbare Gedanken und Leistungen bekannt geworden. Für die allgemeine Universitätsgeschichte ist die Tatsache bedeutsam, daß bei der Gründung der Freiburger Hochschule zum ersten Male auch ein kaiserliches Privileg erwirkt wurde.

Die neue Stiftung hatte es nicht leicht, sich zu entwickeln und zu behaupten, zumal bei dem nur spärlichen Gehalt (20—30 Gulden im Jahre, im Gegensatz zu Heidelberg mit 80—150 Gulden!) und der bei völligem Wegfall weltlicher Einkünfte keineswegs reichen Ausstattung der Lehrstühle mit geistlichen Pfründen zunächst keine berühmten Professoren gewonnen werden konnten, die eine besondere Anziehungskraft auf die Studenten ausgeübt hätten. Die Bürgerschaft der Stadt und die umliegenden Klöster sprangen hier helfend ein; 1491 übernahm die Bürgerschaft die Garantie der Gehälter für die Professoren; mehr und mehr begannen die Bürger die Hochschule als „das Juwel“ ihres städtischen Gemeinwesens zu betrachten, für das sie Opfer zu bringen bereit waren. Die Universität selbst hat sich nach manchen Zusammenstößen und Kämpfen mit dem Stadtre Regiment und der landesherrlichen Obrigkeit ausgedehnte Privilegien zu sichern gewußt (Steuerfreiheit!); die Auseinandersetzungen beschränkten sich indessen bald fast allein auf die Forderungen des Stadtrats, da die Regierung des Landesherrn in Enjshheim nicht die Machtmittel hatte, den Unabhängigkeitsbestrebungen des Stadtre Regiments zu begegnen und seinen stets wachsenden Einfluß auf die Universität einzudämmen. Die Regierung war auch von sich aus nicht imstande, Mißstände in der Organisation und im Lehrbetrieb, wie sie sich sehr bald entwickelten, abzustellen: die Kontrolle des Staates, wie sie in der Geschichte der Heidelberger Hochschule immer wirksam blieb und bei verschiedener Gelegenheit zu entscheidenden Eingriffen in die Hochschulverfassung führte, fehlte in Freiburg.

Nach bescheidenen Anfängen, erschwert durch mancherlei unerfreuliche, kleinliche Streitereien und Parteienkämpfe der einzelnen Gelehrten und ihres Anhangs, brach für die Hochschule um die Jahrhundertwende eine Zeit des Aufschwungs an. Eine Anzahl bedeutender Lehrer konnte nunmehr, zumindestens vorübergehend, ge-

wonnen werden: Geiler von Kaisersberg, Jakob Wimpfeling, Thomas Murner, Georg Reich, der Naturwissenschaftler, der Schweizer Heinrich Glarean, der bedeutende Musiktheoretiker und Professor für Geschichte und Poetik, schließlich der berühmte Jurist Ulrich Zasius; der Größte dieser humanistischen Gelehrten aber, Erasmus von Rotterdam, ist während seines Aufenthaltes in Freiburg nicht in nähere Beziehung zur Universität getreten.

Die Ereignisse der Kirchenspaltung führten zu einem Rückschlag; die Zahl der Studenten sank beträchtlich ab. Wenn die Universität dem alten Glauben treu blieb und seit 1567 von Lehrern und Studenten den Eid auf das Tridentinum verlangte, so war diese Haltung durch das Stadregiment bestimmt. Diese enge konfessionelle Gebundenheit der Freiburger Hochschule hat bis in das 19. Jahrhundert hinein gedauert; sie ist für ihre Entwicklung kaum je von Vorteil gewesen! Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts standen ganz im Zeichen engstirniger Parteilichkeiten; der Lehrbetrieb erstarrte mehr und mehr; die Disziplin lockerte sich bedenklich. Die Hochschule war nahe daran, ganz zu verlottern, als 1624 die Jesuiten ihre Führung übernahmen. Sie ordneten die Formen des Unterrichts neu, nach strengen schulmäßig-pedantischen Regeln; die erhoffte und erstrebte Entfaltung geistigen Lebens haben sie gleichwohl nicht erreicht.

Auch das unruhige, kriegerische 18. Jahrhundert konnte die dringend notwendig gewordene Konsolidierung nicht bringen. Entscheidend war jedoch, daß auch in Freiburg der Geist der Aufklärung sich mehr und mehr durchsetzte und, gefördert durch Maria Theresia und Joseph II., im Zusammenhang damit eine stärkere staatliche Aufmerksamkeit der Hochschule gewidmet wurde. 1773 wurden die

Jesuiten vertrieben; die ersten Protestanten kamen nach Freiburg. Die Keime einer neuen Aufwärtsentwicklung waren vorhanden; auch die Erschütterungen der Koalitionskriege konnten sie nicht mehr an ihrer Entfaltung hindern.

Als Freiburg 1805 badisch wurde, setzte eine Epoche gesteigerter staatlicher Einflußnahme auf die Hochschule ein. Mit dem überkommenen Schlandrian in Lehrbetrieb und Organisation war es vorbei. Noch einmal stand das Schicksal der Universität in Frage: in den vierziger Jahren, als das Finanzministerium die Hochschule schließen wollte und ihr Weiterbestand nur durch die entscheidende Stimme Wittermaiers, des Vorsitzenden im Finanzausschuß, gesichert werden konnte.

Die kurbadische Landesuniversität war klein; ihre Mittel waren beschränkt im Vergleich zu dem glücklicheren Heidelberg. Dennoch hat sie einen gewichtigen Anteil am geistigen Leben der Nation im 19. Jahrhundert! Wenn sie schon in den Jahren vor der Bismarckschen Reichsgründung immer vernehmlicher ihre Stimme im Chor der nationalen Bewegung erheben konnte, so dankt sie dies vor allem der tatkräftigen Förderung und der großzügigen Hochschulpolitik Großherzog Friedrichs I. von Baden, der sich selbst in den Dienst dieser Bewegung gestellt hatte. Wie damals steht die Freiburger Universität auch heute inmitten der Kraftströme unseres nationalen Lebens: die deutsche Hochschule im äußersten Südwesten des Großdeutschen Reiches.

Der Vorleser dankte Professor Ritter und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Zusammenarbeit auf dem Felde der Erforschung unserer oberrheinischen Geschichte in umfassendem Sinne sich stetig weiter vertiefe.

L. W. B.

Bücher- und Zeitschriftenchau

Briefwechsel. Hans Thoma und Georg Gerland. Ein Beitrag zur oberrheinischen Kultur am Ende des XIX. Jahrhunderts. Im Auftrage der Badischen Historischen Kommission herausgegeben von Jos. Aug. Veringer. Verlag Volke, Karlsruhe/Leipzig 1938. 122 S. Preis brosch. RM. 2.50.

Es ist eine besondere Freude, in diesen Tagen, da sich in kurzem der Geburtstag Hans Thomas zum 100. Male jährt, ein Buch anzeigen zu können, das Persönlichkeit, Umwelt und Werk des Meisters in der lebensnahen Unmittelbarkeit eines freundschaftlich vertrauten Briefwechsels widerspiegelt.

Thoma war ein eifriger, bis in das hohe Alter hinein unermüdlicher Briefschreiber. Seine Freunde hat er dabei an allen Sorgen und Hoffnungen, die ihn erfüllten, teilnehmen lassen. Ueber die Ereignisse seines arbeitsamen Alltags konnte er mit anschaulicher Lebendigkeit und humorvoller Anmut berichten, wie er andererseits grundsätzliche Fragen der Kunst, des Lebens oder auch des Glaubens und der Weltanschauung mit einer Sicherheit und Leichtigkeit des sprachlichen Ausdrucks zu er-

örtern wußte, die den tiefen Ernst des denkerischen Bemühens und das harte Ringen um gedankliche Klarheit oftmals vergessen lassen, das der Niederschrift voranging.

Der vorliegende Briefwechsel Thomas mit Georg Gerland erstreckt sich über rund vier Jahrzehnte; von 1879 an bis zu Gerlands Tode (1919) ist der nicht eben häufige, aber regelmäßige Gedankenaustausch nie mehr verstummt; wenn auch gelegentlich längere Unterbrechungen eintraten — etwa zwischen 1890 und 1897, wo allerdings auch eine Lücke in der Uebersieferung der Briefe vorhanden sein könnte —, so mochten sie weniger innere als äußere Ursachen gehabt haben. Die Aufrichtigkeit, Wärme und Herzlichkeit des Tones, die aus diesen Briefen spricht, war der Ausdruck einer tieferlebten Gemeinsamkeit der Anschauungen; der Gleichklang in Denken und Fühlen des Künstlers wie des Gelehrten hat diese Beziehung fruchtbar und schöpferisch gestaltet, zu jener geistigen und menschlichen Verbundenheit, die Zeichen echter Freundschaft ist.

Durch seinen Jugendfreund, den Arzt Dr. Otto Eiser in Frankfurt a. M., war Georg Gerland mit dem Werke Thomas bekannt geworden. Von Straßburg aus, wohin

er als Professor der Geographie und Ethnologie berufen worden war, trat er dem Künstler nahe, der damals — es war 1879 — in Frankfurt lebte und inmitten eines schweren Kampfes um Anerkennung stand. Wie der feinsinnige Otto Eiser, der selbstlose, rührige Förderer Thomas, wurde auch Gerland zu einem begeisterten Verehrer der Malerei des Bernauers. Er hat seine Größe früh erkannt; schon in dem ersten Brief, den er über die Bilder Thomas schrieb, stehen Worte, die zum Eindringlichsten gehören, das je über das Wesen seiner Malerei gesagt wurde: „Diese Bilder mit ihrer tiefen und klaren, mit ihrer leidenschaftlichen Wahrheit der Naturauffassung, mit ihren wunderbaren und herrlichen und dabei doch so naiven Ideen, mit ihrer sinnigen Reinheit und Frömmigkeit der Empfindung, dabei wieder mit ihrer ganzen Kraft und Gewalt der künstlerischen Leistung und der vollendeten Technik, leben und weben in mir und ich in ihnen“ — so schrieb er damals an Otto Eiser, und im gleichen Briefe konnte er sagen, daß für ihn Thomas Werk eine Leistung sei „ebenso naturnotwendig und groß als die Leistungen der Natur selber...“. Gerlands hingebendem tätigen Einsatz für das Werk des von der „sachverständigen“ zeitgenössischen Kunstkritik Verfehmten und Verhöhnnten wurde der schönste Lohn in jenem ersten Briefe Thomas an ihn (vom 5. August 1879), in dem dieser — ein in der klaren Schlichtheit des Ausdrucks ergreifendes Bekenntnis! — das Ziel seines Schaffens umschreibt: „Man müßte mehr machen können als nur das, was man sieht, des Menschen ganzes Dasein, sein Denken, Fühlen, Hören müßte sich im Auge concentrieren. Es gibt eine Malerei, die aus scharfem Beobachten und Sehen hervorgegangen, die Beschaffenheit der Gegenstände, aber sonst nichts zeigt — man müßte den Zustand der eigenen Seele mitmalen können, der nicht beobachtet in solchen Stunden, sondern nur fühlt und sich eins fühlt mit der Natur. Nur Zeichen der lebendigen Empfindung wird dann das Malen sein, Zeichen, die tot bleiben, wenn nicht ein liebendes Empfinden sie wiederzuleben vermag.“

Mit diesem Briefe begann ein Gedankenaustausch, der neben allem Persönlichen, das er in herzlichster gegenseitiger Anteilnahme erzählt, der nach den Berichten über äußere Ereignisse, über Ausstellungen, Aufträge, Studienreisen, über Freud und Leid im Leben der Familien und Freunde immer wieder hinlenkt zu den Fragen nach Sein und Aufgabe der Kunst. Eines dieser Zeugnisse sei hier für zahlreiche andere wiedergegeben: „Das ist so schön, daß die Kunst dazu befähigt ist, oft so tief ahnungsvollen Aufschluß zu geben den Rätseln des Daseins gegenüber, wo alles Wissen nicht mehr ausreicht; sie streift ja schon an den Verstand hinüber, den man, wenn man sich religiös ausdrückt, den Zustand des Glaubens nennt.“ (Thomas an Gerland vom 28. Februar 1898.)

Ein Gelehrter von hohem Rang und erstaunlicher Vielseitigkeit, doch selbst nicht eigentlich künstlerisch schöpferisch (wenn man absteht von einigen lyrischen Gedichten, die ein beseeletes Naturgefühl und ein demütiges Erleben der Wunder alles Seins offenbaren), war Gerland ein besinnlicher Geist. In ihm erfüllte sich rein und lauter Jacob Burckhardts weißer Wunsch: „Die bestän-

dige Anschauung des Schönen und Großen soll unseren ganzen Geist liebevoll und glücklich machen.“ Gerade Gerlands einfühlsame Deutung der Bilder Thomas, die glückliche Gabe, Empfindung und Eindruck im betrachtenden, schildernden Wort wiederzugeben, hat den Künstler veranlaßt, sich auch seinerseits ausführlicher über Entstehen, Absicht und Schicksal seiner Bilder zu äußern. Darüber hinaus war ihm in den Jahren der Vertrennung und Mißachtung seines Schaffens, unter der er litt, die Zustimmung und Verehrung des Freundes stets ein neuer Ansporn, eine dankbar hingenommene Bestätigung, die ihn in dem unerschütterlichen Glauben an seine künstlerische Sendung bestärkte. Nicht ohne Bewegung kann man den Brief lesen, mit dem der Achtzigjährige den „Abschied eines lieben Freundes“ beklagte. —

Der Briefwechsel Thomas mit Gerland ist die erste Briefsammlung, die in seinem Heimatland erschien. Sie ist das letzte Werk Jos. Aug. Beringers; er hat an ihr bis kurz vor seinem Tode mit hingebender Sorgfalt und der ihm eigenen Gründlichkeit gearbeitet. Die knappe und dennoch erschöpfende Einleitung, die er selbst noch entworfen hat, ist über das sachlich Notwendige und Wissenswerte einer Einführung hinaus zugleich ein Bekenntnis des Verfassers zu Thomas und seiner Kunst, das Bekenntnis des Mannes, der dem Meister als Freund und Helfer in den letzten Jahrzehnten seines Lebens am nächsten stand. Beringers Manuskript hat H. Baier abgeschlossen und ergänzt; auch er hat die Vollendung des Druckes nicht mehr erlebt.

Die Ausgabe umfaßt insgesamt 87 Nummern; dabei wurden eine ganze Reihe von Briefen aufgenommen (Gerlands an Dr. Eiser, Gerlands an Sofie Rüdler usw.), die nicht allein zum Verständnis der Zusammenhänge und als sachliche Ergänzungen wesentlich, sondern auch als Zeugnisse einer menschlich vorbildlichen Gesinnung wertvoll sind. Der Abdruck erfolgte nur in den jeweils wichtigsten Abschnitten; Briefanfänge und -abschlüsse wurden nicht veröffentlicht; ebenso sind Auslassungen im Text, die da und dort vorgenommen zu sein scheinen, nicht angegeben. Gelegentliche, taktvoll zurückhaltende, doch erschöpfende Anmerkungen erläutern einzelne Briefstellen oder bringen Lebensdaten der genannten Persönlichkeiten: auch sie tragen dazu bei, das Bild oberrheinischer Kultur am Ende des XIX. Jahrhunderts, das sich hier darbietet, zu bereichern.

L. W. Böhm.

Karl Lohmeyer: Südwestdeutsche Gärten des Barock und der Romantik, mit ihren in- und ausländischen Vorbildern, nach dem Arbeitsmaterial der saarländischen und pfälzischen Hofgärtnerfamilie der Koellner. Erster Band der von Karl Lohmeyer herausgegebenen „Saarbrücker Abhandlungen zur südwestdeutschen Kunst und Kultur“. 182 Seiten, 154 Bilder, Kunstdruck, Ganzleinen RM. 7.50. Buchgewerbehaus Aktiengesellschaft, Saarbrücken 1938.

Keiner war wohl berufener dazu, die ihm, dank seiner unermüdeten Forschertätigkeit, geglückten Funde des umfangreichen Studienmaterials der hervorragenden und

weitverzweigten nassau-saarbrückischen und pfälzischen Hofgärtnerfamilie Koellner sowie der, im gleichen Beruf tätigen und mit dieser verwandten, der Petri und Scell zu einem reizvoll abgeschlossenen Bilde zu vereinigen, als der Verfasser. Ist er es doch gewesen, dessen grundlegenden Arbeiten über das rheinisch-fränkische Barock und die süddeutsche Romantik den Anstoß gaben zu den umfangreichen Neuerschließungen aus einer fast vergessenen gewesenen Kunstperiode.

Eine reiche Fülle von bisher unbekanntem Plänen, Zeichnungen und Bildern zeigt uns in vorliegendem Werk, welcher großen Einfluß, weit über das Saarland und die Pfalz hinaus, die Gärtnerdynastie Koellner-Petri-Scell ausgeübt hat, deren Anlagen vorbildlich gewesen sind für viele des In- und Auslandes. In Verbindung mit den Werken sehen wir die umfangreiche Familiengeschichte dieser Geschlechter entstehen, besonders festgehalten in drei Stammtafeln, auf denen über 80 Hofgärtner und Gärtner erscheinen, mit deren Aufstellung auch für die familiengeschichtliche Forschung ein wichtiger Beitrag geliefert wurde.

Als die führenden Persönlichkeiten erscheinen Johann Ludwig Petri, der Meister großzügiger barocker Architekturgärten, Friedrich Koellner, der den Auftakt gab für den englisch-chinesischen Gartenstil, und schließlich Friedrich Ludwig von Scell, der Beherrscher des klassischen Landschaftsgartens, dessen Erinnerung König Max Joseph im Englischen Garten zu München ein schönes Denkmal gesetzt hatte, das leider 1932 wegen Baufälleigkeit abgetragen wurde.

Mit der Auffindung der Plan- und Studien Sammlungen der auch mit historischem Sinn begabten Familie Koellner kamen nicht nur ihre eigenen Pläne und Entwürfe und die ihrer Verwandten Petri und Scell zum Vorschein, sondern es wurden dem Verfasser auch — schon lange schmerzlich vermißte — wichtige Originalpläne Joachim Friedrich von Stengels und Entwürfe anderer Architekten in die Hand gegeben.

So läßt er uns mit diesen Plänen die großartigen Gartenanlagen wiederersehen, führt uns hinein in das gewaltige Saarbrücker Schloßbauwesen unter dem kunstsinnigen Fürsten Wilhelm Heinrich und zeigt uns die Zusammenarbeit des Hofarchitekten mit dem Hofgärtner, den Aufbau der Schloß- und Gartenanlagen.

Wir werden geführt zu den fürstlichen Lustschlössern des Saarbrücker Bannes, deren originellstes das vom Ludwigsberg war, mit den frühesten Gartenanlagen im anglo-chinesischen Stile in Deutschland, zu dem benachbarten Schöntal und dem Dianenhain, nach Halberg-Montplaisir und in die weitere Umgebung, dem Jagdschloß Neunkirchen-Jägersberg.

Die hochkultivierten Gärten des Saarbrücker Adels und der Bürger lernen wir kennen, von denen einer heute noch gepflegt, uns einigermaßen den Begriff einstiger Größe und Vollkommenheit gibt.

In der Pfalz werden vor uns lebendig die Kirchheimbolander Anlagen, einst Sommerresidenz der Nassau-Weilburger Linie, Bliestafel, das Schloßchen Tschifflik des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszcynski mit

seinem Garten, ganz in östlichem-türkischen Geschmack, Luisenthal am Gutenbrunnen bei Niederwürzbach. Hier und beim Gartenjaal für den Zweibrücker Hofgarten tritt als Architekt der Franzose Duchenois auf, der wohl auch ohne Zweifel, im Vergleich mit den Bauwerken, als der bisher unbekannteste Planfertiger des verschwundenen Mühlenschloßchens bei Mannheim anzuspochen ist.

Den Reigen beschließt die große Periode der Gartenschöpfungen der Zweibrücken-Birnenfelder Linie der Pfalzgrafen, der Ausbau der Hofgärten von Zweibrücken, von wo aus Petri und Koellner vorübergehend in Schwetzingen waren, um hier die uns glücklicherweise erhalten gebliebenen Gärten der Sommerresidenz der residierenden Pfalzgrafen anzulegen, während von der prachtvollen Einbeziehung des einstigen Lustschloßes Jägersberg bei Homburg (Saar) in die Landschaft nur noch Petris Pläne Kenntnis geben.

Den Höhepunkt aller barocken Großartigkeit und Phantastie erleben wir in den ungeheuren Schloßanlagen Karls des II. August auf dem Karlsberg (Homburg-Saar), mit ihren ins Unendliche sich verlierenden Gartenanlagen, welche erstmals und wohl einmalig nur so, in großartigsten Landschafts- und Aussichtsgärten die erste große Menschen- und Tierchau darboten.

In Gefahr, von den Franzosen der Revolution gefangen genommen zu werden, konnte der Herr des Karlsberges — so groß waren seine Anlagen —, als der Feind auf der einen Seite eindrang, auf der anderen in vollem Glanze mit Vorreitern und Fackeln in der Nacht nach Mannheim fliehen, um in dem in Rohrbach bei Heidelberg gelegenen Schloßchen seine Unterkunft zu finden, dessen Umgebung er zu einer reizvollen Gartenanlage umwandeln ließ.

Hinter dem Fliehenden aber schlugen die Wogen der französischen Revolution über südwestdeutsche Lande und verschlangen fast restlos alle die einst so großartigen Anlagen, die der Verfasser so meisterhaft wiederersehen und festzuhalten verstanden hat.

W. W. S.

Das Nieder in der Volkstracht des Ober rheins. Von Paula Adelmann. Neujahrsblätter der Bad. Histor. Kommission, Heft 20, Heidelberg 1939, 82 S. u. 32 Taf.

Eine erfreuliche Arbeit! Die Verfasserin gibt mit großer Liebe zur Sache eine Entwicklungsgeschichte des Nieders als des wichtigsten Teiles der alemannischen Frauentracht. Sie zeigt klar die Zusammenhänge landschaftlicher und entwicklungsgeschichtlicher Art, die die einzelnen Trachten bei all ihrer bunten Mannigfaltigkeit verbinden. Wertvoll ist dabei die Erkenntnis, daß die Bauerntracht nicht etwa „gesunkenes Kulturgut“ darstellt, wie man oftmals glauben machen wollte. Vielmehr nahm die Bäuerin vor Generationen schon von der modischen Kleidung, was ihr zweckmäßig erschien, formte es mit reger Phantasie immer wieder um, behielt aber grundsätzlich die frauliche und höchst kleidsame Teilung in Rock und Leibchen sowie den Farbenreichtum bei, im Gegensatz zur Städterin, die den jeweiligen Modeströmungen folgte und noch folgt. Recht schön wird gezeigt,

wie die protestantischen Gegenden in ihrer Tracht strenger, d. h. in diesem Fall auch konservativer sind als die katholischen. Das geht soweit, daß die beiden protestantischen Inseln St. Georgen (Schwarzwald) und Oberbaldingen (Baar) als einzige Gebiete an dem alten Schnürmieder festgehalten haben, das überall sonst aufgelockerteren Niederformen Platz gemacht hat. Das wachsende Selbstgefühl des Bauernstandes, so schließt das wertvolle und reichgebildete Büchlein, wird auch die Trachtenpflege fördern.

Vielleicht wäre eine Zusammenstellung und Erläuterung der vielen Fachausdrücke wie Gölter, Schoben (in St. Georgen „der Schauben“), Ermel, Peter usw. eine für den Laien brauchbare Ergänzung gewesen. Der auf S. 18 genannte Wiselshoben ist in St. Georgen nicht oder nicht mehr bekannt. Man trägt da nur im Sommer die leichtere Wiselhippe, dazu kommt die Leibbrust, das Bruststück mit den Schnürnesteln, das Goller und der gewöhnliche Schauben. Zu erwähnen wäre noch, daß in St. Georgen die Vorstecker (Brusttücher) nur selten mit der auf S. 40 erwähnten Plattstickerei verziert sind, sondern eingewobene Muster haben.

Zum Schluß sei dem netten Büchlein ein recht großer Freundeskreis gewünscht und eine baldige Ergänzung durch die auf S. 11 angekündigte Arbeit über die „Kopfbedeckungen der alemannischen Bäuerinnen“, zu der die St. Georgener Schappelsammlung, die im Entstehen ist, wertvolle Unterlagen bieten kann.

Dr. Kurt Bräutigam.

Traugott Raupp: „Die Flurnamen von Wiesloch (ohne Altwiesloch)“, 2. Heft des 2. Bandes der Sammlung Badische Flurnamen, herausg. von Eugen Fehrle, Heidelberg 1938, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Nach den vor kurzem an dieser Stelle besprochenen Flurnamen von Bruchsal liegen jetzt auch die von Wiesloch gesammelt vor. Eine recht umfangreiche Einleitung (61 Seiten von den 110 des Heftes) bringt sehr eingehend alles Wissenswerte über Lage, Erdgeschichte und Geschichte von Wiesloch mit besonderer Berücksichtigung der zahlreichen Bodenfunde, die zum größten Teil in Mannheim, Karlsruhe und Heidelberg aufbewahrt sind. Es folgt eine genaue Aufstellung der Besitzverhältnisse der Gemarkung seit Beginn des 9. Jahrhunderts, ferner — in engerer Anlehnung an die Flurnamen als die vorhergehenden Abschnitte — einige Kapitel über Flureinteilung, Kultivierung (Wald, Weide usw.) und Bergbau. Ein Planchen erleichtert die Uebersicht über die Gemarkung.

Der zweite Teil des Heftes enthält dann 472 heutige und ausgegangene Flurnamen in alphabetischer Reihenfolge, belegt durch Urkunden vom 13. Jahrhundert ab (Wiesloch selbst ist schon in Lorscher Urkunden des 9. Jahrhunderts erwähnt). Raupp hält sich bei den einzelnen Namen an die bewährte Anordnung. Er fügt die mundartliche Bezeichnung in Schrägdruck bei und gibt

jeweils Erläuterungen über Anbau, Besitzverhältnisse usw. Auch einige Straßen und Gebäude sind in die Liste aufgenommen.

Auch diese Arbeit zeigt wieder, daß die Flurnamenforschung nicht selten über Familiennamen Aufschluß geben kann. Neben wohl sichereren Fällen wie Im Huber, Im Rabert („im“ kann der mundartliche Dativ des persönlichen Fürworts sein), Kochmändel und den ausgegangenen Lunentwiese und In Kuderessloche könnten auch Bommertgasse, im Bögner und Dörrbach Familiennamen enthalten, während Medhel ganz gut aus „im Edel“ entstanden sein kann.

Einige Namen sind schwer zu deuten, so ist nicht sicher, ob Giern zu gere = Speer zu stellen ist, und Grassenberg läßt sich lautlich eher von graz (= Sproß von Nadelholz) ableiten als von Gras. Mit Recht lehnt Raupp die vielen Herleitungen von Flurnamen aus dem Keltischen ab, die W. und H. Winter in ihrer „Geschichte der Stadt Wiesloch“ (1902) gaben. Recht anregend sind verschiedene Hinweise auf volkstümliche Erklärungen und Auslegungen, sowie gelegentlich (Gänsberg, Kurbrunnen) auch auf Sagen. Einige Namen waren vom Volk falsch verstanden worden und wurden entstellt (Volksetymologie): Adamsfurt für Alfurt, Bermenwasen zu Birnbaum (?), Höllgasse aus Helde, Halde. Nur aus der Mundart verständlich sind „Ägelhof“, „boatsgiglgaeade“ (Worpgidel = Hahn ohne Schwanzfedern) und „Lobbebach“ (Loppen = Erzschladen).

Nachdem das vorliegende Heft eine weitere nordbadische Gemeinde erfaßt hat, bleibt zu hoffen, daß auch bald aus Mannheim ein Teil der Flurnamen veröffentlicht werden möge, nachdem besonderes für die Vororte schon rege Vorarbeit geleistet worden ist.

Dr. Kurt Bräutigam.

Inhalt:

Hermann Treffz, Gerlingen bei Stuttgart: Margarethe Schwan und ihre Enkelin Jetty Strauß — Frida Ewald-Schübeck, Ludwigshafen a. Rh.: Zur Wiederherstellung des Roher Altars des Hans Strüb — Lehramtsassessor Dr. Kurt Bräutigam, St. Georgen im Schwarzwald: Woher hat die „Fitzbach“ ihren Namen? — Direktor Dr. Rudolf Leiber, Mannheim: Aus alten Mannheimer Polizeiakten — Major a. D. Walther Kilian, Freiburg i. Br.: Zur Geschichte der Alt-Mannheimer Familie Jolly — Professor Dr. Walther Tuckermann, Mannheim: Der Pfälzische Geschichtsatlas — Professor Dr. Karl Hofmann, Heidelberg: Die Orts- und Flurnamen der ehemaligen pfälzischen Oberamtsstadt Borberg im Spiegel der Geschichte — Zur Neuordnung des Mannheimer Schloßmuseums — Kleinere Mitteilungen: Rektor i. R. Wilhelm Sigmund, Heidelberg: Aus der Geschichte des Sandhäuschens — Ausstellungen der Schloßbücherei — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Bücher- und Zeitschriftenschau.

Mannheimer Altertumsverein: Fernruf über Rathaus 340 51, Klink 208; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank, Filiale Mannheim.

Mannheimer Geschichtsblätter

Zeitschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang 40

1939

Heft 2-3

Die Pfalzerstörung von 1689 im Licht der neuesten Forschung

(und im Zusammenhang mit der französischen Rheinpolitik des 17. Jahrhunderts)

Von Alfred Caroli

„Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran gehindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten. Er hat uns die kriegerischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt . . .“

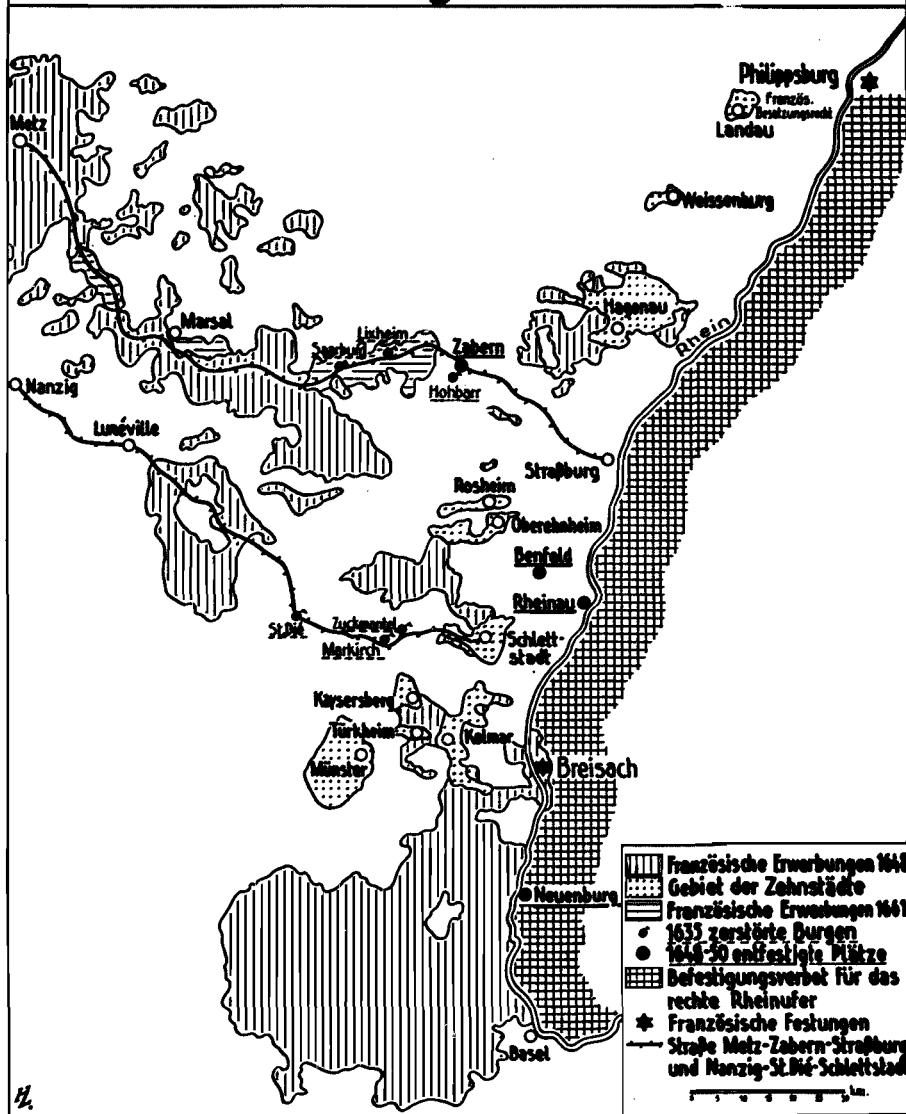
Bismarck, Reichstagsrede vom 6. Febr. 1888.

Die Pfalzerstörung von 1689 hat unverkennbare Spuren in unserer Landschaft, unauslöschliche Eindrücke in der Seele ihrer Bewohner hinterlassen. Frankreichs Vorrücken an den Rhein im Jahre 1918 hat die Frage nach den Gründen, nach der Art und nach dem Ausmaß der Zerstörung neu gestellt. Grundlegende Untersuchungen fehlten. Heute, wo Frankreichs Kriegsziele wieder den deutschen Rhein bedrohen, ist eine Beschäftigung mit den neuesten Forschungsergebnissen um so mehr geboten.

Das 17. Jahrhundert stellt den Höhepunkt der französischen Rheinpolitik dar. Ueber das damals Erreichte ist Frankreich nicht hinausgekommen. Das 17. Jahrhundert ist zum „Großen Jahrhundert“ (*grand siècle*) der französischen Geschichte geworden. In dem Friedenswerk von Münster und Osnabrück von 1648, im Pyrenäenfrieden von 1659, im Vertrag von Vincennes 1661, im Frieden von Aachen (mit Grenzplätzen der spanischen Niederlande) 1668, mit dem Frieden von Nimwegen 1678/79, mit den Reunionen und dem Raub Straßburgs 1681 und mit dem Frieden von Rijswijk 1697 hat Frankreich im wesentlichen seine Grenzen von heute geschaffen.

Metternich hat einmal von dem „*impérialisme défensif*“ der Franzosen gesprochen. Er meint damit jene Politik, die immer darauf ausging, die geschlossene Landmasse durch politische oder militärische Sicherung an und vor den Grenzen unantastbar zu machen und darüber hinaus durch deckende Bündnisse zu schützen. „Frankreich ist nicht in Sicherheit, solange die Nachbarschaft Deutschlands auf ihm lastet.“¹⁾ Der Meister dieser französischen Politik ist Richelieu (1624—42). Er hat insbesondere durch die Ueberwindung der habsburgischen Vorherrschaft die gedankliche und greifbare Grundlage für die Intensivierung und Aktivierung der französischen Rheinpolitik gelegt.²⁾ „Statt zu sehen, daß jede Nation es sich als Ziel setzt, ihre Herrschaft zu erweitern und ihre Grenzen auszudehnen, muß Frankreich darauf bedacht sein, im Innern stark zu werden und Tore zu bauen und zu öffnen, um in alle seine Nachbarstaaten einzutreten . . .“ (Gutachten Januar 1629). Kräfte werden hier entfesselt, die schon lange im französischen Volkstum und in der französischen Politik schlummerten, eine auf Recht gegründete Vorherrschaft, eine *prépondérance légitime* über fremdes Dasein auszuüben. Die Formen der Durchführung dieser politischen Grundhaltung sind bei Richelieu wie vor seiner Zeit außerordentlich vorsichtig, zurückhaltend, unfriegerisch, geistiger Art. Erfindungen des 13. Jahrhunderts sind die „Reunionen“, die „Reintegrationen“, die „Enquêtes“ und „Protectorate“, durch

Die Entmilitarisierung des Oberrheins 1648



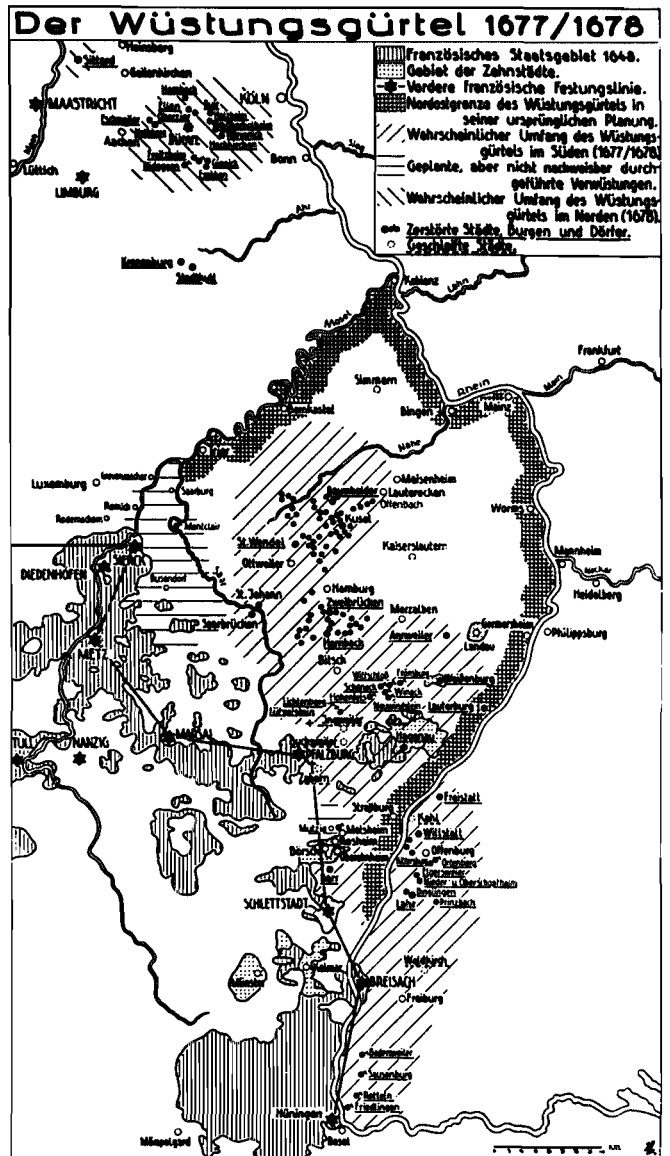
die die Grenzen langsam, aber stetig vorgeschoben werden.³⁾ Die Kronjuristen Philipps des Schönen (1285—1314) haben die Methoden ausgebildet. Zu den Mitteln der französischen Politik gehören die Verbindungen mannigfacher Art mit den Gliedern des deutschen Reichskörpers. Mit dem allgemein rein theoretischen, nicht in Notwendigkeiten begründeten Ausdehnungsdrang Frankreichs (so sehr Frankreich sich durch Deutschlands Westgrenze beengt fühlen konnte) entwickelt sich aus der älteren Forderung des Vierströmeprogramms (Rhône, Saône, Maas, Schelde) die Lehre von der Rheingrenze. Dahinter aber lebt die Idee einer gesamten „Revindikation“, d. i. Rückforderung des alten Frankenreiches. Der französische Parlamentsrat D’Aubery begründet 1687 mit historischer Gelehrsamkeit die „gerechten Ansprüche des Königs auf das deutsche Kaisertum“. Solchen dämonischen

Kräften Frankreichs steht das in sich gesplattene Deutschland gegenüber, dessen Westen von der allgemeinen Zerfetzung am stärksten betroffen wird.

Noch bietet das Frankreich Richelieus ein Bild innerer Zerrissenheit und äußerer Ohnmacht, und doch läßt der französische Staatsmann seine Umwelt das Ziel des französischen Strebens, den Rhein, sehen. Entgegen Mommsen,⁴⁾ der nach v. Raumer⁵⁾ als integrierenden Bestandteil von Richelieus Politik (im Rahmen der Zerbrechung des Ringes Madrid-Wien) die Erwerbung Lothringens ansieht, erkennt v. Raumer hinter Richelieus staatsmännischer Fähigkeit, sich veränderten Lagen mit jeweils abgewandelten Formen und Forderungen anzupassen, den klaren Willen, sein Fernziel, den deutschen Rhein, zu erreichen. „Dann muß man darauf bedacht sein, sich in Metz zu befestigen und bis Straßburg vorzurücken, wenn es möglich

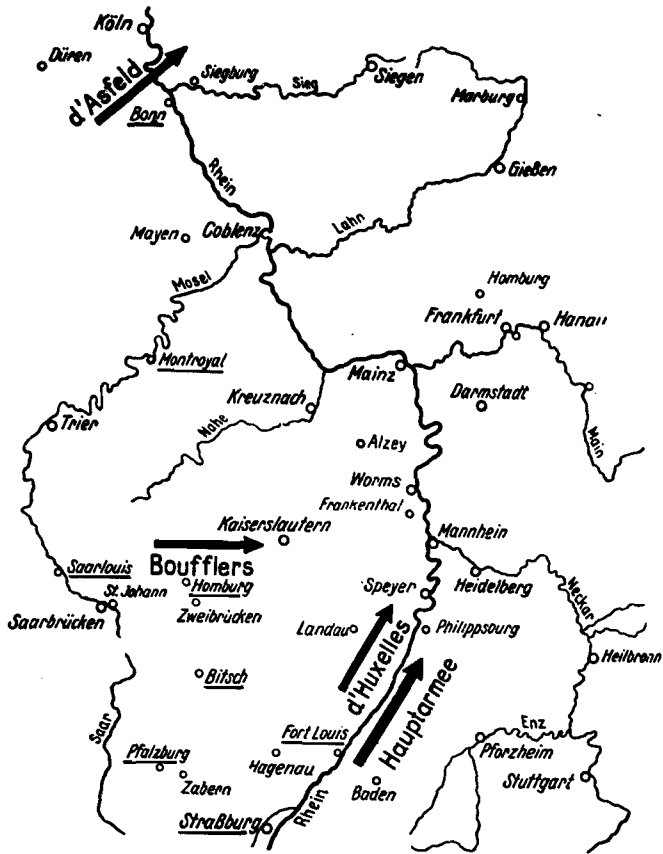
ist, um einen Eingang nach Deutschland zu gewinnen . . ." (Gutachten 1629). „Man könnte sich mit besagter Neutralität (d. i. der zu erwirkenden Neutralität der katholischen Kurfürsten) auch zum Herrn des Elsaß, von Breisach und der Rheinübergänge machen . . ." (Gutachten 1632). Allerdings warnt v. Raumer davor, den Realpolitiker Richelieu ausschließlich an seiner Behandlung der Rheinpolitik zu bemessen, da seine Größe im Zauber und in der Auswirkung seiner Persönlichkeit liegt. Richelieu erweitert seine Zielsetzungen oder schraubt sie zurück, je nach den politischen Möglichkeiten oder Bedürfnissen. Im Gutachten von 1632 wägt er Vorteile und Nachteile der Besetzung des Elsaßes, was den Bruch mit dem ganzen Hause Habsburg bedeuten würde, ab. In den ersten Tagen des Jahres 1633 sieht Richelieu die Möglichkeit, unter gewissen Bedingungen mit den deutschen Protestanten zusammenzugehen. Die Protestanten „sollen alles das in die Hände des Königs legen, was sie diesseits des Rheins besetzt halten, nämlich Mainz . . ., die ganze Pfalz diesseits des Rheins mit den Hauptorten Bacharach, Kreuznach, Oppenheim, Frankenthal . . ., ferner alles, was zum Elsaß und zum Bistum Benfeld⁶⁾ gehört . . ." Dagegen ist Richelieu, einer veränderten Lage gerecht werdend, 1641 sogar zu einer Zurückgabe Lothringens unter gewissen Bedingungen bereit. Bei einem siegreichen Kampf gegen die habsburgische Weltmacht winkt Richelieu allerdings das Ziel, die Abschließung Frankreichs vom Rhein (und von den Alpenpässen) zu durchstoßen. Nach dem inneren Zusammenbruch Spaniens im Jahre 1640 im portugiesischen und katalonischen Aufstand ist der Uebergang aller habsburgischen Titel im Elsaß an Frankreich für Richelieu Bedingung für den allgemeinen Frieden. Das Elsaß bezeichnet bereits eine Denkschrift von 1656 als „nova Francia orientalis".⁷⁾ Auf seinem Besitz und auf der Schwäche des Reiches beruht die préponderance légitime Frankreichs, die seit Richelieu und Ludwig XIV. als Glaubenssatz angesehen wird. Die Politik Richelieus erscheint Bainville⁸⁾ als die französische Politik gegenüber Deutschland. In vier Bestandteilen des Westfälischen Friedens sieht er allein die Sicherheit Frankreichs grundsätzlich gewährleistet: „die territoriale und politische Zerstückelung, die Wahl (gemeint ist die Kaiserwahl), das parlamentarische Regime (Deutschland wurde zu einer Art Fürstenrepublik) und die Garantie der Sieger, das System in Kraft zu halten und durchzusetzen, daß es respektiert wurde". Der Westfälische Friede wurde der Grundsatz der historischen Politik Frankreichs. Er sollte in Versailles wieder aufgerichtet werden.

Frankreich steht 1648 mit seinen Erwerbungen im Elsaß am Rhein. Dabei bedeutet den französischen Staatsmännern von 1648, Mazarin (1642—61) und seinen Ratgebern, wie vorher schon



Richelieu, die Erweiterung der französischen Grenze eine Maßnahme der Verteidigung, der Sicherheit, die das Frankreich Richelieus und später Ludwigs XIV. vielleicht braucht, um Frankreich zur See- und Weltmacht werden zu lassen. „Es scheint, als ob die Natur Frankreichs die Seemacht hätte anbieten wollen“, so lesen wir in Richelieus Politischem Testament.⁹⁾ In solche Zusammenhänge stellt Haller¹⁰⁾ die französische Rheinpolitik.

Die Pfalz ist durch Frankreichs Beherrschung Lothringens (Metz, Tull, Birten) und durch den ausgedehnten französischen Besitz im Elsaß Grenzland geworden. Für ihr Gefüge und für ihre Geschichte im 17. Jahrhundert bestimmend ist die Ostwestachse, reichend von Mosbach westwärts über Mannheim, Kaiserslautern (seit 1357) bis Hornburg (seit 1449) oder Saarbrücken (welches seit 1410 allerdings zu Pfalz-Zweibrücken gehört).¹¹⁾ Die Pfalz beherrscht mit Neckar- und Mainmündung



Der Einbruch der französischen Armeen in die Pfalz
Oktober 1689

die Mitte und den Hauptlauf des Rheinstroms: sie wird zum Brennpunkt der kriegerischen Ereignisse.

Die Pfalz geht zum ersten Male im 30jährigen Krieg (1622 ff.) in Flammen auf, gerade in jenem Augenblick, wo durch die Heirat Friedrichs V. mit Elisabeth Stuart von England dieses Land die bedeutendste europäische Rückendeckung zu besitzen schien.

Die Pfalz, heftig umworben von Frankreich, verfällt 1673/74 zum zweiten Male der Zerstörung und zum dritten Male 1689 ff. in einem Ausmaß, welches das Gebiet zwischen Rhein und Neckar zum Totalzerstörungsgebiet werden läßt.

Zwei in den letzten Jahren erschienene Werke ringen um die historischen und allgemein geistigen Zusammenhänge der Pfalzerstörung von 1689.¹²⁾

R. v. Raumer entfaltet in einem großartigen, gedrängten Ueberblick die Grundzüge der französischen Rheinpolitik bis 1688. Wir haben uns oben z. T. von ihm leiten lassen. An seine Darstellung der Anfänge der französischen Rheinpolitik fügt er die Darstellung des 1688 beginnenden Orleanschen Krieges; er erweitert das Bild vom Krieg durch die Schilderung des Ablaufs und der Auswirkung der französischen Beute- und Verwüstungszüge und insbesondere der Pfalzerstörung (zum ersten Male in

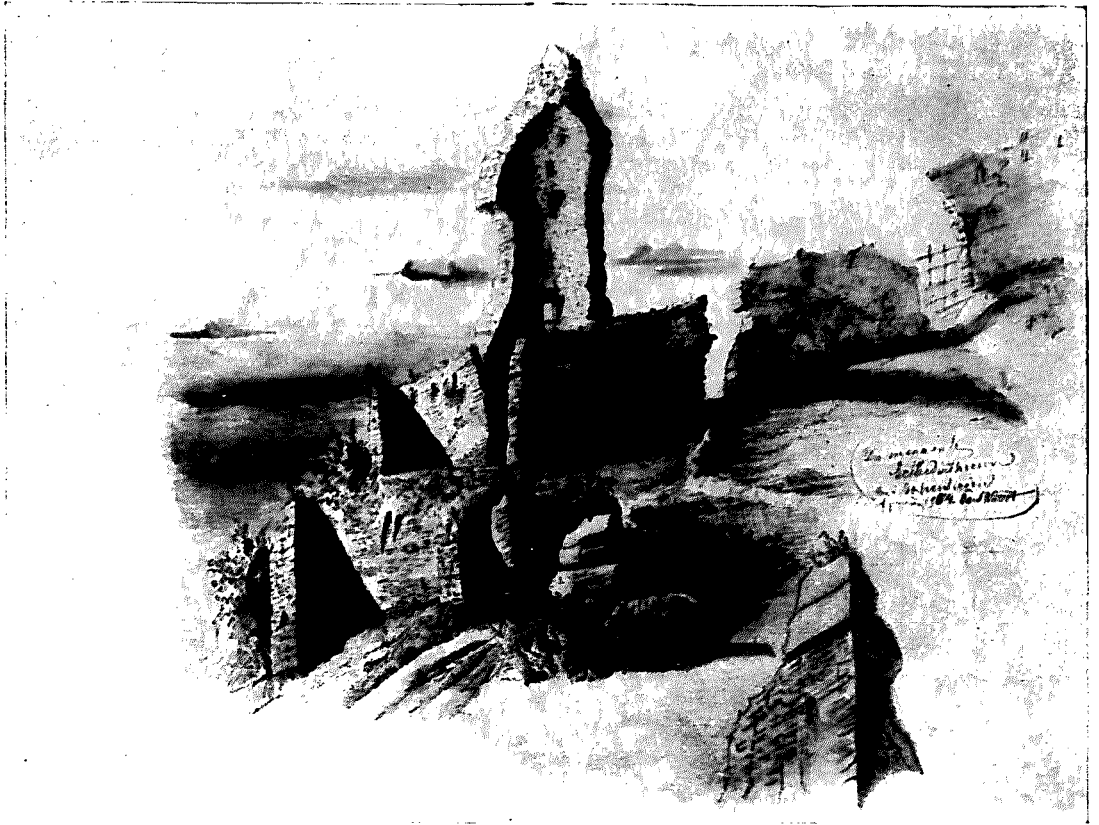
dieser Geschlossenheit), wobei der Nachdruck auf der Herausarbeitung ihrer politischen, militärischen und seelischen Hintergründe liegt.

Die Pfalzerstörung in ihrer ersten Planung ist Ausdruck einer ins Große angelegten Entfestigungspolitik. Diese Entfestigungspolitik nun bringt Tector in Zusammenhang mit den Entfestigungen und Zerstörungen im gesamten Rheingebiet während des ganzen 17. Jahrhunderts. In zeitlich und örtlich genauen, in mühsamer Quellenarbeit zustande gekommenen Feststellungen breitet Tector vor unsern Augen das Ausmaß und die Wucht der Entfestigungen und Zerstörungen aus, zu deren Verständnis er den parallel dazu verlaufenden Ausbau des französischen Festungswesens heranzieht. Die Planmäßigkeit der Entfestigungen steigert sich zu Anlagen von Wüstungszonen zuerst im Jahre 1677, dann im Jahre der dritten Pfalzerstörung von 1689. Auch Tector steht wie v. Raumer vor der Frage nach dem letzten Sinn oder Unsinn einer ins Maßlose gesteigerten Lust am Zerstören; auch Tector muß sich wie v. Raumer mit Louvois als dem verantwortlichen Kriegsminister auseinandersetzen. Die Erkenntnisse v. Raumers erfahren durch Tectors Werk eine wertvolle Erweiterung und Bereicherung, insbesondere durch das anschauliche und reiche Kartenmaterial, zu einem großen Teile auch eine Bestätigung.

Damit ergeben sich für uns aus der Beschäftigung mit diesen beiden Werken die Zusammenhänge, in denen wir die Pfalzerstörung von 1689 zu schauen, und die politischen Ueberlegungen und militärischen Leitgedanken und die seelische Haltung, aus denen heraus wir sie zu verstehen haben.

Tectors Werk vermittelt uns einen besonderen Reiz deshalb, weil die durch den Versailler Vertrag uns auferlegte Entmilitarisierung des Rheingebiets als eine folgerichtige Fortsetzung und Wiederaufnahme französischer militärpolitischer Maßnahmen des 17. Jahrhunderts erscheint. Das Bild der Entfestigungen und Zerstörungen darf aber nur gezeichnet werden zusammen mit dem Bild der gleichzeitig angelegten Befestigungen, Befestigungen durchaus offensiven Charakters,¹³⁾ wenn der Franzose sie auch trotz der Ohnmacht des Reiches als notwendig für seine Sicherheit betrachtete.

Die Eroberung Lothringens und der Erwerb Straßburgs sollen nach Richelieus Plan von 1629 sichergestellt werden durch die Schaffung einer Festung beim lothringischen (!) Commercy an der Maas und durch den Ausbau der Befestigungen von Metz, das nach der Uebereignung des Reichsvikariats an Frankreich im Jahre 1552 ja erst 1648 endgültig französisch wurde. Hand in Hand damit geht der Plan, die Zahl der französischen Grenzfestungen zu mindern: einem Feind leistet man tatkräftigeren Widerstand in wenigen, aber gut ausgebauten Festungen. Manche befestigten Plätze



Paul Wallot
 Ruine des Schneider-
 turmes in Oppenheim
 Zeichnung 1851

waren wegen des steten Vorrückens der französischen Grenze nach Osten überflüssig geworden. So laufen von vornherein Befestigungen und Entfestigungen nebeneinander her in sinnvoller Ergänzung mit dem Ziel nicht so sehr der Verteidigung als des Angriffes.

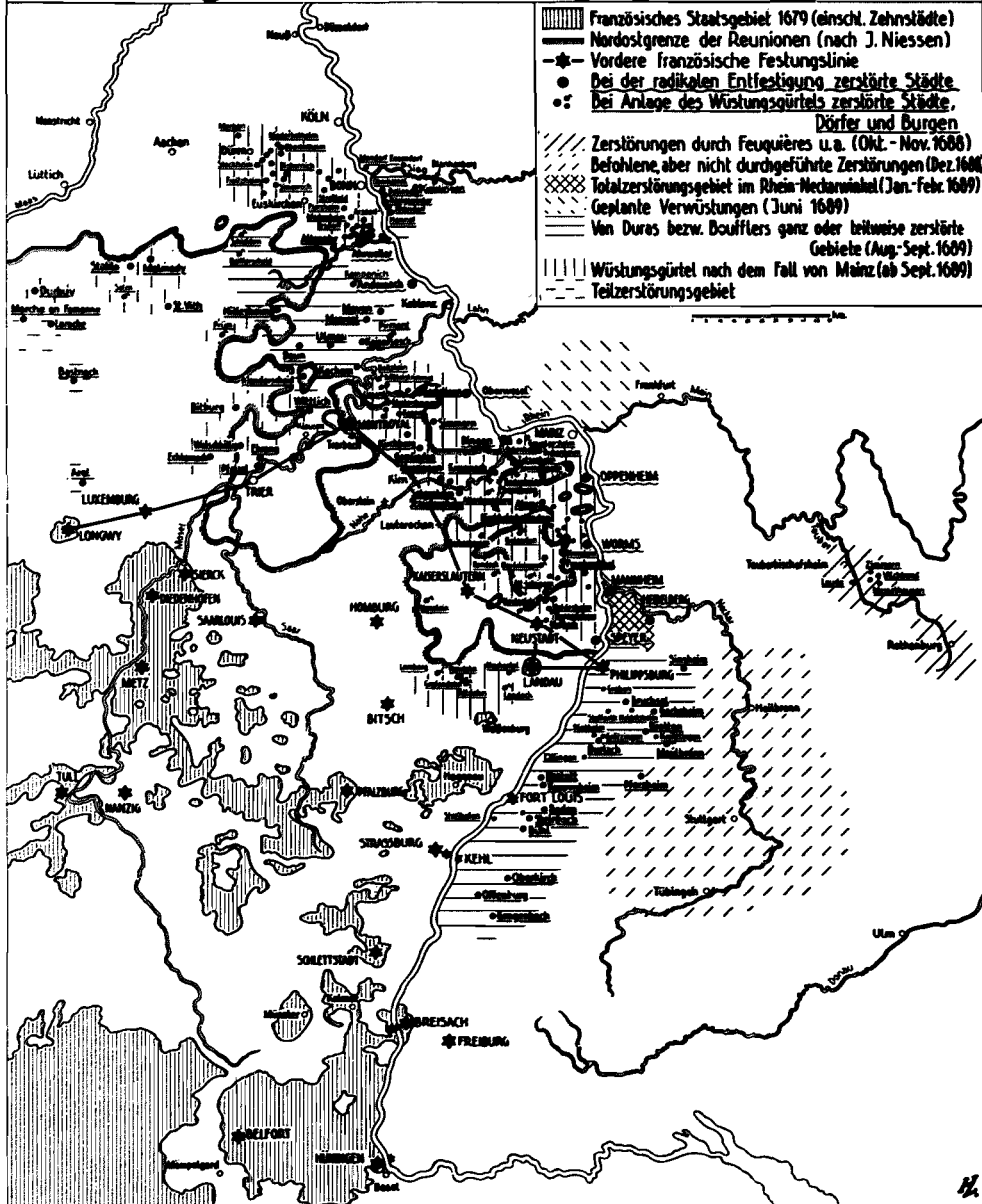
Das von Frankreich in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges besetzte und über den Frieden von 1648 hinaus behauptete Lothringen wird zuerst zum Schauplatz von Entfestigungen großen Ausmaßes (dazu gehören u. a. Pont-à-Mousson, Blamont, St. Dié, Epinal, Saarburg bei Pfalzburg, Wallerfangen, Saargemünd). Im Gesamtplan der Entfestigungen in Lothringen werden zwei Ziele klar: Brechung der Macht des lothringischen Abels und Freimachung der Wege nach dem Elsaß und nach dem Rhein.

Gleichmaßen erfolgen die Zerstörungen und Entfestigungen in der Freigravität Burgund. Schon beim ersten Einrücken französischer Truppen nach dem Tode Karls des Kühnen (1477) wurde damit begonnen und bei der erneuten Besetzung von 1636 bis 1644 in Verbindung mit der Zerstörung ganzer Landstriche fortgesetzt.

So fällt auf die einseitige Entmilitarisierung des Oberrheins von Basel bis Philippsburg durch den Westfälischen Frieden besonderes Licht. Im Widerspruch zu der auf dem linken Rheinufer vereinbarten, etwa 15 Kilometer breiten entmilitarisierten

Zone, im Widerspruch auch zur französischen Lehre vom Rhein als natürlicher Grenze steht die Behauptung Breisachs und Philippsburgs¹⁴⁾ als rechtsrheinischer französischer Brückenköpfe. Zuerne hat es ausgesprochen: „Wer das linke Rheinufer behaupten will, muß auf das rechte hinübergehen“. Geschleift werden Bensfeld, Rheinau (am Rhein südöstlich Bensfeld), Zabern, Hohbarr bei Zabern und Neuenburg, Plätze, die Frankreich während des Krieges besetzt hielt. Mit der schon früher erfolgten Schleifung von Saarburg zusammen mit der jetzt vorgenommenen Schleifung von Zabern und Hohbarr wird der Weg aus Frankreich über Metz nach dem Elsaß frei. Die andere Einfallsstraße in das Elsaß war schon gesichert durch die Schleifung von St. Dié (St. Diedel, sagt der Elsässer). St. Dié an der oberen Meurthe,¹⁵⁾ dort wo der Fluß den westlichsten Vogesenkamm durchbricht, nahe der Einmündung der Fave, beherrscht die Straßen von der Meurthe zum Breuschtal (Schirmeck) und zum Lebertal mit Markirch, also die Straßen von St. Dié nach Straßburg und nach Schlettstadt. Da Frankreich im Westfälischen Frieden an Gebieten den habsburgischen Hausbesitz einschließlich des Sundgau und die vierzig im Elsaß zerstreuten, zur Landvogtei Hagenau gehörenden Reichsdörfer erwarb, dazu an Rechten u. a. das der Landvogtei Hagenau zustehende Schutz- und Schirmrecht über die zehn elsässischen Reichsstädte, unter ihnen Landau (die Dekapolis, die auf der

Die Anlage des Wüstungsgürtels 1689/1690



Grundlage eines staufischen Festungssystems nach U. v. Hofmann entstanden ist), war der künftige Erwerb des Elsasses politisch und militärisch vorbereitet.

Der Friede von Vincennes 1661 zwischen Frankreich und Lothringen sichert Frankreich Korridore¹⁶⁾ über Lothringen nach dem Elsaß, also einen Korridor von Birten nach Metz mit der Fortsetzung eines Korridors nach einem südöstlich, westwärts der oberen Saar gelegenen Teil des Bistums und von da wiederum einen Korridor, in den sich die Straße von Lothringen nach Zabern einlagert, in deren östlichem Bereich die geschleiften Burgen und Städte Saarbürg und Zabern liegen. Durch dieses Stück ist die ehemals kurpfälzische, 1560 gegründete

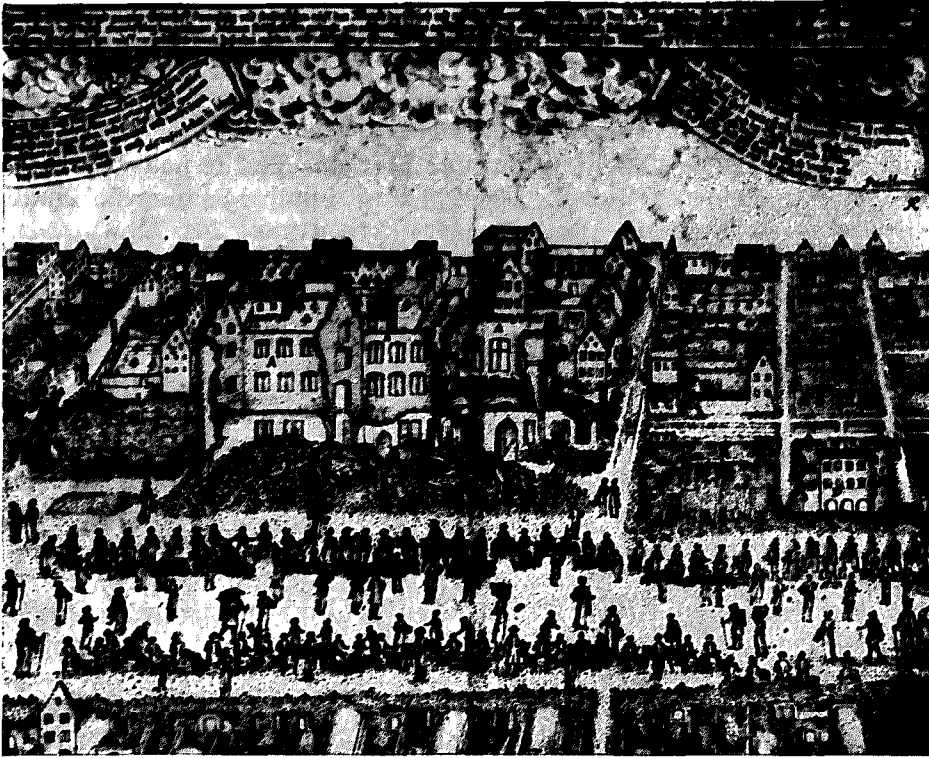
Stadt Pfalzburg französisch geworden. Mit der Besitzergreifung der Herrschaft Lützelburg 1523, in deren Gebiet Pfalzburg liegt, hatte sich die Kurpfalz in die Straße Nanzig—Straßburg hineingeschoben.¹⁷⁾ 1583 war Pfalzburg schuldenhalber an Lothringen verkauft worden. Einen weiteren Korridor — nach der Mosel — in östlicher Ausweitung eines im Pyrenäenfrieden mit Spanien 1559 gewonnenen Stückes Luxemburg mit Diedenhofen (fränkische Pfalz im 8. und 9. Jahrhundert) verschafft sich Frankreich durch die Abtretung von Sierk mit dreißig Dörfern. Dazu bringt der Friede die Schleifung Nanzigs (Lothringen wird wehrlos gemacht) und die Entlassung der lothringischen Truppen.¹⁸⁾

Unter Louvois bildet sich das Entfestigen und das Zerstören zum beherrschenden Prinzip mit der letzten möglichen Steigerung von 1689. Louvois wird 1666 Kriegsminister. In Ablösung des Kontributionsystems führt er das Magazinwesen ein; das strategische Denken allerdings erschöpft sich bei ihm in der Anlage von Festungen (Vauban) und in weiterer Folge in Zerstörungen. Festungen dienen einerseits zur Verteidigung des Landes, in der Hauptsache zielen sie auf die spätere Besetzung des vor ihnen liegenden Landes, dessen Entfestigung die französische Politik vorbereitet. Festungen sollen geradezu das strategische Denken ersetzen durch die Sicherheit, die sie verbürgen. Mangels jeden operativen Denkens werden französische Festungen in Zukunft oft genug zu Raubnestern, die zur Ausraubung der Umgegend durch Erhebung von Kontributionen führten.¹⁹⁾ In weiterer Entwicklung dienen diese Kontributionen nicht mehr der Versorgung der Heere, sondern die Heere dienen zur Eintreibung der Kontributionen, und schließlich führen überspannte Kontributionsforderungen zu Zerstörungen. In der Richtung des „conquérir sans combattre“ liegen die Reunionen. Der größte aller französischen Historiker, Albert Sorel, hat von den französischen Legisten, den Geisteserben der Räte Philipps des Schönen, gesagt: „Sie entdecken Ansprüche, wo sie Interesse haben, sie haben Rechte, wo sie Ansprüche erheben.“ Bei weiteren Angriffen Frankreichs auf Lothringen 1670 (Flankensicherung für den kommenden holländischen Krieg) und Angriffen auf die Freigravenschaft (im Frieden von Nimwegen 1678/79 von Spanien an Frankreich abgetreten) im Rahmen des holländischen Krieges wird die schon gekennzeichnete Politik des Entfestigens und Befestigens fortgesetzt. Der holländische Krieg (1672/78)²⁰⁾ bringt zunächst eine großartige Entfaltung der französischen Belagerungskunst; dann aber kündigt die Geschichte von militärischen Rückschlägen, unvermeidlich beim Fehlen strategischen Denkens, im Anschluß dann von Kontributionen, Zerstörungen, Verwüstungen — es scheint, daß sie zum Leitgedanken der Kriegsführung geworden sind. Hatte Louvois die Magazinverpflegung eingeführt, um die Kriegsführung freizuhalten von Kontributionen, hatte er sie auch beim Ueberfall auf Lothringen 1670 durchgeführt, so tritt jetzt der Rückfall in eine überwundene Kriegsführung ein. Zum ersten Male hören wir von der Anlage einer Wüstungszone. Die Pfalz wird wiederum zum Kriegsschauplatz. Deutsches, insbesondere kurbrandenburgisches Gebiet am Niederrhein, die Eifel, das Gebiet von Kurtrier werden durch Kontributionen, Plünderungen und Brandschätzungen heimgesucht. Seit Sommer 1673 erfolgen die Zerstörungen und Entfestigungen in der Pfalz mit dem Höhepunkt des Jahres 1674. Frankreichs König hatte von seinem Verwandten Karl Ludwig von der Pfalz

(1648—1680) ein Bündnis mit Frankreich erwartet; dieser hatte seine Tochter Elisabeth Charlotte 1671 mit dem Bruder Ludwigs XIV., Philipp von Orléans, verheiratet. Durch den Einmarsch Turennes soll es erzwungen werden: durch den Germersheimer Wall wurde eine Heerstraße nach dem Rhein gebaut und dort eine Brücke nach dem französischen Philippsburg hinübergeschlagen. Hatte die Pfalz mit der Verheiratung der Pfalzgräfin Tochter Liselotte an den französischen Hof die Freundschaft Frankreichs gesucht, so richtete sich jetzt nach dem Mißlingen des Holländischen Feldzugs der französische Stoß auf die Pfalz mit der fürchterlichen Grausamkeit damaliger, insbesondere französischer Kriegsführung. Die große Allianz gegen Frankreich 1674 (Holland, Brandenburg, das Reich, Trier, Mainz, die Pfalz) wirkte sich zur zweiten Pfalzzerstörung aus. Auf Plünderungen im Jahre 1673 erfolgte 1674 die Ueberrumpfung, Schleifung und Vernichtung der pfälzischen Festung Germersheim. Von Philippsburg aus unternahmen die Franzosen Plünderungszüge in die nähere und weitere Umgebung. Nach einer Niederlage einer lothringisch-kaiserlichen Armee bei Sinsheim werden die Bergstraße und die Pfalz von der französischen Soldateska geplündert und gebrandschatzt; es ist die zweite Pfalzzerstörung, eine Vorstufe zu 1689.²¹⁾ Turenne schrieb 1674 an seinen königlichen Herrn: „Ich bitte Ew. Majestät untertänigst, mir auf mein Wort zu glauben, daß nichts wichtiger sein kann, eine Belagerung Philippsburgs zu verhindern, als wenn alle Gegenden ausgefogen sind, wo die Feinde sich sammeln und leben könnten...“²²⁾ Erst durch die Bezwingung Philippsburgs 1676 erkämpfte sich die Pfalz bis zum Frieden von Nimwegen ihre Freiheit.

Auf keinem Kriegsschauplatz hatten die Franzosen dauernde Erfolge erringen können. Ihre besten Feldherrn schieden aus: Turenne durch Tod in der Schlacht bei Sasbach 1676, Condé durch Alter und Krankheit. Der Plan, Wüstungszone zwischen sich und dem Gegner zu legen, nimmt angesichts des Vorrückens der feindlichen Heere greifbare Gestalt an. Auf Louvois, als den geistigen Urheber der Zerstörungen und Verwüstungen, hebt Tector immer wieder ab.

Die erste Wüstungszone nun wird im Jahre 1677 geschaffen. Die Zerstörungsarbeit beginnt im nördlichen Elsaß, erstreckt sich auf die Grafschaften Hanau-Lichtenberg, Saarbrücken und Zweibrücken und führt, in weiterer Ausdehnung, zur Planung und teilweisen Anlage eines Wüstungsgürtels zwischen Rhein, Saar und Mosel. Die Wüstungszone gebot dem Vordringen eines deutschen Heeres unter dem Herzog von Lothringen kein unbedingtes Halt. Das ständige Ausweichen der französischen Hauptmacht, die zahlenmäßige Unterlegenheit und der



Peter Hamman
Der zerstörte Marktplatz in Worms
Zeichnung 1690
Stadtbibliothek Worms

frühe Tod Karls von Lothringen (noch 1675) waren es, die trotz des eindrucksvollen Sieges bei Ronz an der Mosel über den Marschall Créqui den Plan einer Rückeroberung des von den Franzosen besetzten Lothringens zum Scheitern brachten.

In die Wüstungszone von 1677/78 waren auch elsässische Landstädte gefallen, an deren baldigen Erwerb Frankreich dachte. So weit waren Entfestigen und Zerstören zum Leitgedanken der Kriegsführung geworden, daß Frankreich unerachtet aller Bedenken die 1648 seiner Vogtei unterstellten elsässischen Zehnstädte radikal entfestigen ließ. Der Friede von Nimwegen 1678/9 bringt Frankreich den Erwerb Freiburgs und Hüningens und den endgültigen Besitz der Freigravenschaft Burgund.

Folgerichtig werden Entfestigungen und Befestigungen in den reunitierten Gebieten vorgenommen und fortgesetzt, nachdem der unter dem Druck der Türkennot zustande gekommene „Waffenstillstand“ von Regensburg 1684 Frankreich in dem Besitz der Reunionen und des 1681 geraubten Straßburgs, „der Zitadelle von ganz Deutschland“ (wie es Markgraf Ludwig von Baden genannt hat) und des für unbezwinglich gehaltenen, 1684 eroberten Luxemburgs gelassen hatte. „Für Deutschland dient Straßburg zu nichts anderem als zu einer beständigen Versicherung des Friedens, für Frankreich eine immer offenstehende Kriegspforte, woraus es, so oft es nur will, in das platte Land losbrechen kann“ (Markgraf Lud-

wig von Baden).²³⁾ Damals entstanden als französische Offensivfestungen: auf reunitiertem kurtrierischem Gebiet Saarlouis (heute Saarlautern) und als großer Waffenplatz Montroyal (bei Trarbach an der Mosel), von Vauban geplant als Sperre zwischen Trier und dem Ehrenbreitstein; die Zehnstadt Landau wurde zur Festung ausgebaut; bei Breisach entstanden linksrheinisch Fort Mortier und auf einer Rheininsel St. Louis; Hüningen wurde verstärkt und zur Offensivfestung durch einen rechtsrheinischen Brückenkopf ausgebaut; Fort Louis wurde auf einer Rheininsel östlich Hagenau mit den Steinen der zerstörten Kaiserpfalz Hagenau errichtet.

Auf dem Höhepunkt seiner Macht, etwa zur Zeit des Regensburger Waffenstillstandes 1684, fühlte Frankreich auch schon, daß es den Gipfelpunkt überschritten hatte. Es traf die Vorbereitungen zum Dritten Raubkrieg oder, wie wir ihn gerne nennen, Orléansschen Krieg. Es ist ein Krieg, dessen Ursachen v. Kaumer in einer eigentümlichen, im einzelnen aufgezeigten Mischung sieht von französischer Ueberlegenheit und von Siegesbewußtsein einerseits, und andererseits auch wiederum, wenn zunächst auch nicht betont, von Angst und Schwäche. Die französische Geschichtsschreibung bezeichnet diesen Krieg ja auch als la guerre de la ligue d'Augsbourg (nach dem Verteidigungsbündnis zu Augsburg 1686 zwischen dem Kaiser und den vornehmsten deutschen Fürsten).



Georg Schütz d. Ä.
Oppenheim nach der Zerstörung
Staatl. Gemäldeammlung
Speyer

In Mißachtung des zwanzigjährigen Waffenstillstandes von Regensburg rückten französische Truppen im September 1688 an die Grenze. Eine Armee marschiert in das Erzbistum Köln ein, um dem von Frankreich begünstigten hochverräterischen²⁴⁾ Kardinal Fürstenberg zum erledigten Erzbischofsstuhl zu verhelfen; am 25. September rückt das Hauptheer in drei Abteilungen in Süddeutschland ein. Der Einmarsch wurde begleitet von einem Friedensmanifest mit den Punkten: Anerkennung der Reunionen, Besetzung des Kölner Stuhles mit dem Fürstenberger, Geldentschädigung durch die Pfalz für den Verzicht auf das unrechtmäßigerweise von Frankreich geforderte Erbe der Liselotte²⁵⁾ und als Faustpfand dafür Kaiserslautern, die mittelalterliche Flankenfestung des ganzen Sperrgebietes Vogesen—Haardt. Bis zum Ablauf des Ultimatums, d. i. des Friedensmanifestes am 1. Januar 1689 wollte Ludwig XIV. Philippsburg in seine Gewalt bringen. Die französische Hauptarmee wurde auf Philippsburg angesetzt; die Armeeteilung d'Huzelles begleitete die Bewegung der Hauptarmee auf dem linken Rheinufer; die Armeecoufflers nahm, auf der Kaiserstraße heranziehend, schon am 25. September Kaiserslautern. Hier erweist sich die Wahrheit eines Satzes von Fris Hellwig²⁶⁾: die Verteidigung der Straße zum Rhein blieb solange wirkungslos, als sie nicht in der Hand eines Willens lag. Grundsätzlich ist zu sagen, daß alle pfälzischen Städte und alle Städte am Rhein von Offenburg bis Mainz (Belagerung

und Eroberung durch die Deutschen im Sommer 1689) und bis Kreuznach und Bacharach fast ohne jeden Widerstand -- es war ja Frieden -- besetzt wurden. Philippsburg verteidigt sich unter Maximilian Lorenz v. Starhemberg, dem Bruder des Verteidigers von Wien gegen die Türken, überraschend gut etwa vier Wochen; es kapitulierte am 30. Oktober. Heidelberg ergab sich am 24. Oktober; der greise Kurfürst Philipp Wilhelm (1685--1690) war schon nach Neuburg a. d. Donau geflohen. Mannheim unterwarf sich am 13. November nach kurzer Belagerung. Die Hauptarmee unter dem Dauphin bzw. unter Marschall Duras, dem Neffen des Pfalzverwüsters Turenne, war nach der Einnahme Philippsburgs herangerückt; Vauban leitete die Belagerung. Am 13. November ergab sich auch die Feste Friedrichsburg. Am 18. November fiel Frankenthal. Es klingt wie eine Wiederholung der Kapitulationen von 1622/23 vor Sully und den Spaniern. Weit östlich wurde Heilbronn eingenommen. Koblenz allein hatte den Feinden widerstehen können. Dafür fiel aber Ende des Jahres Trier.

Das unsägliche Leid, das durch die nun einsetzenden Ereignisse über deutsches Land kommen sollte, findet Deutschland im grimmigen Willen zur Abwehr, findet Deutschland zum ersten Male wieder in seiner neueren Geschichte in Bereitschaft zu engem Zusammenschluß. „Wer es mit Frankreich hält, ist ein offener Verräter an seiner Nation“, schrieb 1689 Samuel Pufendorf. Mit Heilbronn

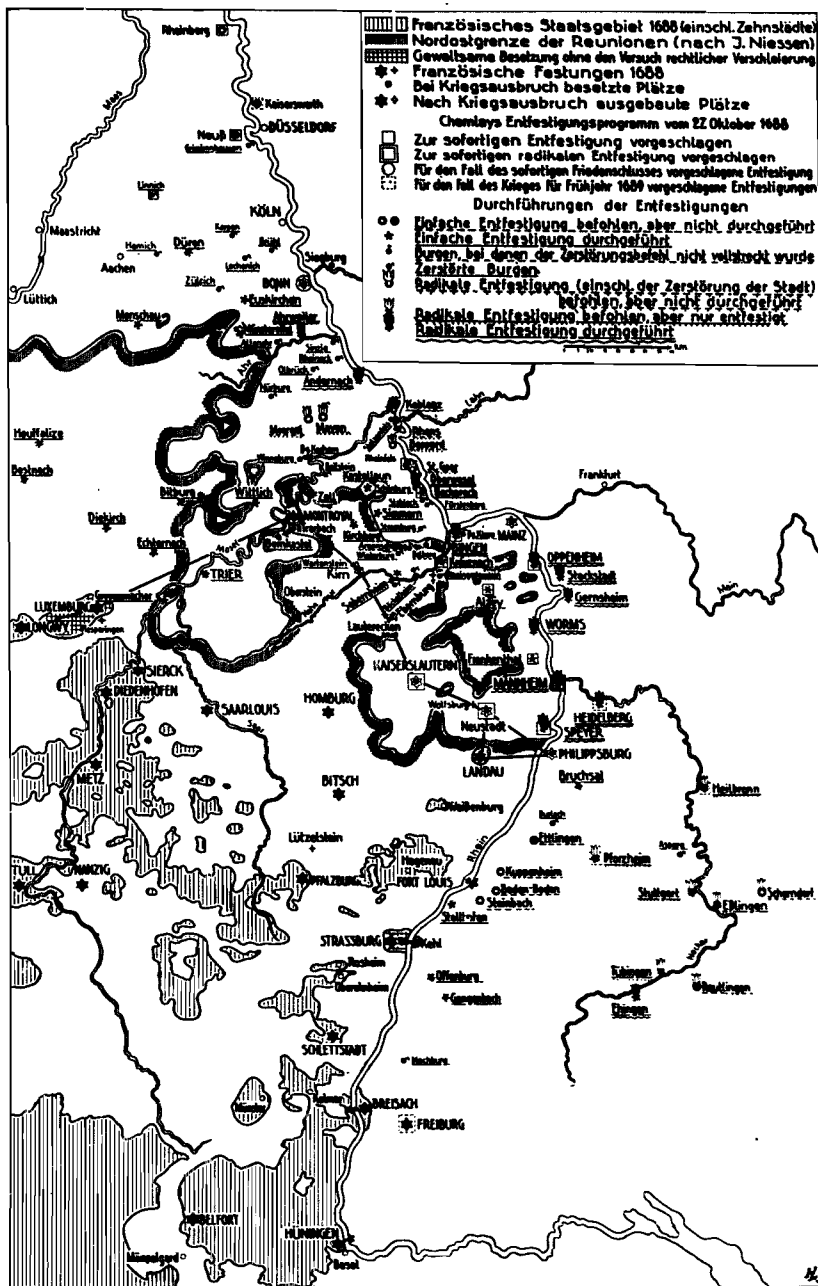
als Mittelpunkt, wo Montclar,²⁷⁾ der Befehlshaber der rechtsrheinischen Truppen (mit u. a. Melac und dem Marquis Feuquières als Unterführern) sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, setzt ein französischer Ausbeutungsfeldzug ein, dessen Plünderungen sich zunächst in weitere Entfernungen in Richtung Würzburg, Rothenburg, Ulm erstrecken, um dann in größerer Rheinnähe das nördliche Württemberg, Baden und den Schwarzwald heimzuseuchen. Mit den Plünderungszügen wird zugleich die Brandfackel in friedliches Land geworfen. Badischen Beamten, die wegen des Baues einer Brücke vom Fort Louis auf das rechte Rheinufer vorstellig werden, wird ein „vous serez brûlés“ (man wird euch brandschaksen) entgegengeschleudert; französische Truppen erscheinen vor Schwäbisch-Hall, um die von dort ausstrahlenden Straßen zu überwachen und „um einige kleine Städte und Schlösser zu verbrennen“; ein geschlossenes Gebiet bei Rothenburg wird durch Feuquières (dem Melac Schwabens) zerstört. Schließlich ergeht im Dezember beim Herannahen der deutschen Truppen der Befehl, die aufzugebenden Gebiete zu zerstören. Die Gründlichkeit der Arbeit allerdings litt unter dem überstürzten Rückzug, hervorgerufen durch die Runde vom Heranrücken deutscher Truppen. Rothenburg, das ja nicht eingenommen werden konnte, wurde in Brand geschossen; am 4. Oktober, 27. Oktober und 17. November ergingen Anordnungen und Befehle zur Zerstörung Mannheims.

Am die Wende des Jahres 1688/89 war ein Streuzerstörungsgebiet zwischen Donau und Main mit Rothenburg etwa als östlichstem Punkt geschaffen worden, dazu eines auf der linksrheinischen Seite am Niederrhein zwischen Mosel und Maas; ein Teilzerstörungsgebiet im heutigen Baden südlich des Neckars bis Lahr und linksrheinisch zwischen Speyer, Mainz, Montroyal und Andernach; ein Totalzerstörungsgebiet zwischen Rhein und Neckar sollte 1689 entstehen.

Nur vorübergehend durch deutsche Vorstöße gehemmt, macht sich Melac am 27. Januar an sein Zerstörungswerk. Am 28. Januar gehen elf blühende Dörfer in Flammen auf. Am 31. Januar setzen Plünderungen und Brandschakungen im Gebiet nördlich des Neckars ein; auch heftige und Mainzer Gemeinden gingen in Flammen auf. „Wir haben nichts als Feuer und Flammen gesehen den ganzen Rhein von Philippsburg bis Mannheim. Ueberall, wo sie marschieren, brennen sie auch“, so berichtet ein Zeitgenosse. Vom Fort Louis aus plündern und brandschaksen andere französische Abteilungen in der Marktgrafschaft Baden. Unterdes wird Heidelberg bis zum letzten ausgefogen. Ein großer Teil der Bevölkerung flieht. Nachdem Heidelberg in den allgemeinen Zerstörungsplan einbezogen ist,²⁸⁾ beginnen am 17. Januar die Minierarbeiten an den Schloßtürmen, Schloßmauern, an

den Pfeilern der Brücke, an den Mauern und Türmen der Stadt. Trotz der bedrohlichen Nähe der deutschen Truppen fängt das Zerstörungswerk am frühen Morgen des 2. März an; zuerst das Schloß: Rupprechts-, Friedrichs-, Ottheinrichsbau und englischer Bau gehen zusammen mit Nebenbauten in Flammen auf. Der dicke Turm zerbricht unter der Wucht der Sprengungen, die herabfallenden Gesteinstrümmer richten schweren Schaden in der Stadt an. Die Zerstörung der Stadt konnte bei dem Mangel an Zeit — denn schon mittags rückten die Franzosen durch das Speyrer Tor ab — und bei der tatkräftigen Löscharbeit der Bürger zu keiner vollkommenen werden; nur 34 Gebäude wurden völlig zerstört. Infolge der Anständigkeit verschiedener Offiziere fielen in der Hauptsache nur öffentliche Gebäude der Brandschakung zum Opfer: das Rathaus, der alte Marstall. Die Kurfürstliche Kanzlei war durch die Trümmer des dicken Turms schon zerschlagen worden. Die verantwortlichen Offiziere, insbesondere Oberst Graf Tessé, Beauftragter des Generals Montclar, ziehen sich die Angnade ihres königlichen Herrn zu, weil das angeordnete Zerstörungswerk nur mangelhaft durchgeführt worden war.

Entsetzliche Drangsalierungen durch Einquartierung und Kontributionen hatte auch die Bürgerschaft Mannheims seit der Einnahme der Festung in dauernder Erregung gehalten. Mit der Schließung wird schnell begonnen; die Zitadelle bleibt zunächst erhalten; ihre Zerstörung erfolgte im Februar 1689. Am 3. März wird der Stadtverwaltung der Zerstörungsbefehl mitgeteilt: die Stadt wird entweder sofort von den Truppen oder mit zehn Tagen Frist von den Einwohnern niedergehauen; die Einwohner werden unter günstigen Bedingungen zur Ansiedlung im Elsaß aufgefordert (Entvölkerung des Grenzgebietes!). Die Mannheimer empfehlen sich der Gnade des Sonnenkönigs. Da beginnt am 5. März die Sprengung durch 400 Soldaten. Die Hausstrümmer werden vom 8. März an, mit der östlichen Unterstadt beginnend, in Brand gesteckt. Am 25. März gehen große Teile der Friedrichsburg in Flammen auf. Nach dem Brand vollenden Pioniere die Zerstörungsarbeit. Die neue reformierte Doppelpfarrkirche und ebenso die Eintrachtskirche werden gesprengt; das Grab der Raugräfin Luise dort wird geplündert. „Ich kan doch nicht lassen zu bedauern undt zu beweinen“, schreibt Liselotte, „daß ich so zu sagen meines vaterlands untergang bin undt über daß alle des Churfürstens meines herrn vatter seeligen sorge undt mühe auff einmahl so über einen hauffen geworfen zu sehen ahn dem armen Mannheim . . . alle nacht, sobaldt ich ein wenig einschlafe, deucht mir, ich sey zu Heydelberg oder zu Mannheim undt sehe alle die verwüstung, undt dann fahr ich im schlaff auff und kan in 2 ganzer stunden nicht wider einschlaffen . . .“



Höhepunkt der französischen Entfestigungspolitik
(September 1688 bis Juni 1689)

(An Herzogin Sophie vom 20. März 1689.)²⁹ Der Mannheimer Rat versammelt sich von jetzt ab in Heidelberg.³⁰ Etwa tausend Flüchtlinge aus Mannheim und aus dem am 25. September 1689 zerstörten Frankenthal, hauptsächlich Mitglieder der französisch-reformierten Kirchengemeinde, finden mit Zustimmung des Großen Kurfürsten eine neue Heimat in Magdeburg; es sind „les messieurs de Mannheim“.³¹

Im Zusammenhang mit seiner spannenden, ergreifend lebendigen, ausführlichen Darstellung des Umfangs, der Art und des geschichtlichen Ablaufs der Zerstörung unternimmt v. Raumer eine sorg-

fältige Bergliederung der Beweggründe, die zu den beispiellosen Vorgängen von 1688 mit dem Höhepunkt der Pfalzzerstörung von 1689 führten. An die Spitze stellt er eine grundsätzliche Untersuchung der möglichen Leitgedanken in Form der Bereicherungs-, Ausbeutungs-, Einschüchterungstheorie und der von den Franzosen insbesondere betonten Glacis-theorie, wobei die französische Geschichtsschreibung allerdings von der falschen Voraussetzung ausgeht, daß Frankreich sich von vornherein in der Verteidigung befunden habe. Bereicherung und Ausbeutung überschreiten bei weitem nach der Art ihrer Durchführung und durch die Größe des erfaßten Gebietes

die in der Zeit üblichen Maßnahmen. Bereicherung und Ausbeutung können insbesondere nicht die Pfalzzerstörung erklären. Kriegerische Maßnahmen dieser Art erstreckten sich ja, Strafexpeditionen vergleichbar, auf ein im Waffenstillstand befindliches Nachbarland. Die Einschüchterungstheorie hat, wie jene beiden andern Begründungen, ihre gewisse Berechtigung, aber v. Raumer sieht sie im Widerspruch zu der von den Franzosen in den Vordergrund gestellten Glacisstheorie: denn die Einschüchterung müßte aus dem Gefühl der Ueberlegenheit heraus erfolgen, die Schaffung eines Glacis aber aus Furcht vor einem erwarteten Angriff. v. Raumer kann Schritt für Schritt nachweisen, wie das Element der Zerstörung im französischen Denken ungehemmt sich durchsetzt, beginnend mit dem „Vous serez brûlés“.

Das wichtigste Beweisstück für die Beantwortung der von ihm gestellten Fragen ist für v. Raumer der Brief Chamlay's, des Quartiermeisters und Vertrauten Louvois', an Louvois vom 27. Oktober 1688. Ausgehend vom Gefühl der französischen Ueberlegenheit, die den Kaiser, ohne auch nur den Krieg zu wagen, zum Frieden im Sinne des Manifestes zwingen wird, glaubt Chamlay, „daß es dem König dienlich wäre, wenn man schon jetzt begänne, an der Zerstörung mehrerer Plätze zu arbeiten, deren Zerstörung wichtig ist, damit sie Louvois niemals in einem andern Krieg (!) zur Last fallen können“ (weil in einem kommenden Kriege dann zuviel Zerstörungsarbeit auf einmal zu leisten wäre). Im Gegensatz zu den zu schleifenden Orten, die trotz der Zerstörungsarbeit Winterquartiere für die Truppen abgeben könnten, sollten Heilbronn, Heidelberg und Pforzheim nur dann geschleift werden, wenn der Krieg im Frühjahr wirklich beginne. Ähnliche Vorschläge ergehen über Plätze am Niederrhein. „Zerstören Sie, demolieren Sie und setzen Sie sich dadurch in den Stand, die unbedingten Herren des Rheins zu sein, so daß das Land der vier rheinischen Kurfürsten die erste Beute Ihrer Truppen wird, wenn es wieder Krieg gibt.“ „Raser“ und „démolir“ im französischen Text sind zunächst nur als Schleifen zu deuten. Geschrieben ist dieser Brief also unter der Voraussetzung des baldigen Friedens (in einem zunächst nur von Frankreich geführten Kriege); er ist aber insbesondere geschrieben mit Hinblick auf den nächsten Krieg, wo man von vornherein „absolument maître du Rhin“ sein wird. In einem zweiten Teil des Briefes nun heißt es: „Ich wage es, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der möglicherweise nicht nach Ihrem Geschmack sein wird. Er besteht darin, daß ich, am Tage nach der Einnahme Mannheims, das Messer an es legen und den Pflug darüber gehen lassen würde . . .“ Hier ist der Anfang gemacht mit dem Plan der Zerstörung einer Stadt. Louvois kann am 17. November melden, daß er den König ge-

neigt sieht, Mannheim dem Erdboden gleichzumachen „und in diesem Falle deren Wohnungen völlig zu zerstören, dermaßen daß kein Stein auf dem andern bleibt . . .“ Also war Chamlay's Entfestigungsplan nicht in den Bedürfnissen des Krieges, sondern in zukunftssträchtigen politischen Hoffnungen begründet.

Hier erhellen sich die Vorgänge, die Anfang 1689 das Land am unteren Neckar unter Einfluß Mannheims zum Totalzerstörungsgebiet werden ließen. Eine weitere Klärung der inneren Sachlage findet v. Raumer in einem Brief Chamlay's an Louvois vom 9. November, etwa des Inhalts: wenn schon der Kaiser es auf Kriegshandlungen ankommen läßt, über welche Plätze könne dann sein Heer herfallen, „wenn man, nach Schleifung der Städte in der Pfalz und am Rhein, die man nicht halten wollte, Landau, Philippsburg, Hüningen, Belfort und Montroyal mit starken Besatzungen und jeglicher Art von Munition versehen hat?“ Waren also zunächst Entfestigungen und Zerstörungen unter dem Gesichtspunkt des erwarteten Friedens (Annahme des ultimativen Friedensmanifestes vom 24. September!) ins Auge gefaßt worden, so wurden sie jetzt begründet mit den Bedürfnissen eines kommenden Krieges. Man fühlte sich allerdings französischerseits so überlegen, daß man an das Zustandekommen eines Krieges nicht glauben wollte angesichts der gründlich vorzunehmenden Entfestigungsarbeit und durch die Drohung, das Feindesland zu verwüsten. Der Glacisplan ist also eine offensive Maßnahme neben den andern. Er findet vielleicht sogar seine letzte Erklärung als Ausgeburt einer sinnlosen, aus unberechenbaren Tiefen der französischen Seele aufsteigenden Zerstörungsluft.

Im Vergleich zu Gustav Adolf, der sein Volk zu einem Soldatenvolk erzogen hat, zu Wallenstein, der mehr Organisator als Feldherr, doch eine ausgesprochen militärische Erscheinung ist, zu Cromwell, der ein modernes Heer aus einer Revolution und religiösem Fanatismus aufzieht, im Gegensatz zu den großen Feldherrn des Jahrhunderts, die für die Geschichte des Krieges die Tatsache geschaffen haben, daß der Krieg wieder vom Feldherrn aus gesehen und verstanden wurde,²²) erschöpft sich Louvois' strategisches Denken im Festungskrieg und — im Zerstören. Von Louvois wird nicht die im Krieg waltende Dynamik zur Ordnung gerufen, von ihm, dem rohen Zyniker der Macht, wie ihn Haller nennt, wird nicht die Dämonie des Krieges gebändigt.

Wie wird nun der Zerstörungsplan abgewandelt im Augenblick, wo es um die Wende der Jahre 1688/89 klar wird, daß der Krieg nun doch ausbrechen wird? Glacisplan und Zerstörungsplan verschmelzen von nun ab zu einer Einheit, nachdem im Glacisplan schon in seinen Anfängen das Ele-



Jean François Gent
 Domstiftsturm und Nikolaus-
 kirche in Speyer nach der Zer-
 störung
 Hist. Museum der Pfalz, Speyer

ment der Zerstörung zu erkennen war. Dabei ist aber noch zu betonen, daß es sich nicht um das Vorfeld einer oder mehrerer Festungen handelte, sondern um große Räume.

Will Vauban und wollen französische Generäle die Lage durch Vorstöße rasch beweglicher Einheiten, also durch regelrechte Kriegsführung meistern, so beharrt Louvois auf dem Standpunkt starrer Unbeweglichkeit. Er will zerstören und sich auf die von ihm geschaffene Verteidigungslinie zurückziehen. Aengstlichkeit und Rücksichtslosigkeit paaren sich auf merkwürdigste Weise: der Rhein kann nicht verteidigt werden, die Verteidigungsmöglichkeit liegt jenseits des Rheins, bzw. die Sicherheit der Rheinlinie wird gewährleistet durch die Schaffung des linksrheinischen Glacis.

Noch Mitte 1689, bevor die kaiserlichen Heere zur Belagerung und Rückeroberung von Mainz herangerückt sind, wird die Lage Frankreichs angesichts der stolzen Festungsreihe von Bonn über Montroyal, Mainz, Landau, Straßburg bis Hüningen so günstig beurteilt, daß man ohne Einsatz an den Wiedergewinn des rechtsrheinischen Ufers denkt. Da erfolgt der Befehl zur Zerstörung von Speyer und Worms. Chamlay rühmt sich der französischen Sicherheit; kein deutsches Heer werde es wagen, eine französische Festung anzugreifen. Ein feindliches Heer könne aber das linke Rheinufer erzwingen und sich z. B. in Speyer festsetzen.³³⁾ Die Schleifung der Rheinuferstädte genügt also nicht, sie müssen zerstört werden. Dabei denkt man französischerseits aber doch zugleich daran, den Vormarsch auf das rechte Rheinufer wieder vorzutragen. Widersprüche, die sich hier ergeben, zwi-

sehen den Siegeshoffnungen und der Neigung zu gänzlichem Stillehalten, löst v. Raumer dabin- gehend auf, daß solche Anregungen Chamlays von Louvois bestellt und dazu benutzt wurden, um den König endlich für den vollen Umfang der geplanten Zerstörungen zu gewinnen. Es wird also im Verlauf des Jahres 1689, des Jahres der Pfalzzerstörung, klar, daß für Louvois Zerstörung im Mittelpunkt jeder Kriegsführung stand.

Am 11. Mai ist zum erstenmal von der Zerstörung der Rheinuferstädte die Rede, nachdem seit den ersten Monaten des Jahres die Schleifung in vollem Gange war.³⁴⁾ Man schleift, weil man sich durch Befestigungen beunruhigt fühlt, und man zerstört, weil sie geschleift sind, so faßt v. Raumer den Tatbestand zusammen. Nun aber war jeder deutsche Vormarsch in die linksrheinische Pfalz unmöglich, ohne im Besitz der flankierenden Festungen Philippsburg und Mainz zu sein; dabei sprechen die Franzosen von dem moralischen Anvermögen der Deutschen, französische Festungen einzunehmen. Konnten also bei der Zerstörung der Festung Mannheim militärische Gründe immerhin geltend gemacht werden - bei der Zerstörung von Mainz, Speyer, Oppenheim und Bingen fallen sie weg. Ende Mai wird den unglücklichen Einwohnern dieser Städte der Beschluß eröffnet. In den nächsten Tagen jagen sich Befehle und Gegenbefehle; die Bevölkerung wird aufgefördert, nach dem Elsaß und nach Burgund übersiedeln. Am Pfingstdienstag 1689 beginnt ungefähr gleichzeitig in Speyer, Worms und Oppenheim³⁵⁾ der Brand. Alle Vorbereitungen waren getroffen worden, um ihn gründlich werden zu lassen. Ueber dem Brand

und unter dem Eindruck der gewaltigen Weinvorräte lockert sich die französische Manneszucht in einem Ausmaße, daß die Soldateska zusammen mit lichtscheuem Gefindel den Speyrer Dom anzündete und die Kaisergräber ausplünderte, soweit die Stärke der Grabplatten das Unterfangen nicht unmöglich machte. „Oppenheim, Worms und Speyer sind vollständig verbrannt (sont entièrement brûlés)!“, so hieß die Vollzugsmeldung Duras'. In Worms brannten außer dem Dom St. Paulus, St. Andreas und die evangelische Hauptkirche zu den Predigern nieder; in Speyer gingen neben dem Dom in Flammen auf St. Guidon, St. German, St. Jakob, der Speyrer Rathshof, das Reichskammergericht (das dann nach Wehlar verlegt wurde) und der Speyrer Bischofshof.³⁶⁾ Auf den Brand folgte, nicht immer gewissenhaft, das Einreißen der stehengebliebenen Reste. Auch Bingen muß das Schicksal der anderen zerstörten Städte erfahren.

Nun erlitt Frankreich im Spätsommer 1689 zwei schwere Niederlagen. Bonn und Mainz wurden von den deutschen Truppen eingenommen. Die ersten vor Mainz erscheinenden deutschen Abteilungen konnten nicht vertrieben werden, weil die französischen Soldaten mit der Zerstörung der Rheinuferstädte beschäftigt waren. Zum Entsatz des belagerten Mainz kam es darum nicht, weil an die Truppen, die dazu hätten herbeigerufen werden müssen, der Befehl ergangen war, im Falle einer Belagerung dieser Stadt den Südwesten des Reiches erneut zu zerstören. Zudem war der französische Soldat nach einem vollen Jahr der Plünderungen und Zerstörungen militärisch nicht mehr zu gebrauchen. So wurde der von Louvois schon im Juli erteilte Befehl ausgeführt, de ruiner le pays de Bade et la partie du Palatinat où M. de Montclar n'avait pas fait assez de ravages à la fin de l'année précédente, Baden zu zerstören und den Teil der Pfalz, wo Herr v. Montclar am Ende des vorausgegangenen Jahres keine genügende Zerstörungsarbeit geleistet hatte. Wenn in diesem Falle die in Aussicht genommenen Zerstörungen einen Schein von militärischem Recht erhalten (Einschüchterung, um die Belagerung von Mainz zu unterbinden), so sind sie andererseits auch wieder aus dem Gefühl der Ueberlegenheit heraus angeordnet worden: man glaubt französischerseits nicht an einen schnellen Fall von Mainz. Und nun erfolgt, von deutscher Gegenwehr so gut wie nicht gehindert, eine planmäßig gedachte, von zügellosen Soldatenhorden unvollkommen ausgeführte Zerstörungsarbeit im Kraichgau und südwestwärts über Baden-Baden hinaus zum Kinzigtal, wo die das Tal beherrschende Geroldssee ihr zum Opfer fällt. Nur Heidelberg kann zunächst vor dem erneuten Zugriff der französischen Truppen geschützt werden. Die deutschen Truppen manövrierten mangels eines einheitlichen Oberbefehls so ungeschickt, trotz des schon ge-

kennzeichneten starken Willens zur gemeinsamen Abwehr des Erbfeindes, und aller Blicke und aller Kraft waren so auf die Belagerung von Mainz gerichtet, daß trotz der Befestigung der am Rand des Gebirges gegen den Rhein gelagerten Orte von Heidelberg bis Offenburg und trotz des festungsmäßigen Ausbaus des Ortes Stollhofen (dem Fort Louis gegenüber) durch den Prinzen Eugen von Savoyen³⁷⁾ die Franzosen einzelne Befestigungen sogar aufheben und im übrigen ihr Zerstörungswert durchführen konnten, allerdings bei immer stärkerer innerer Auflösung der Truppe.

Durch die Anlage eines neuen Wüstungsgürtels soll dem Feind das Vorrücken im kommenden Kriegsjahr 1690 von vornherein unmöglich gemacht werden.

Das bis jetzt mit der Ausnahme von Speyer, Worms, Oppenheim verschonte Land zwischen Mosel und Rhein, das Land zwischen der französischen Linie Philippsburg, Neustadt, Kaiserslautern, Montroyal und der von den Deutschen behaupteten Rheinlinie, soll nun auch in Flammen aufgehen. Schon im Sommer 1689 war der Vormarsch Boufflers auf Mainz (zum Entsatz) ein Plünderungszug geworden. Hier nun könnte man, um die nicht mehr zu zügelnde Plünderungs- und Zerstörungslust zu entschuldigen, sagen, daß es um die Schaffung eines zerstörten Vorfeldes ging, nachdem man offensichtlich in die Verteidigung gedrängt war; aber die Zerstörungsarbeit wurde in keiner Weise planmäßig und gründlich durchgeführt wie im Winkel zwischen Neckar und Rhein; dazu hätte es einer disziplinierten Truppe bedurft. Mit Rochem an der Mosel fängt es an, setzt sich fort über Städte und Dörfer in der Eifel, über Städte und Dörfer im Gebiet der Nahe (Simmern, Sobernheim, Kirchberg), über Rockenhäusen und Kirchheimbolanden in den Wonnegau hinein. Grünstadt, Freinsheim, Haardt, Dürkheim, Wachenheim, Forst, Weidesheim und Ruppertsberg werden verbrannt. Befehle Louvois' vom 15. und 23. September richten sich gegen die Trümmer von Oppenheim, Kreuznach und Worms und auf die bis jetzt noch verschonten Städte Frankenthal und Alzey. F. Bassermann-Jordan³⁸⁾ hat in mühseliger Kleinarbeit die Verwüstungen des pfälzischen Weinbaugebiets durch alle Kriege hindurch verfolgt, die die Pfalz heimsuchten.

Das militärische Ergebnis der französischen Anstrengungen von 1689 ist mit dem Verlust von Mainz im September und dem von Bonn im Oktober vernichtend.

Mit weiterer Zerstörungsarbeit im kleinen klingt der Krieg aus. In Heidelberg wird alles bisher Versäumte 1693 nachgeholt: weitere Teile des Schlosses, insbesondere der Krautturm („der gesprengte Turm“) werden zerstört. Die Verrohung

Der Rathshof in Speyer
nach der Zerstörung
Aquarell von Franz Stöber
Staatl. Gemäldeammlung
Speyer



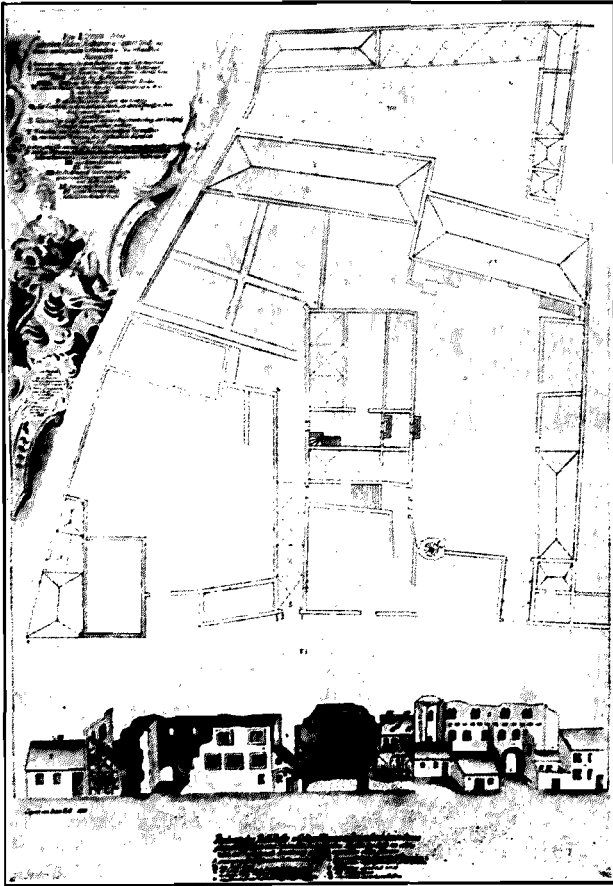
der französischen Truppen, welche im Gegensatz zu 1689 nur die Schleifung der Befestigungsanlage in Angriff nehmen sollten, führte zu einer gänzlichen Zerstörung der Stadt. Nur einige Kirchen und einige wenige Häuser, so das Haus „Zum Ritter“, blieben verschont.

Unsere wesentlichen Quellen, die Werke v. Raumers und Textors, ließen uns die geschichtlichen Zusammenhänge schauen, aus denen heraus die Pfälzerzerstörung von 1689 verstanden, ließen uns die besonderen Wertungen erkennen, unter die sie nach diesen neuesten Forschungen gestellt werden müssen.

Aus der Geschichte der Entfestigungen (Textor), in Verbindung mit der davon nicht zu trennenden Geschichte der Befestigungen, ergab sich eine außerordentlich fruchtbare Vertiefung unserer Erkenntnisse, eine „allgemeine Ausrichtung“ nach der politischen und militärischen Seite hin. Zielbewußt erstreben die Franzosen den Rhein; folgerichtig führen sie ihre Entfestigungen durch: Entfestigungen sind das Mittel des Politikers und die Verwüstungen das des Heerführers Louvois. Entgegen der französischen Haltung, welche die Zerstörung als kriegsnotwendige Maßnahmen hinstellt, lernen wir durch Textor Entfestigungen mit der Steigerung der Zerstörungen unterscheiden von der Anlage von Wüstungszonen, die anderen Zielsetzungen dient. Textor zitiert aus den *mémoires* von Villars: man hatte den König... dazu überredet, Wüstungszonen zwischen unsere Grenzen und die feindliche Armee zu legen. Deshalb hatte man gegen unsern eigenen

Nutzen und gegen die Grundsätze der Kriegsführung die großen Städte Trier, Worms, Speyer, Heidelberg und eine Anzahl anderer weniger bedeutender, die reichsten und besten Länder der Welt (*les plus riches et les meilleurs pays du monde*) verbrannt.

Beiden Gelehrten, Textor und v. Rauer, sind wir verpflichtet für eine genaue Unterscheidung nach dem Ausmaß der Zerstörungen. Ein „totales Zerstörungsgebiet“ finden wir nur in der Rheinebene zwischen Mannheim und Heidelberg. Die badischen Markgrafschaften, die Pfälzer Lande zur Linken des Rheins und das untere Moselland müssen als „Teilzerstörungsgebiete“ angesprochen werden. Die überwiegende Zahl der Städte ist zerstört; dazu ein großer Teil der Dörfer. Schwaben, Franken, die Gebiete des Niederrheins müssen „Streuzerstörungsgebiet“ genannt werden. Im allgemeinen waren die Zerstörungen auf dem Lande flüchtiger. Abgesehen von den schweren Folgen der Vernichtung des Baumbestandes, auch ganzer Waldungen und der Nebanlagen konnte infolge der Einfachheit der Wirtschaftsstufe rasch wieder Aufbaubarbeit geleistet werden. Nicht so bei den Städten. Die rheinischen Städte stehen nicht mehr an der Spitze des deutschen Städtetums wie im Mittelalter. Die pfälzischen Massenauswanderungen sind wohl in Zusammenhang zu bringen mit den Pfälzerzerstörungen. Der größte Teil des badisch-pfälzischen Kunstbesitzes, insbesondere der Erzeugnisse der Baukunst, ist vernichtet. Solche Feststellungen verdanken wir abschließenden Betrachtungen v. Raumers.



Ansicht und Plan des Reichskammergerichts und des
Markthofes in Speyer
Zeichnung von Ph. Blum 1754
Hist. Museum der Pfalz, Speyer

v. Raumer seinerseits sucht — und seine Ergebnisse bestätigt auch Tector — in die geistige und seelische Welt der Zerstörer einzudringen. Er tastet sich in den Briefwechsel zwischen französischer Front und Paris hinein, um das Wachsen des Zerstörungsgedankens, vom ersten Aufzüngeln bis zum Riesenbrand von 1689, aufzuspüren. Auf einzigartige Weise erhellt v. Raumer die Motivation der Zerstörungen durch seine Kategorien, so möchte ich sagen, der Zerstörungen, welche er in einem Anhang „Erfurs. Das Kampfmittel der Zerstörung in der Geschichte“ entwickelt. Alle Formen der Zerstörung können abgelesen werden an den Ereignissen der Jahre 1688—1693: der nativistische Zerstörungstrieb begleitet sie alle. Mit terroristischen Zerstörungen sollten noch vor Kriegsbeginn (Herbst 1688) die deutschen Fürsten eingeschüchtert werden; die Zerstörungen militärisch-wirtschaftlicher Natur, mit den beiden Zielen der Ausbeutung und Bereicherung, gehören ebenfalls in die Zeit der Plünderungszüge im Württembergischen; die militärische Strafzerstörung — eine weitere Form der Zerstö-

— hängt innerlich und notwendigerweise zusammen mit der Ausbeutung und Bereicherung; sie steigert sich leicht zu nativistischer oder terroristischer Zerstörungswut oder gibt doch leicht einen Vorwand ab für nativistische oder terroristische Zerstörungen. Die strategische Zerstörung endlich steht als Leitgedanke hinter der Schaffung eines Glacis, gepaart mit der wirtschaftlichen Zerstörung — wir sahen als Auswirkung strategischer Zerstörung das Totalzerstörungsgebiet und die Teilzerstörungsgebiete von 1689/90 entstehen — wobei nun aber gerade für die Zerstörung der linksrheinischen Pfalz zusammen mit Worms und Speyer für die Motivation der Glacisbildung, wie wir gesehen haben, nicht in Frage kommt. Nativistischer Zerstörungstrieb, als unterste Stufe in der Aufeinanderfolge der Motive, hat wie eine schleichende Krankheit Führung und Mannschaft der französischen Invasionsarmee im Dritten Raubkrieg erfasst. Die französische Strategie sinkt herab zu einer sterilen Ermattungsstrategie. Die Idee der Zerstörung selbst wird zum beherrschenden Prinzip.

Daher zeitigten auch die Zerstörungen nur vorübergehende Erfolge für die französische Kriegsführung. Eine gewisse Verschleppung des deutschen Vormarsches an den Rhein brachten die Vorgänge von 1688, brachte auch noch die Brandschakung von 1689 zwischen Mannheim und Heidelberg. Aber weder die nächste Etappe der französischen Zerstörung: Speyer—Worms, noch die übernächste: Baden und Oberrhein konnte den deutschen Vormarsch aufhalten, im Gegenteil, sie begünstigte die Eroberung der Festungen Mainz und Bonn, sie lockerte die Manneszucht der französischen Truppen.

So endete die französische Rheinpolitik im 17. Jahrhundert mit Rückschlägen: das Elsaß mit Straßburg, auch Saarlouis blieben allerdings im Frieden von Rijswijk 1697 bei Frankreich, aber das Befestigungsverbot für das rechte Rheinufer wurde aufgehoben; Frankreich mußte auf die Reunionen außerhalb des Elsasses Verzicht leisten; es mußte Lothringen (Stand von 1670) zurückgeben; Philippsburg, den Kehler Brückenkopf, Freiburg und Breisach ausliefern; die rechtsrheinischen Brückenköpfe von Fort Louis und Hüningen wurden geschleift, ebenso die bei Breisach gelegene Inselfestung St. Louis und das linksrheinische Fort Mortier. Folgerichtig werden auf der andern Seite vor der Rückgabe Bitsch, Homburg und Montroyal geschleift.

Mit dem Besitz des Elsasses bis zur Queich, also einschließlich Landau — die Selz ist die alte Nordgrenze des Elsaß — beherrscht aber Frankreich deutsches Land und bedroht wie heute das Reich. Nur an Stelle von Landau sind, Mainz bedrohend, Forbach und Bitsch und die Maginotlinie getreten. Der Friede von Rijswijk hatte ein éternel oubli, ein



Medaille auf den Friedensbruch 1688¹⁹⁾

Städt. Schlossmuseum: Aus dem Besitz des Mannheimer Altertumsvereins

ewiges Vergessen, vereinbart. Aber die bis heute unverkennbaren Spuren der Zerstörungen, die von Generation zu Generation weitergetragenen Erinnerungen daran hinderten die Erfüllung dieses Wunsches. Der Westwall aber wird uns davor

schützen, daß Frankreich im Geiste Richelieus „weitere Tore baut und öffnet, um in alle seine Nachbarstaaten eintreten zu können“, daß Frankreich einen neuen Westfälischen Frieden im Sinne Bainsvilles diktiert.

Anmerkungen:

¹⁾ Jacques Bainville, Geschichte zweier Völker. Frankreichs Kampf gegen die deutsche Einheit. Aus dem Französischen übertragen von Albrecht Erich Günther. Hamburg, 1939. S. 28.

²⁾ Die Zitate aus Richelieus Schriften sind entnommen aus: Klassiker der Politik Bd. XIV, Politisches Testament und kleinere Schriften. Berlin 1926.

³⁾ Nach Walter Flahhoff, Die französische Ausdehnungspolitik von 1256 bis zur Gegenwart, in: Frankreich und der Rhein von Rud. Rauisch, Georg Künzel, Walter Flahhoff u. a., Frankfurt 1925, S. 42 ff.

⁴⁾ In der Einführung zu Klassiker der Politik, Bd. XIV und in Richelieu, Elsaß und Lothringen, Berlin 1922.

⁵⁾ v. Hammer, Richelieu und der Rhein. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. 43 (1930) S. 149 ff.

⁶⁾ Zwischen Schlettstadt und Straßburg an der Ill.

⁷⁾ Nach Flahhoff, a. a. O.

⁸⁾ Bainville a. a. O. S. 65.

⁹⁾ Das angebliche Politische Testament Richelieus, das sogenannte lateinische Testament, — der Verfasser ist der Richelieu nahe stehende Jesuit Pierre Lablé — kommt nach Haller und Flahhoff (a. a. O.) den wahren Plänen Richelieus, seinen König zum ersten Monarchen zu machen und Frankreich die Grenzen zu geben, die die Natur ihm gesetzt hat, sehr nahe.

¹⁰⁾ Johannes Haller, Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen. Stuttgart 1930.

¹¹⁾ Vergl. 1. Fritz Hellwig, Grundzüge der Territorialentwicklung im Raume der Kaiserstraße Saarbrücken, Worms, Mainz. Die Westmark III, 1935/36. 2. Walter Fudermann, Das altpfälzische Oberrheingebiet. Gedr. Hoffmannsthal — Köln 1935.

¹²⁾ 1. Kurt v. Hammer, Die Zerstörung der Pfalz von 1689 im Zusammenhange der französischen Rheinpolitik. München und Berlin 1930. Vergl. dazu Mannheimer Geschichtsblätter 31, 1930, 192. — 2. Fritz Textor, Entfestigungen und Zerstörungen im Rheingebiet während des 17. Jahrhunderts als Mittel der französischen Rheinpolitik

Rheinisches Archiv Nr. 31. Bonn 1937. XXVIII und 292 S. und 9 Kartenskizzen.

¹³⁾ Wie v. Hammer und Textor muß sich auch Josef van Volrem (Frankreichs Ardennenpolitik unter Ludwig XIV. Rheinische Vierteljahrsblätter 1934. S. 259) mit Zeller (L'organisation défensive des frontières du Nord et de l'Est au XVII^e siècle. Paris 1928) auseinandersetzen. Während Zeller die französischen Eroberungen, z. B. der Festungen Philippeville und Marienburg 1659 als eine rein defensive Aufgabe betrachtet, stellt van Volrem fest, daß sich Frankreich hier eine vorzügliche Angriffsstellung in die Hände der spanischen Niederlande geschaffen hat.

¹⁴⁾ Das ursprünglich Udenheim hieß. Philipp Christoph von Sötern, Bischof von Speyer, erwählte den Ort zur Residenz, ließ ihn, als Gegenleistung zu dem 1606/07 gegründeten Mannheim, seit 1618 besetzen und nannte ihn dem Apostel Philippus zu Ehren Philippsburg. Nach Albert v. Hofmann, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte (Stuttgart 1930, Bd. II, S. 13) sind die Stankenplätze des Vogesenperrlandes am Rhein im Mittelalter Speyer und Basel; im 17. Jahrhundert übernahmen diese Aufgaben die Festungen Philippsburg und Hüningen (unterhalb Basel), 1678—81 durch Vauban befestigt mit Brücke und rechtsrheinischem Brückenkopf.

¹⁵⁾ Vergl. zur geopolitischen Bedeutung A. Philippion, Der französisch-belgische Kriegsschauplatz, Leipzig, 1916.

¹⁶⁾ Es ergibt sich hier eine reizvolle Parallele aus einer Betrachtung der französischen Ardennenpolitik im 17. Jahrhundert, wie sie van Volrem a. a. O. angeht: hat. Die jede Gelegenheit nützende, flug sich vorwärts tastende, die militärische Überlegenheit betonende französische Politik erzwingt sich einen „neutralen Weg“ durch die Ardennen von Sedan über Bouillon nach Lüttich. Auf diesem „Chemin neuf“ marschierte bei Beginn des Holländischen Krieges 1672 ein wesentlicher Teil der französischen Armee in Feindesland.

¹⁷⁾ Vergl. 1. Fudermann a. a. O.; 2. Albert v. Hofmann, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte, Stuttgart 1930, II, S. 24 ff., III, S. 117; 3. Albert v. Hofmann, Historischer Reisebegleiter für Deutschland, Elsaß-Lothringen und die bayerische Pfalz, Berlin 1907, S. 75.



Medaille auf den Frieden von Rijswijk 1697 ⁴⁰⁾
Hist. Museum der Pfalz in Speyer

¹⁸⁾ Klare Anschauung über das Vorrücken der französischen Ostgrenze vermitteln Paul Kirn, Politische Geschichte der deutschen Grenzen, Leipzig 1934, und Karl Vinnebach, Die gerechte Grenze im deutschen Westen — ein tausendjähriger Kampf, 42 Karten mit begleitendem Text, Berlin 1926. In diesem letztgenannten Werk kommen die territorialen Veränderungen des 17. Jahrhunderts nicht ausführlich genug zum Ausdruck.

¹⁹⁾ So Philippsburg und das auf einer Rheininsel nördlich von Straßburg, westlich von Stollhofen erbaute Fort Louis. Vergl. Archangelus Sieffert, Fort Louis, Geschichte von Festung, Stadt und Dorf. Carl Winter, Heidelberg 1935. Dazu die Besprechung von Zimmermann in: Rheinische Vierteljahrsblätter 1937, S. 308 ff.

²⁰⁾ Walter Plaghoff a. a. O. S. 50: Der bedeutendste deutsche Publizist dieser Jahre, der österreichische Diplomat Paul v. Lijola, warnte bereits 1672 den Kaiser, „daß die Franzosen, was immer sie vorhaben, vornehmlich die Herrschaft des Rheins anstreben: und da ihre Macht am Oberrhein nicht genügend gesichert erscheint, fehlte zur Vollendung dieses Werkes nichts, als ihre Tyrannie auch dem Niederrhein aufzubürden“. Mit dem Erwerb der Spanischen Niederlande wollte Frankreich auch den nördlichen Hebel der großen Zange zur Abpressung des linken Rheinuferes in die Hände bekommen.

²¹⁾ Damals überbandte zorn erfüllt Karl Ludwig an Turenne eine Herausforderung zum Zweikampf: „Keine Strafe des Himmels wird so schnell gegen Sie erfolgen wie diejenige, die Sie vielleicht von meiner Hand empfangen werden.“ Friedrich Walter, Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Mannheim 1907, Band I, S. 270.

²²⁾ Walter a. a. O. S. 268 ff.

²³⁾ Nach Plaghoff a. a. O. S. 52.

²⁴⁾ Vergl. zu diesem Urteil Hans Böhmer, Forschungen zur französischen Bündnispolitik im 17. Jahrhundert. Wilhelm Egon v. Fürstenberg und die französische Diplomatie in Deutschland, 1668—72 in: Rheinische Vierteljahrsblätter IV, 1934, S. 225.

²⁵⁾ U. a. Simmern im Hunstried, mit dessen Besitz Frankreich in bedrohliche Nähe des Mittelrheins gerückt wäre.

²⁶⁾ A. a. O. S. 114.

²⁷⁾ Der Dauphin, Duras und Vauban hatten die Armee verlassen.

²⁸⁾ v. Haumer erzählt a. a. O. S. 116, wie eine Heidelberger Gesandtschaft in Paris von der Liselotte begrüßt wurde: „Seid Ihr da, wie hab ich verlangt, wie steht's in der armen Pfalz?“ Vgl. dazu die lebendige Erzählung von Josef Bonten, die Stunde Heidelbergs, Albert Langen / Georg Müller, München 1936.

²⁹⁾ Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte v. Orléans, Leipzig 1908, I, S. 97.

³⁰⁾ Eine wichtige Quelle für die Belagerung, Einnahme und Zerstörung Mannheims ist die in Hanau nach der Zerstörung gedruckte „Relation und Gründliche Beschreibung der von denen Franzosen in der Churfürstlichen Pfalz schon vor wenig Jahren neu- und durchaus regular gebauten Stadt Mannheim verübten unchristlicher Prozeduren und erbärmlicher Verwüstung im Jahr 1689“. Friedrich Walter wurde zuerst auf sie aufmerksam durch eine Stadtrechnung über die entstandenen Druckkosten (Mannheimer Geschichtsblätter 1901, Spalte 165). Der Stadtrat wollte mit diesem in deutscher und französischer Sprache in die Welt hinausgehenden Bericht Mitleid für die Flüchtlinge erwecken. Walter hat in dem Jahrgang 1902 der M. G., Spalte 27 ff., die Relation abgedruckt. — In demselben Jahrgang finden wir (Spalte 75 ff.) eine übersichtliche Darstellung der Vorgeschichte und der ersten Jahre des Orléansschen Krieges zusammen mit der Pfalzzerstörung durch Walter, die von besonderer Bedeutung wird durch die Einschaltung zahlreicher, bis dahin meist unbekannter Briefe. Walter gebührt insbesondere das Verdienst, zuerst den achtbändigen „Recueil de lettres pour servir d'éclaircissement à l'histoire militaire du règne de Louis XIV“ für seine Forschungen ausgewertet zu haben. Diese Sammlung Griffets, im Haag 1760—64 erschienen, stellt eine Auswahl dar aus dem im Archiv des Kaiserlichen Kriegsministeriums befindlichen Briefwechsel Louvois' mit seinen Generälen, der bis heute der deutschen Forschung unzugänglich geblieben ist. Von besonderem Reiz sind die Briefe aus dem Feldlager vor Mannheim, die uns die Einzelheiten der Belagerung, und jene Briefe, die uns die Zerstörung Heidelbergs, Mannheims und der linksrheinischen Pfalz erleben lassen. Die Sammlung Griffet liegt u. a. auch den bei v. Haumer und Tector zitierten Briefstellen zugrunde.

³¹⁾ Vgl. das kürzlich erschienene Werk von Johannes Fischer, Die Pfälzer Kolonie zu Magdeburg. Magdeburg 1939.

³²⁾ Nach Hermann Siegemann, Der Krieg. Sein Wesen und seine Wandlung. Stuttgart 1939, Bd. I, S. 473 ff.

³³⁾ Die entscheidende Wendung, welche zur Zerstörung der Rheinuferstädte führte, erkennt Ernst Jungfern — in einem kürzlich erschienenen Aufsatz — in dem Gefecht von Eich, von dem kurfürstlichen von der Pfalz selbst geleistete und von den Franzosen zu Beginn des Jahres 1689 verbrannte Gernsheim wurde wegen der Wichtigkeit des dortigen Rheinübergangs von kurfürstlichen Truppen besetzt. Diese unternehmen von hier aus einen kühnen Vorstoß auf das auf dem linken Rheinufer gelegene Dorf Eich, die „entreprise d'Heisch“. Daraus konnte Duras folgern, daß die Ueberschreitung des Rheins durchaus mög-

lich war. (Ernst Jungfenn, Die Entfestigung und Zerstörung Oppenheims 1689 im Zusammenhang mit der französischen Rheinpolitik. Neue Forschungen zur Geschichte Oppenheims und seiner Kirchen, hrsgb. vom Historischen Verein für Hessen, Darmstadt 1938.)

³⁴⁾ Jungfenn a. a. O. S. 148 zählt auf: Ende Januar Frankenthal, dann Worms, im März Oppenheim, wobei er im einzelnen der Zerstörungsarbeit nachgeht bis zur Sprengung des freisunden Bergfrieds der einstigen Reichsburg Landstron.

³⁵⁾ Darüber Einzelheiten und Abbildungen bei Jungfenn a. a. O.

³⁶⁾ Vgl. Das Bayerland 36, 1925, 266 ff. mit vielen Bildern.

³⁷⁾ Zu seinem Eintrag dort vgl. Leo Just, Grenzicherungspläne im Westen des Reiches zur Zeit des Prinzen Eugen (1663—1736) in: Rheinische Vierteljahrsblätter 6, 1936, S. 230 ff.

³⁸⁾ F. Baffermann-Jordan, Die Verwüstungen des pfälzischen Weinbaugebiets durch die Franzosen in früheren Kriegen. Neustadt a. d. Weinstr. 1916.

³⁹⁾ Vorderseite: Minerva mit 2 Frauen, davor Adler mit Blitz. DIE HÜLFF DURCH TREU U. EINTRACHT SUCH.

Rückseite: Darstellung der Mißhandlung der Einwohner durch die Franzosen, im Hintergrund Philippsburg, Heidelberg, Koblenz und Pfalz. DENK TEUTSCHLAND AN DEN FRIDENBRUCH MDCLXXXVIII.

SECVROS SIC TRACTAT GALLVS AMICOS (so behandelt der Franzose seine sich wühnenden Freunde). Wert des Münzschneiders Georg Hautsch.

⁴⁰⁾ Vorderseite: Karte der Pfalz mit Heidelberg, Speyer, Mannheim, Frankenthal und Worms. DER FRIED ER-

BAUET STATT UND LAND / DER KRIEG ZERSTOERT MIT MORD U. BRAND.

Rückseite: Darstellung einer Schmiede, darüber Friedenstaube. OPTIMA QVAE DVRANT PAX HAEC FELIX QVE FVTVRA (Chronogramm 1697; Das Beste, was sie schmieden, ist dieser glückliche und zukünftige Frieden).

PAX RISWICI CONCLUSA XXX. OCTOB. MDCXCVII (Der Frieden von Rhswick geschlossen am 30. Oktober 1697).

Nachweis der Abbildungen

Die Abbildungen und Karten sind den folgenden Werken entnommen: Fritz Tector, Entfestigungen und Zerstörungen im Rheingebiet während des 17. Jahrhunderts als Mittel der französischen Rheinpolitik. Bonn 1937 (Karten S. 42, 43, 46, 51); Friedrich Sprater, Die Zerstörung der Pfalz vor 250 Jahren in „Saarpfälzische Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung“ 3. Bd. 1939 S. 46 ff. (Abb. S. 48, 49, 53, 55, 57, 58); Ernst Jungfenn, Neue Forschungen zur Geschichte Oppenheims und seiner Kirchen. Darmstadt 1938 (Karte S. 44. Abb. S. 45). Für die Ueberlassung der Druckstöcke sprechen wir unseren verbindlichsten Dank aus: dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn (Dr. F. Tector), dem Saarpfälzischen Institut für Landes- und Volksforschung in Kaiserslautern (Dr. H. Kamsauer) sowie den Herren Weingutsbesitzer Ernst Jungfenn in Oppenheim a. Rh. und Museumsdirektor Dr. F. Sprater in Speyer, dessen liebenswürdiger Unterstützung wir auch den Druckstock zu der Abb. S. 56 verdanken.

Die Schriftleitung.

Ein französisches Urteil über Deutschland vor zwei Jahrhunderten

Der philosophisch-politische Schriftsteller Charles de Montesquieu (1689—1755) hat sich in den Lettres Persanes (1721), diesen Briefen zweier angeblich in Europa reisenden Perser, ernsthaft mit den Fragen seiner Zeit, in deren Wirrnis er einen Halt suchte, beschäftigt und sich in die Verfassungsformen, in das Leben und den Geist der Völker seiner Zeit vertieft. Dabei kommt der geistreiche Vorläufer Voltaires und Begründer der französischen Aufklärung zu folgendem, gerade in unseren Tagen beachtenswerten Urteil: „Vous voyez ici les historiens de l'empire d'Allemagne, qui n'est qu'une ombre du premier empire; mais qui est, je crois, la seule puissance, qui soit sur la terre, que la

division n'a point affaiblie; la seule je crois encore, qui se fortifie à mesure de ses pertes; et qui, lente à profiter des succès, devient indomptable par ses défaites.“ (Sie sehen hier die Geschichtsschreiber des deutschen Kaiserreichs, das nur ein Schatten des ersten Kaiserreichs ist; das aber, glaube ich, die einzige Macht ist, die es auf der Erde gibt, die die Teilung durchaus nicht geschwächt hat; die einzige, glaube ich auch, die sich nach Maßgabe ihrer Verluste festigt; und die, langsam in der Ausnützung der Erfolge, durch ihre Niederlagen unbezähmbar wird). M. de Montesquieu, Lettres Persanes, VI no CXXXVI, Saarbrücken 1792.
H. G.

Napoleons Aufenthalt in Karlsruhe (1806) und die Verlobung von Stephanie Beauharnais

Von Willy Andreas

Gern komme ich dem Wunsche der Mannheimer Geschichtsblätter nach, ihren Lesern ein Dokument nahezubringen, das über die Verlobung der mit dem Leben Mannheims so eng verbundenen Stephanie Beauharnais und ihren Eintritt ins badische Fürstenhaus Aufschlüsse von intemem Reiz gibt. Ich tue es um so lieber, als dieser Brief der Markgräfin Amalie von Baden an ihre Schwester, die Herzogin Luise von Weimar, den ich bei meinen Vorarbeiten zur Biographie Carl Augusts von Weimar im Großherzoglich Sächsischen Hausarchiv auffand (Abt. A XIX) und in der Festschrift zu Ehren Heinrich von Srbits im Originaltext veröffentlichte,¹⁾ eine Uebertragung ins Deutsche sehr wünschenswert macht. Denn er ist in einem Französisch von ansechtbarer Reinheit und höchst willkürlicher Schreibweise abgefaßt und wird durch grammatikalische Fehler, durch mangelhafte Orthographie und unordentliche Interpunktion recht verunstaltet. Seine Entzifferung und Deutung war denn auch nicht ganz mühelos!

In der deutschen Uebersetzung aber, die hier zum erstenmal gegeben wird, macht das Schreiben einen besonders lebendigen, ja viel unmittelbareren und stärkeren Eindruck und vermag damit auch über den engeren Kreis der Fachgenossen hinaus zu wirken.

Zu seinem Verständnis und seiner Vorgeschichte ist folgendes zu sagen:

Der Brief beleuchtet Stimmungen und Personen am badischen Hofe in einem Augenblick, wo die von Napoleon durchgesetzte Verbindung des Kurprinzen Karl mit seiner Adoptivtochter Stephanie Beauharnais die Abhängigkeit des künftigen Rheinbundstaates vom Willen des Franzosenkaisers auch in Gestalt dieser dynastischen Annäherung grell zu Tage treten läßt.

Die Vorgänge selbst sind durch die Politische Korrespondenz Großherzog Karl Friedrichs, eine der bedeutsamsten Veröffentlichungen aus der Blütezeit der Badischen Historischen Kommission, bekanntgeworden. Die Einstellung der nächstbeteiligten Personen, insbesondere die schwächliche Haltung des Kurprinzen, der den beabsichtigten Ehebund mit seiner bayrischen Base Auguste dem Wunsche Napoleons und den Rücksichten der badischen Politik opferte, auch die entschiedene Gegner-

schaft, die seine Mutter, Markgräfin Amalie, der neuen Verbindung entgegenbrachte, werden im Schriftwechsel der fürstlichen Familie und der badischen Diplomatie mehrfach erörtert. Insbesondere haben Briefe der Markgräfin an ihre Tochter, die Zarin Elisabeth (24. Jänner 1806 und 26. Februar 1806)²⁾ und ihre Schwester, die Landgräfin Karoline von Hessen-Homburg, sowie ein Bericht des kaiserlichen Gesandten, Baron v. Schall (28. März 1806)³⁾ an den Grafen Stadion Schilderungen von dem Besuch Napoleons in Karlsruhe entworfen, bei dem die Mutter des Kurprinzen ihren ablehnenden Standpunkt gegenüber der geplanten Vermählung mit Stephanie Beauharnais dem Kaiser selbst freimütig entwickelte. Die lesenswerten Erinnerungen der Hofdame Karoline von Freystedt streifen diese Begebenheit gleichfalls mit einigen bezeichnenden Sätzen.⁴⁾ Von diesen Niederschriften hält die eine diesen, die andere jenen Augenblick vom Aufenthalt Napoleons am Karlsruher Hofe fest. Die von Amalie selber wiedergegebenen Bemerkungen aus den Unterhaltungen, die sie als Vertreterin altfürstlicher Sinnesart mit dem gefürchteten und von ihr verabscheuten großen Manne führte, stimmen zwar inhaltlich untereinander überein; aber natürlich kommt bald der eine, bald der andere Gesprächsauschnitt etwas stärker zur Geltung, je nach der Empfängerin des Schreibens. In dem Brief an die Zarin werden Dinge, die sie und Kaiser Alexander angingen, besonders herausgehoben, in dem an die Landgräfin die Äußerungen Napoleons, die auf sie und ihren Gemahl gemünzt waren.

Das vorliegende Schreiben, das an die Gemahlin Carl Augusts von Weimar gerichtet ist, gibt die von der Markgräfin oder anderen Personen überlieferten Eindrücke von der Begegnung Amaliens mit dem Kaiser allesamt in fortlaufendem Zusammenhang wieder, und zwar in unmittelbarster vertraulicher Form, in weiblichem und etwas zerfahrenem Erzählerton, in dem noch die Erregung der Verfasserin mitschwingt.

²⁾ Polit. Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden, Bd. V, Heidelberg 1901, S. 257 ff.

³⁾ Polit. Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden, Bd. V und Bd. VI, S. 483 ff., beide bearbeitet von Karl Objer (1901).

⁴⁾ Herausgegeben von Karl Objer, Heidelberg 1902. Danach soll die Markgräfin zu Napoleon gesagt haben: „Je suis vieille femme, je tiens aux préjugés, si du moins elle [Stephanie] était de votre sang, de votre famille.“ Darauf habe er entgegnet: „Eh bien, je l'adopte!“

¹⁾ „Gesamtdeutsche Vergangenheit“, Festschrift für Heinrich Ritter von Srbits zum 60. Geburtstag. F. Bruckmann-Verlag München, 1938. Dem Verlag sei für die liebenswürdige Erlaubnis zu Wiederabdruck und Uebersetzung gedankt.



Markgräfin Amalie von Baden 1754—1832

Lithographie von L. Engelmann nach einer Zeichnung von Gustav Mehrlich

Der historische Wert des Schreibens liegt darin, daß es das Zusammentreffen Amaliens mit Napoleon, die Abfolge und den Inhalt ihrer Gespräche geschlossener und zusammenhängender als die bisher vorliegenden Quellenzeugnisse beschreibt. Daß die Führung der Korrespondenz stets durch den französischen Geheimdienst und die Verletzung des Postgeheimnisses bedroht war, blieb der Schreiberin, die von befreundeter Seite zur Vorsicht in brieflichen Äußerungen gewarnt war, nicht verborgen und klingt sogar in der Unterredung mit dem Kaiser an: er konnte aus den Worten der Markgräfin wohl heraushören, daß sie ihm eine auf solche Weise erworbene Kenntnis ihres Familienbriefwechsels zutraute, und scheint etwas gestutzt zu haben, daß sie darüber im Bilde war.

Ein großer Teil des Gesprächsstoffes ergab sich natürlich aus dem Pariser Heiratsplan. Amalie hat, wie aus ihrer Erzählung deutlich wird, vergebens dagegen angekämpft. Napoleon schob ihren Widerstand, wenn auch mit sichtlich Hochachtung, beiseite; da ihr eigener Sohn und der Landesherr Karl Friedrich als Familienoberhaupt sie nicht stützten, war ihr Widerstreben von vornherein aussichtslos. Doch zeigt sie sich angenehm überrascht über die Artigkeit, mit der sie im übrigen der Kaiser behandelte, ja auszeichnete. Daß sie aber ihrer altfürstlichen und höfischen Sinnesart und der Ab-

neigung, die sie als Deutsche gegen die französische Politik der Eroberung und Reichszertrümmerung hegte, nicht untreu wurde, daß sie auch durch die liebenswürdigen Töne, die Napoleon ihr gegenüber anschlug, nicht für ihn gewonnen ward, geht deutlich aus ihren Erzählungen hervor. Der österreichische Gesandte von Schall berichtet: auf die Frage Bonapartes, warum sie, die einzige aus ihrer Familie, so entschlossen gegen ihn sei und handle, habe sie erwidert, „daß sie eine deutsche Prinzessin sei und folglich Deutschland und seiner Verfassung anhänglich bleibe, auch sie Pflichten und Achtung gegen ihre Schwiegersöhne habe und ohne diese ihr Haus einst ohne Stütze sein könnte; Seine Majestät wendeten alle ihre Kräfte an, um die deutsche Verfassung ganz zu zerstören — dieses schmerze ihr sehr, und nie würde sie dazu beigefällig sein; sogar könnten und würden Seine Majestät keine deutsche Fürstin schätzen, welche gegen ihre Nationalehre und -gefühl handelte.“ So wahrte sie auch dem Gewaltigen gegenüber ihre Würde, was man nicht von allen Persönlichkeiten der Karlsruher Hof- und Regierungskreise damals behaupten kann. Die Schwester aber in Weimar, die diesen Bericht empfing, konnte nicht ahnen, daß sie einige Monate später in einer noch viel schwierigeren Lage dem Sieger von Jena entgentreten und in persönlichem Einsatz für ihren Gemahl, für die Behauptung von Thron und Staat dem Kaiser größte Achtung abnötigen werde.

Man darf vermuten, daß Napoleon der Markgräfin auch deshalb so zuvorkommend begegnete, weil er hoffte, es werde davon bei ihren weitverzweigten verwandtschaftlichen Beziehungen zu der deutschen und europäischen Fürstenwelt eine günstige Rückwirkung ausgehen. Er wollte sie für sich einnehmen. Andererseits mußte sich die Markgräfin ja gerade, weil sie so viele Fäden mit in- und ausländischen Höfen verknüpfte, immer wieder durch die Schrankenlosigkeit des napoleonischen Vormachtstrebens aufgestört und verletzt fühlen, war doch sowohl der König von Schweden, einer der überzeugtesten Legitimisten und Widerfacher Bonapartes, wie der schillernde Zar ihr Schwiegersohn. So blieb es nicht aus, daß der Franzosenkaiser auch die schwedischen Angelegenheiten und das Verhalten des Zaren Alexander im Gespräch berührte, und zwar in einer Weise, die von der Fürstin nicht als taktvoll empfunden werden konnte. Doch waren ihre eigenen Empfindungen und Gefühle dem russischen Schwiegersohn gegenüber angesichts der Problematik seiner Ehe nicht ungeteilt. Das unglückliche Los der Tochter in Rußland verwundete ihr mütterliches Herz.

Es schimmern natürlich in dem Schreiben auch die persönlichen Gegensätze in der Familie Karl Friedrichs hindurch, die sich auf die höfische Gesellschaft und zum Teil auch auf die leitenden Männer

Badens übertrugen. Die Markgräfin selbst war eine Widersacherin des einflußreichen Prinzen Ludwig und der Gräfin Hochberg, die zusammen mit ihren Anhängern am Hofe und in der Regierung eine Gruppe für sich bildeten und ihrerseits aus bestimmten Berechnungen heraus zu Frankreich hinneigten.⁵⁾

Den Historiker fesselt an dieser Briefplauderei in erster Linie, was wir über Napoleon selbst vernennen. Seine Erscheinung, sein Wesen und Auftreten prägt sich in der markgräflichen Schilderung greifbar nahe aus: voll Willensspannung, Unrast und Lebhaftigkeit, die sich auch im Spiel der Gesichtszüge ausdrückt, rasch, heftig, unmittelbar und immer etwas bedrohlich in der kurz angebundenen Art, wie er die Fragen, die ihn gerade beschäftigen, anschneidet und den Gesprächspartner fast wie einen militärischen Gegner aufzurollen sucht. Ein Herrschgewohnter, ganz von sich und seinen Taten erfüllt, liebenswürdig da, wo er es sein will, aber doch immer als Despot wirkend. Auch in den Dingen des Alltags eine Naturgewalt, die ihre jeweilige Umgebung überschwemmt mit ihrer gewaltigen Kraft, so wie sie über ganz Europa hinbraust!

Man spürt aus den Zeilen der Markgräfin heraus, daß sie Mühe hatte, sich der Unwiderstehlichkeit seines Wesens zu erwehren; aber trotz der gezeigten Anwandlung von Güte und Verbindlichkeit blieb er ihr unheimlich, und sein Lachen flößte ihr Furcht ein; sie glaubte dabei einen Zug von Grausamkeit um seinen Mund zu entdecken. Wenn sie weiter erzählt, der Kaiser habe, als er den greisen Karl Friedrich anredete, geschrieen wie ein Adler, so fügt sich auch dieser Zug als echt und wohl der Wirklichkeit entsprechend der Gesamterscheinung Napoleons ein, wie sie hier gesehen ist durch die Augen einer Frau, die zum alten Europa gehörte.

Wenige Wochen vergingen, da war der Erbprinz Karl zum Leidwesen seiner Mutter mit Napoleons Adopktivtochter vermählt, und im August hatte das letzte Stündlein des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation geschlagen! Baden, vom Kurfürstentum zum Großherzogtum erhoben, fügte sich als Teilnehmer des von Napoleon gegründeten Rheinbundes, als Schutz- und Gefolgschaftsstaat, als dienendes Glied dem französischen Machtsystem ein. Doch sollte es der Markgräfin ebenso wie dem herzoglichen Paar in Weimar vergönnt sein, den Sturz des Korjen und der Fremdherrschaft zu erleben.

⁵⁾ Siehe darüber W. Andreas, Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung in den Jahren 1802–1818. Bd. I: Der Aufbau des Staates im Zusammenhang der allgemeinen Politik. Leipzig, Quelle & Meyer (1913), besonders das Kapitel „Dinastie und Hof“, S. 24 ff.

Text des Briefes.

Carlstraße, den 24. Febr. 1806

Ich nehme eine günstige Gelegenheit wahr, Ihnen zu schreiben, liebe Schwester, und Sie zu bitten, die Einlage⁶⁾ nach Rußland weitergehen zu lassen. Trotzdem ich nicht daran zweifle, daß diese Sendung Sie sicher erreicht, seien Sie doch bitte so gut, mich durch zwei Zeilen zu benachrichtigen, ob sie glücklich angekommen ist. Man hat mich gerade erst von Paris aus gewarnt, daß meine durch die Post gesandten Briefe geöffnet und durch einen⁷⁾ kopiert worden sind, meine ganze Korrespondenz mit Karoline von einem Jahr her ist in den Händen von Napoleon. Als er mich fragte, ob ich den Herzog von Braunschweig⁸⁾ kenne und ich sagte, ich hätte gehört, er gehe nach Petersburg, fragte er mich lebhaft: „woher wissen Sie das?“ und ich hatte die Dummheit zu antworten: „meine Schwester, die Herzogin von Weimar, hat es mir berichtet“. — „Ah,“ sagte er, „führen Sie mit ihr auch einen so fortlaufenden Briefwechsel wie mit Ihren Töchtern?“ Ich antwortete, „nein, wir schreiben uns nur sehr selten“; ich dachte, ihm damit die Lust zu nehmen, uns zu lesen. Er sagte mir auch: „Ihre Schwester scheint, wie man sagt, eine Frau von Geist und Verdienst zu sein“. Dann machte er mir Komplimente über meine Schwester von Homburg⁹⁾, die die Einzige der Familie sei, die ihm anhängt. Schließlich bemerkte er noch, daß all meine Töchter mich sehr lieben müßten, weil sie mir so zärtlich schrieben. Ich machte ein erstauntes Gesicht: „woher wissen Sie das, Sire?“, worauf er sich abwandte, ohne zu antworten.

Ich komme auf Ihre beiden Briefe zurück und wiederhole noch einmal, liebe Schwester, daß ich es mit dem größten Vergnügen tue und Ihre Fragen nicht mit denen meiner Schwester von Homburg verwechsle.

Sie glauben, daß der Kurfürst¹⁰⁾ von all den Ereignissen den Tod haben wird — nicht im geringsten, er regt sich einen Augenblick auf und dann denkt er nicht mehr daran. Der Prinz Ludwig wiegt

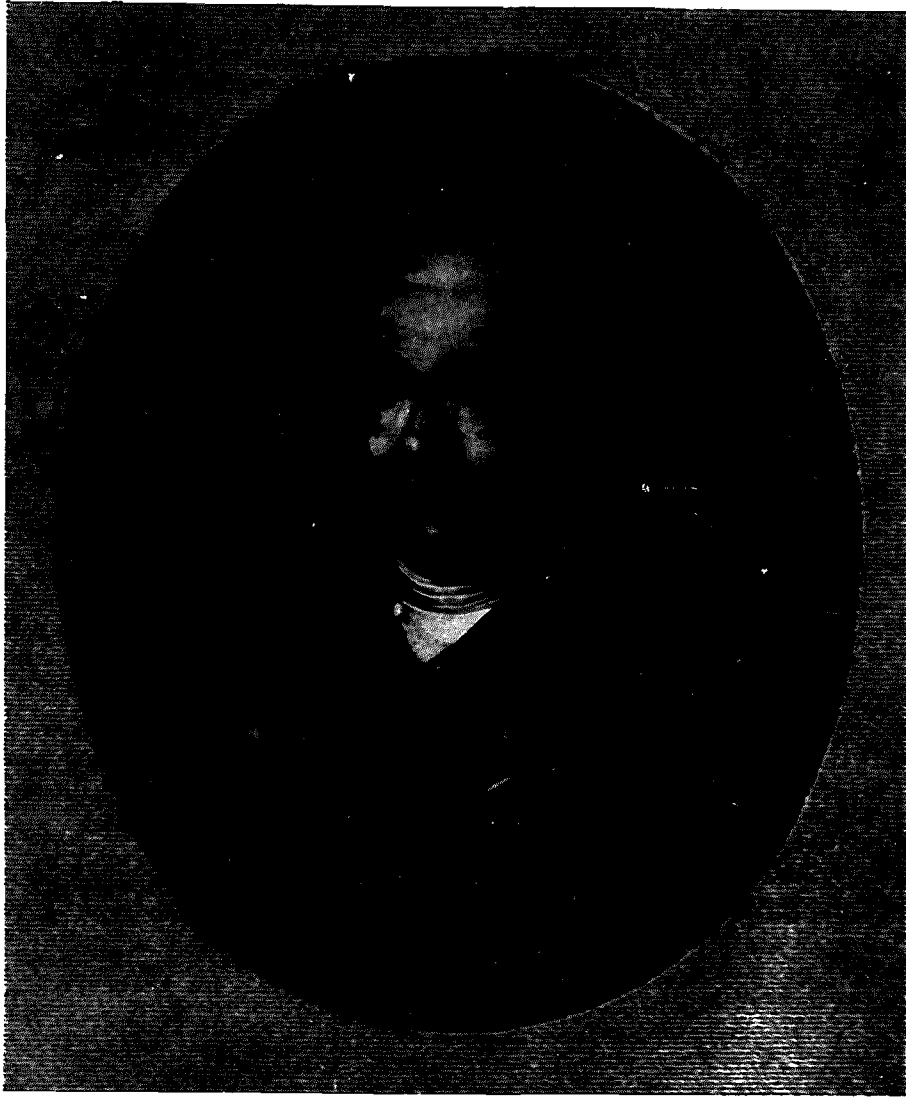
⁶⁾ Die Einlage ist, da offenbar weiterbefördert, nicht vorhanden.

⁷⁾ Lücke: vermutlich wollte die Markgräfin ein Wort wie Agent oder Postspion nicht hinschreiben.

⁸⁾ Der Sohn des alten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Friedrich Wilhelm, war mit Marie, der Lieblingstochter der Markgräfin, vermählt. Es ist derselbe, der durch Napoleon Thron und Land verlor, mit seiner Schwarzen Schar den berühmten Zug von 1809 unternahm, und im Kampfe gegen Bonaparte 1814 fallen sollte.

⁹⁾ Karoline, Gemahlin des Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg.

¹⁰⁾ Gemeint ist der hochbetagte Karl Friedrich von Baden, der Schwiegervater der Markgräfin Amalie, seit 1803 Kurfürst, 1806 zum Großherzog erhoben.



Karl Friedrich, Großherzog von Baden
Kupferstich von Ernst Morace nach dem Gemälde von Johann Baptist Zele

ihn noch in der Hoffnung, daß er für die Hochbergs Erfolg haben wird, und das ist das Ziel all seiner Bemühungen seit zwei Jahren. Er würde sein Land verkaufen und noch mehr anstellen, um ihnen damit den Fürstentitel zu verschaffen.¹¹⁾

Karl¹²⁾ kennt seine Zukünftige noch nicht. Der Kaiser hat mir gesagt, daß sie noch nicht fünfzehn Jahre alt ist. Augenblicklich gibt man vor, sie sei sechzehn. Sie soll hübsch sein, sanft, geistreich, kurz — ein Engel, und das kann ja auch nicht anders

sein! Die Damen von Weisau und von Reisenstein¹³⁾ haben gebeten, ihr ihre Aufsichtung machen zu dürfen. Die Kaiserin hat es abgelehnt. Sie magt noch nicht zu erscheinen, denn sie kommt eben erst aus der Pension, wo man sie in die Kur genommen hat, um ihr die Haltung und das Auftreten einer Prinzessin beizubringen. Karl reist am 27. ab und wird wohl gegen den 15. oder 20. März verheiratet werden, wie man mir aus Paris berichtet. Er gibt vor, daß es viel später sein wird; ich glaube, er will

¹¹⁾ Ueber die Hochbergsche Erbfolgeangelegenheit siehe überall die Politische Korrespondenz Karl Friedrichs, Bd. V und VI, sowie W. Andreas, Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation usw. (1913), Bd. I, S. 30. Dasselbst auch Näheres über die Verbindung des Markgrafen Ludwig, späteren Großherzogs, mit seiner Stiefmutter Gräfin Hochberg.

¹²⁾ Die Markgräfin selbst hat u. a. in ihrem Brief vom 26. Februar 1806 an die Fürstin Elisabeth eine zusammen

hängende Rücksicht über den Gang der Vermählungsangelegenheit gegeben (Polit. Korresp. Karl Friedrichs, Bd. VI, S. 21 ff.), sowohl was die früher angepönnene Verbindung mit Prinzessin Auguste von Bayern sowie die neu vorgeschlagene mit Stephanie Beauharnais betrifft.

¹³⁾ Ueber den Aufenthalt des Oberkammerherrn von Weisau in Paris und das Wirken des badischen Kabinettsministers Arb. von Reisenstein siehe Bd. V und VI der Pol. Korr. Karl Friedrichs.

mir nicht eingestehen, daß er sich mit dem Kaiser so weit eingelassen hat, als er ihm nach Straßburg gefolgt ist. Es ärgert mich wie Sie, daß ich Napoleon die Erhöhung meines Wittumsgehalts verdanke, womit ich mich übrigens sehr gut arrangieren kann.¹⁴⁾ Wenn der Kurfürst mir Schwierigkeiten macht, wie er vorzuhaben scheint, werde ich mich deswegen an den Kaiser wenden müssen, und das würde mir unendlich schwer fallen. Ich werde es aufs äußerste ankommen lassen, bevor ich einen Schritt tue, der so gegen meine Ueberzeugung wäre. Ja, es ist wahr, der Kaiser hat meiner bayerischen Tochter¹⁵⁾ gesagt, er wisse, daß sie ihn nicht liebe und daß sie gegen ihn sei. Aber sie waren sehr freundlich miteinander; er sagte mir, er habe sie erst sehr kühl gefunden, aber später auch sehr liebenswürdig. Ich glaube, Ihnen von den Bemühungen berichtet zu haben, die sie unternommen hat, um diese Heirat zu verhindern. Unter anderm hat sie dem Kaiser erzählt, daß diese Verbindung ihren Bruder unglücklich machen werde,¹⁶⁾ er habe ihr einen Brief über diese Angelegenheit geschrieben und sich seinerseits über den Verlust von Auguste beklagt und über diese neue Verlobung. Der Kaiser findet das sehr verständlich und antwortete ihr darauf fast mit denselben Worten wie mir. Wenn Karl gewollt hätte, würden wir Erfolg gehabt haben. Aber er hat das, was seine Schwester eingeleitet hat, abgeleugnet und hat sie dadurch aufs äußerste kompromittiert. Sie hat ihm einen leidenschaftlichen Brief geschrieben, der ihm gar keinen Eindruck gemacht hat; aber seitdem habe ich ihn von seinem Unrecht überzeugt, und er hat es eingesehen. Man nimmt an, daß Ludwig von Bayern eine Mademoiselle Tacher de la Pagerie heiraten soll, eine Nichte der Kaiserin. Er sagte beim Abschied zu Karoline, daß er barfuß von Paris fortlaufen werde, wenn man ihm einen derartigen Vorschlag mache, aber er ist nicht der Mann, einen solchen Voratz auszuführen, er ist eine platte Persönlichkeit. Napoleon sieht nicht gut aus, aber er hat durchdringende Augen und ein lebhaftes Mienenspiel, er ist klein und untersezt. Er spricht viel, aber recht gut, und man erkennt ihn darin wieder (das heißt seine Aufrufe und seine Ansprachen), er wiederholt sich manchmal, besonders wenn er von sich selbst und seinen großen Taten usw. spricht. Als er ankam, war ich im Vestibül. Er fragte zweimal, wo ich die Markgräfin und hielt die Prinzessin Fried-

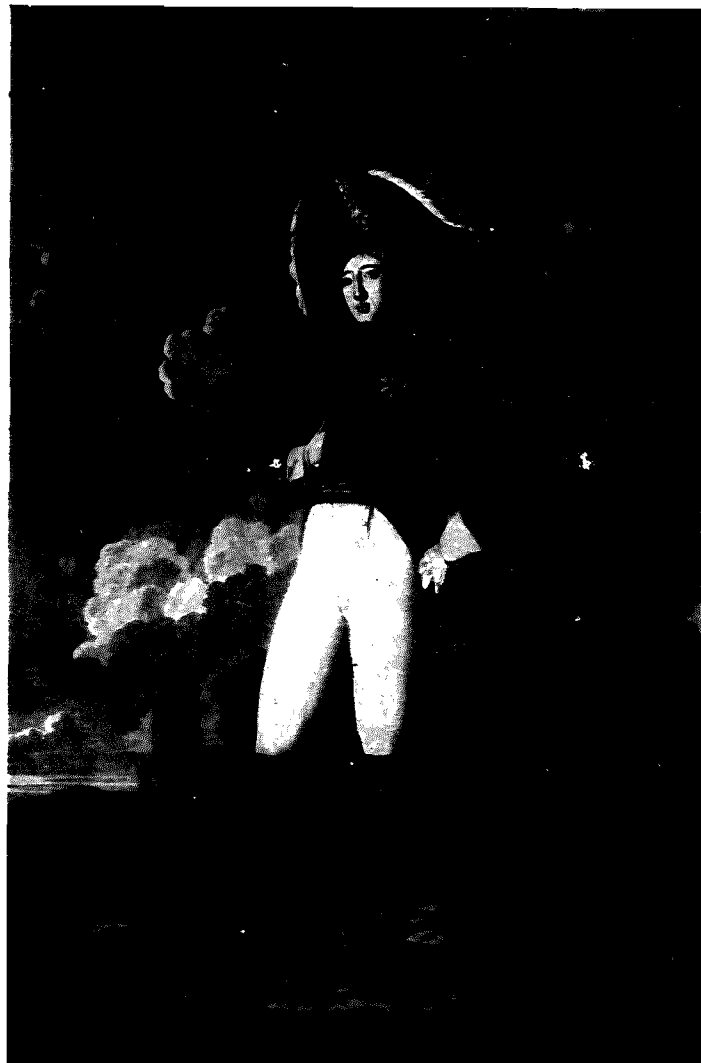
rich¹⁷⁾ für mich. Sie (die Kaiserin) näherte sich mir und umarmte mich; er ruderte wie ein Schiff vorwärts, und schließlich stellte der Kurfürst ihm die ersten Würdenträger, seine Kinder und Frau von Hochberg, vor.¹⁸⁾

Ich ging mit der Kaiserin hinein, die mir sagte, sie werde allein mit dem Kaiser soupiere. Ich hielt also alles für beendet und zog mich sehr befriedigt zurück. Einen Augenblick später teilte man mir mit, der Kaiser und die Kaiserin wollten beim Kurfürsten im Familienkreis soupiere. Ich kehrte also zu

¹⁷⁾ Gemahlin des Prinzen Friedrich von Baden, des zweiten Sohnes von Karl Friedrich aus seiner ersten Ehe mit Karoline Luise von Hessen-Darmstadt.

¹⁸⁾ Die schon oben erwähnte zweite Gemahlin Karl Friedrichs, morganatisch ihm angeiraunt, geb. Geher von Gebersberg, zum Rang einer Reichsgräfin erhoben. Stammutter der später zur Regierung gelangten Hochbergischen Linie des Zähringischen Hauses.

Kurprinz Karl von Baden
in der Uniform seines Mannheimer Regiments
Zeitgenössischer Kupferstich nach dem Gemälde
von Jakob Orth



¹⁴⁾ Auf Napoleons Verwendung wurde das Wittumsgehalt der Markgräfin auf 120.000 Gulden erhöht. Siehe Pol. Korr. Karl Friedrichs, Bd. VI, S. 274.

¹⁵⁾ Gemeint ist Karoline, Kurfürstin, später Königin von Bayern, geb. Prinzessin von Baden. — Das freundliche Urteil Napoleons über sie im Brief Amaliens an die Zarin Elisabeth vom 24. Januar 1806. Pol. Korr. Karl Friedrichs, Bd. VI, S. 244.

¹⁶⁾ Karl, Kurprinz von Baden.

ihr zurück, und wir gingen hinunter. Während er wartete, hatte er mit dem Kurfürsten und mit meinem Sohn gesprochen und sagte, „morgen werde ich mit der Markgräfin reden, ich werde sie zu Ihnen führen (zum Kurfürsten) und wenn sie darauf besteht, ihre Einwilligung zu verweigern, werde ich mich mit der Ihren und der des Kurprinzen begnügen“. Ich überhörte diese Unterhaltung. Als ich eintrat, fragte er: „Hat Ihnen die Prinzessin geschrieben?“ „Ja, Sire.“ „Und?“ fragte er. Ich antwortete, „sie hat mich bevollmächtigt, Ihnen von meiner (sic!) Dankbarkeit zu sprechen“. Er sagte: „Entschuldigen Sie, wir werden morgen weiter davon reden, wenn ich Ihnen meine Aufwartung mache.“ Bei Tisch saß ich neben ihm. Er redete erstaunlich viel und attaquierte meine ganze Familie; ich nahm Partei für den Kaiser von Rußland und den König von Schweden. Vom ersteren sagte er, er sei ein ausgezeichnete Herrscher, ein Vater seines Volkes. Aus diesem Grunde hätte er den Krieg nicht führen dürfen, er sei schlecht beraten von den roten Absätzen¹⁹⁾ seiner Umgebung, so nenne man sie in Versailles. Schließlich kam er auf das englische Gold. Was er darüber sagt, ist genau, was man im *Moniteur* oder im *Publiciste* lesen kann. Er sagte mir noch besonders, daß der Kaiser sich nicht so viel mit Polen umgeben solle. Sein Minister und seine Geliebte seien von dieser Nation, und meine Tochter müsse versuchen, Einfluß auf ihn zu haben; er halte ihn für geeignet, dirigiert zu werden. Und einen Augenblick nachher wandte er sich an die Kaiserin und sagte, daß die Frauen sich niemals in die Politik mischen dürften, auf die sie sich nicht verstünden; Er meinte auch, daß die Kaiserin-Mutter²⁰⁾ mehr Energie habe als meine Tochter, was ich ihm — ich gestehe es — har'näckig abgestritten habe, und ich glaube, daß ich es ihm am nächsten Morgen bewiesen habe, als er die Unterhaltung wieder aufnahm. Den König von Schweden beurteilt er nicht schlecht, wenn er sagt, daß er ein guter Gatte und guter Vater ist und daß er sich auf diese beiden Eigenschaften beschränken solle, doch habe ich ihn auch verteidigt, wo ich es konnte.

Am nächsten Morgen kam Karl, um mir die Unterhaltung des Vorabends mitzuteilen. Der Kaiser ließ ihn zum Frühstück holen. Ich trug ihm auf, ihm zu sagen, daß ich — falls er mich zum Kurfürsten führen wolle — mich weigern würde. Denn seit meiner letzten Unterhaltung mit ihm habe ich ihm erklärt, niemals mehr mit ihm über ernsthafte Dinge zu sprechen und in ganz unerläßlichen Fällen mich schriftlich mit ihm auseinanderzusetzen. Es könne also keine Rede davon sein. Als er bei mir ins Zimmer trat, wo der Divan steht, schlossen seine Herren alle Türen und blieben im ersten Vor-

¹⁹⁾ Bezeichnung für die Höslinge, von ihrer Beschubuna herrührend.

²⁰⁾ Gemeint ist die Zarin Mutter Marie Feodorowna.



Stephanie Beauharnais als Großherzogin von Baden, 1815
Kupferstich von Mons stepler nach dem Gemälde
von Johann Heinrich Schröder

zimmer. Er setzt sich und fordert mich auf, neben ihm Platz zu nehmen. Im ersten Augenblick war er verlegen, sah mir nicht ins Gesicht und fragte mich wieder: „Hat Ihnen die Königin geschrieben?“ Ich gab ihm dieselbe Antwort; er sagte: „Ja, es ist wahr, ich habe ihr gesagt, was sie Ihnen berichtet hat, aber ich habe seitdem mit Ihrem Sohn gesprochen, dem der Plan gar nicht mißfällt, ganz im Gegenteil sogar etc. etc.“ Der Eindruck, den er macht, ist nicht unangenehm, aber gar nicht imponant; ich mag sein Lachen nicht, es kommt mir vor, als habe er dann einen sardonischen Ausdruck.

Er hat mich bei jeder Gelegenheit „Euer Hoheit“ genannt, aber den Kurfürsten fast immer mit Sie angeredet. Im allgemeinen hat er ihn ein wenig als Nebensache behandelt, und wenn er das Wort an ihn richtete, schrieb er wie ein Adler. An den Prinzen Ludwig stellte er manchmal ziemlich unbecueme Fragen bei Tisch, über den Zustand der Wälder, der Finanzen, aus denen er sich schlecht herausgewunden hat.²¹⁾ Zu Frau von Hochberg hat er nicht ein Wort gesprochen und sehr wenig zum Prinzen und zur Prinzessin Friedrich. Beim Ball

²¹⁾ Ueber Ludwigs vielangekündigten Einfluß auf die Finanzen und Domänenverwaltung siehe Andreas, Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation usw., S. 99 ff., und ergänzend dazu Obier, *Pol. stor. Karl Friedrichs*, Bd. VI, mehrfach, besonders S. 26 ff.

faß ich drei Stunden neben ihm und er hörte nicht auf zu plaudern und zu fragen. Unter anderem sagte er mir über den König von Bayern, „er ist alt, blasiert und weiß nicht, was er will. Er hat mir seine Tochter in Linz versprochen und weder ihr noch seiner Frau ein Wort davon gesagt, bis Mr. Duroc²²⁾ ankam, um die Werbung vorzubringen. Und dann gab es Gejammere und Tränen. Zum Schluß hat sich alles beruhigt und jetzt sind sie zufrieden. Genau so wird es mit der Heirat Ihres Sohnes werden. Man wird 48 Stunden davon reden, und dann wird alles gesagt sein.“ Ich antwortete: „Verzeihung Eure, seine Schwestern und Schwäger werden sich nicht so schnell damit abfinden, und da die Sache entschieden ist, hat es keinen Zweck für mich, mich darüber zu beklagen. Aber ich gestehe, daß mein Schmerz stets unverändert derselbe bleiben wird.“ Er sagte: „Ich hoffe, daß er eines Tages schwächer wird, und daß man alles versuchen wird, ihn Sie vergessen zu machen.“

Da bin ich nun schon auf der neunten Seite und ich habe Ihnen noch nicht für Ihren zweiten Brief gedankt. Wenn ich Sie langweile, liebe Schwester (denn es ist unmöglich, mich nicht zu wiederholen), müssen Sie sich sagen, daß Sie es so gewollt haben. Ich wiederhole mich noch einmal, um Ihnen zu sagen, daß Ihr Beifall mir außerordentlich geschmeichelt hat. Es ist wahr, daß Napoleon verlangt hat, daß man Herrn von Dyen²³⁾ fortschicke mit der Begründung, dieser kleine Holländer animiere meine Schwägerin dazu, gegen ihn zu sein. Und als ich meinen Bruder verteidigte und sagte, er habe den preussischen Ratschlägen gefolgt, antwortete er, diese Macht gebe die Interessen des Landgrafen vollkommen preis; man sehe ja, wie er sich darauf verlassen könne. Ich habe ihn mindestens dreimal gebeten, sich dadurch nicht gegen meinen Bruder einnehmen zu lassen, und er hat es mir versprochen und meinte, es läge nicht in seiner Absicht, ihn zu vernichten. Das beruhigt mich am meisten.

Sie bewundern meinen Mut. Ich bin selbst über mich erstaunt, wie ich so frei heraus gesprochen habe, besonders wenn ich mich daran erinnere, in was für einem Zustand von Angst und Empörung ich noch vor acht Tagen war. Da war ich so weit, Gott zu bitten, er möge mir helfen und mir die Kraft zum Widerstand geben. Zweifellos habe ich keinen Erfolg gehabt, aber wie Sie sagen, habe ich den Trost, daß ich mir in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen habe. Ich habe meine Unterhaltungen

²²⁾ Duroc, Michel, Herzog von Friaul, Großmarschall des Palastes.

²³⁾ von Dyen, Adjutant des späteren Großherzogs Ludwig I. von Hessen, war Vertreter der Anlehnung an Preußen und Gegner des Napoleonischen Systems. Siehe über ihn und seine Entfernung die „Denkwürdigkeiten aus dem Dienstleben des Hessen-Darmstädtischen Staatsministers Freiherrn Du Thil“. Herausgegeben von Heinrich Ullmann (1921), besonders S. 64 ff.

nicht aufgeschrieben, nur in meinen Briefen, aber im Augenblick bin ich dabei, einen Bericht an meine Tochter Elisabeth aufzusetzen, damit sie ihn zu geeigneter Zeit dem Kaiser Alexander weitergeben kann; denn es ist mir sehr wichtig, daß er Bescheid weiß. Ich finde nicht, daß Napoleon Schrecken einflößt, und bei unserem tête-à-tête hatte er einen so guten und vertrauensvollen Ausdruck, daß ich mich zurückhalten mußte, um nicht mehr zu sagen, als ich wollte. . . . ich mußte daran denken, daß er — wenn er etwas will — alle Frauen zu bereben weiß und eine Denkart vorspiegelt, die ihm — wie man mir versichert — fern liegt. Aber wie ich schon sagte, hat mir sein Lachen (nicht bei unseren Unterhaltungen, aber sonst sehr oft) eine Art Schrecken eingejagt, denn dann finde ich, daß er einen grausamen Zug um den Mund hat. Er hat einen gehetzten, manchmal unruhigen Ausdruck. Die Herren waren erstaunt darüber, daß er beim Ball am selben Platz sitzen blieb. Ausgenommen bei der Ankunft und bei der Abfahrt, hat er mir immer die Hand gegeben. Seine Stimme ist ganz wohlklingend, er spricht laut und drückt sich gut aus. Ich sehe, daß Sie den Namen der Zukünftigen nicht kennen, es ist ein Fräulein von Beauharnais, jetzt Stephanie Napoleone (dieser Name macht mir immer Angst und beschwört mir die Erscheinung der Apokalypse herauf). Ihr Vater ist, glaube ich, Gesandter in Florenz. Ach Gott, mein einziger Wunsch war immer, vor meinem Tode einen Enkel aus der Nachkommenschaft von Karl zu sehen! Jetzt wünsche ich das nicht mehr, zum mindesten ist es mir gleichgültig. Wenn ich nur noch einen Sohn hätte, hätte ich wenigstens nicht alle Hoffnung auf die Zukunft verloren. Verzeihung, ich hatte mir vorgenommen, mich nicht mehr zu beklagen, denn das führt ja zu nichts. Aber mein Herz ist sehr bewegt, je näher der Augenblick von Karls Abfahrt kommt, die übermorgen stattfinden wird. Es ist eine Trennung in aller Form, niemals werden wir wieder so intim miteinander sein, wir werden nicht einmal mehr unter demselben Dach wohnen. Das ist nun zu Ende. Er sieht seit einigen Tagen so traurig und nachdenklich aus und er bittet mich um Verzeihung, so daß meine Zärtlichkeit für ihn wieder belebt wird, die seit drei Monaten sehr nachgelassen hatte. Wenn er nur aufrichtiger und freimütiger wäre! Sein Onkel hat ihn zu seinem Nachteil so geformt.²⁴⁾ Denn er ist fest entschlossen, gegen den Prinzen Ludwig zu handeln und dabei behandelt er ihn so gut, daß dieser glaubt, keinen besseren Fürspruch beim Kaiser zu haben als meinen Sohn, und ebenso täuscht er seinen Großvater über die Angelegenheiten der Familie Hochberg. Der Erfolg von

²⁴⁾ Ueber den ungesunden Einfluß des Markgrafen Ludwig auf seinen Neffen Karl, den Thronfolger und dessen Fähigkeit, sich zu verstellen, siehe W. Andreas, Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation usw., S. 35.

allem ist gut, aber seine Falschheit macht mir Kummer.

Sie fragen mich, ob der Prinz Eugen²⁵⁾ schlecht riecht. Ich habe nichts darüber gehört, aber es ist möglich, denn er soll schlechte und sehr häßliche Zähne haben. Das arme Königreich Neapel! Der Kaiser sprach hier davon in denselben Ausdrücken wie in seinen Rundgebungen, das machte mich schauern. Er merkte es und fragte, ob ich es mißbillige.

²⁵⁾ Eugène Beauharnais, Vizekönig von Italien, Schwiegersohn König Max Josephs von Bayern, später Herzog von Lauterberg. *Eugène Beauharnais*

Ich sagte, daß ich sie (die Bourbonen) bedaure und nicht glauben könne, daß sie soviel Unrecht getan hätten, wie man ihnen nachsage. Er antwortete, daß es darüber nicht den geringsten Zweifel gebe. Schließlich haben die, deren Untergang er wünscht, immer Unrecht! Ich kann nicht mehr. Adieu, meine vortreffliche, geliebte Schwester. Ich bitte Sie inständig, die Einlage recht sicher weiterzubefördern.

Sie werden über Ihre Brezelbüchse erstaunt sein. Wenn ich Zeit gehabt hätte, würde ich getrocknete Kirschen aus Kastatt hineingetan haben, aber ich werde Ihnen ein andermal schicken.

Grenzgeplänkel am Rhein vor 140 Jahren

Von Ernst Brauch

Mit Abschluß des Friedens von Lunéville war die linksrheinische Pfalz ein Teil der französischen Republik geworden und blieb es bis 1814. Die ehemalige Freie Reichsstadt Speyer, damals zum Departement Donnersberg gehörig, wurde Sitz eines Unterpräfekten. Der Oberpräfekt regierte in Mainz. Der Rhein, der nun die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bildete, war in jenen Jahren manchmal der Schauplatz heimlicher Unternehmungen, die das Licht des Tages scheuen mußten. Schmuggler und politische Flüchtlinge setzten oft über den Strom. Die Grenzwachen waren auf beiden Ufern auf der Hut, und trotz des offiziellen „Friedens“ herrschte eine Art Kriegszustand immer noch am Rhein.

Altalter Rechte verlustig gegangen...

Durch den Frieden von Lunéville wurden viele Gemeinden zu beiden Seiten des Rheins hart getroffen indem sie nun ihr Besitzrecht in den Wäldern jenseits der Grenze nicht mehr ausüben durften. Dazu gehörten u. a. die Stadt Speyer, die auf dem sog. „Speyerer Grün“ einen Wald hatte, die Gemeinde Waldsee, die in dem damals noch rechtsrheinisch gelegenen „Koller“ (heute eine Insel zwischen Alt- und Neurhein) Waldrechte besaß, und die Gemeinde Seckenheim, der das linksrheinische „Seckenheimer Ried“ gehörte. Es ist verständlich, wenn die Bürger der genannten Orte versuchten, die Bestimmungen des Friedensvertrages zu umgehen und trotz Verbot Holz in „ihrem“ Wald zu schlagen. Aus dem mir vorliegenden Altmaterial (Hockenheimer Forstakten des Badischen Generallandesarchivs) ist zu erkennen, daß bei den illegalen Holzbieben auch gewisse „Ehrenmänner“, Agenten der französischen Behörden, eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Da

die Waldfrevel mit der Zeit einen solchen Umfang annahmen, daß dem Wald die „gänzliche Devastation“ drohte, mußten die badischen Forstbeamten Tag und Nacht auf der Lauer liegen, um den Wald vor der völligen Vernichtung zu retten. Oft kamen die Ueberrheiner Holzfäller in hellen Haufen ins Kurbadische herüber, legten Art und Säge an, fällten in aller Eile die schönsten Bäume und schafften das Holz auf Schiffen über den Strom. Die wachhabenden Förster waren zunächst machtlos und beschränkten sich darauf, die Frevel ihrer vorgesetzten Behörde, dem Oberforstamt Schwesingen, zu melden.

Wachtfeuer längs des Rheins

Um dem wüsten Treiben, das den Wald in seinem Bestande bedrohte, Einhalt zu gebieten, legte die Regierung des Niederrheintreises in Mannheim zur Unterstützung des Forstpersonals ein Kommando Soldaten, einen Offizier und 28 Mann, in den Insultheimer Hof, dem Hauptstandquartier der Rheinwachen. Die einzelnen Posten brachte man in Holzfällerhütten unter, von wo aus die Streifen ihre Runde machten. In der Nacht unterhielt man starke Wachtfeuer längs des Rheins, um den Frevlern zu zeigen, daß man auf der Hut war. Nach Anbruch des Tages wurden die Posten alle Stunde durch reitende Jäger „visitiert“, wodurch die Ueberrheiner über die tatsächliche Größe des Waldschutzes getäuscht werden sollten. Es war auch höchste Zeit, „dieser wüsten Sache ein rubiges Ende zu bereiten“. Mittlerweile waren schon über 1500 Klafter Holz gefällt und über den Rhein gebracht worden. Sichere Nachrichten setzten die diesseitige Regierung davon in Kenntnis, daß hinter den Holzfrevlern gewisse Dunkel männer standen, die aus der Vernichtung des deutschen Waldes Ra-

pital schlugen. Namen wie Ohlenschläger, Fehsenbeck, Scharfs, Holzmann und der eines „Raths“ Paulus von Lohheim (Altlußheim) waren in diesem Zusammenhang genannt worden. Auch hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß der französische Unterpräfekt Forést von Speyer dahintersteckte, trotzdem er in aalglatten, wunderbar höflichen Schreiben (echt französischer Stil!) der Regierung in Mannheim versicherte, daß man von seiten der Republik das Holzfällen auf rechtsrheinischem Territorium mißbillige. In Wirklichkeit dachte man aber nicht daran, sich an die Bestimmungen des Friedensvertrages zu halten.

Beschwerde beim Oberpräfekten

Die Mannheimer Regierung sandte deshalb im Dezember 1802 den Rat Linck nach Mainz zum Oberpräfekten Jeanbon Saint-André, um bei der obersten französischen Instanz Beschwerde wegen des vertragswidrigen Verhaltens der Unterbehörde in Speyer zu erheben, welche die Holzfrevel unterstützte, um beim Verkauf des Holzes Geschäfte in die eigene Tasche zu machen. Rat Linck überbrachte bei dieser Gelegenheit einen Brief des Freiherrn v. Wöllwarth an dessen Vetter Gossweiler in Mainz, der die Sachlage gut beleuchtet. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Lieber Herr Vetter! Ein sonderbares Geschick führt uns nach langen Jahren gewissermaßen in Geschäftsverhältnissen zusammen. Mir wurde die provisorische Besitznahme der Pfalz mitübertragen, und nun liegt die Landesdirektion auf meinen wahrhaftig nicht breiten Schultern. Einer Ihrer Unterpräfekten in Speier, Bürger Forést, hat die unglückliche Idee, gegen den Lunéviller Frieden und den ausdrücklichen Willen des Ersten Consuls des französischen Gouvernements zu diplomatisieren, oder besser zu sagen, zu intrigieren. Nach ersagtem Artikel scheidet der Thalweg des Rheins das dies- und jenseitige rheinische Eigentum. Sie als ehemaliger Badenser sind vollständig überzeugt, daß Wir hiedurch im mindesten Fall zwey Drittheile im Verluste stehen, nichtsdestoweniger hatte unser Fürst mit dem 1. Dezember die Befehle erlassen, von allen jenseitigen Besitzungen keinen Gebrauch zu machen; dagegen hat, unerachtet der Oberpräfekt in Straßburg schon die Weisung erlassen hat, von allen diesseitigen Besitzungen jenseitiger Gemeinden zu abstrahieren, der Unterpräfekt Forést in Speier nichtsdestoweniger Holzhiebc in diesseitigen Waldungen nicht nur gestattet, sondern sogar Militair an dem Rhein jenseits aufmarschieren lassen. Sie (der Vetter) begreifen wie ich, daß dies Ministerialsache ist, die weit führen muß, da die Ehre des französischen Gouvernements und das gegebene Wort, auf das man badischerseits traute, mitbetheiligt ist, und wobei die Ausflucht ab-

mangelnder legaler Kenntnisse wohl wenig berücksichtigt werden dürfte, da wir nur Sistierung des Verfahrens verlangt haben, jeder Handwerker aber schon aus öffentlichen Blättern die Richtigkeit unserer Behauptung kennt.

Indessen wird in solchen Fällen immer der Niedere das Opfer, und mit ihm das Wohl einer ganzen Familie. Wir haben daher Ueberbringern dieses, Herrn G. L. C. Rath Linck und den französischen Agenten Cloßmann, zwar mit Schreiben an das französische Gouvernement versehen, vorerst aber an den Oberpraefekt in Mainz abgesendet, um zu versuchen, dort die nötigen Inhibitionen auszuwirken. Ihr Einfluß, lieber Vetter, ist uns zu bekannt, als daß Wir nicht voraussetzen können, daß durch Ihre Vermittlung nicht wenigstens augenblickliche Inhibitionen erfolgen, und eben daher ersuche ich Sie, Ihre Vermittlung dem Ueberbringer zu vergönnen, damit diese wüste Sache ihr ruhiges Ende schleunigst gewinne...“

Art und Säge haufen weiter..

Der Erfolg der Beschwerde in Mainz war, daß Jeanbon Saint-André zur Antwort gab, von dem Artikel 6 des Lunéviller Vertrages, der hier in Betracht kam, noch keine „legale Notiz“ erhalten zu haben. Der Oberpräfekt verstand sich jedoch dazu, „alle jenseitigen Gemeinden der Präfektur Spire den diesseitigen forstpolizeilichen Gesetzen zu unterwerfen“. Aber damit hörten die eigenmächtigen Holzhiebc der Speyerer Citoyens auf dem „Grün“ keineswegs auf. Vielmehr begannen nun auch die von Waldsee im Koller Holz zu fällen, „da keine Hoffnung für sie seye, daß sie den Koller behalten dürfften“. Auch im Eifinger Wäldchen (Insultheimer Hofswald) und im Spitalwald nahmen die Aerte und Sägen der Ueberrheiner ihr Zerstörungswerk auf.

Die badische Regierung konnte sich ernstlich nicht in einen Konflikt mit Frankreich einlassen. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Um die ungeseglichen Handlungen wenigstens in geordnete Bahnen zu lenken, hob sie den Artikel 6 des Friedensvertrages auf und erlaubte den jenseitigen Gemeinden, ihre Jahresbedürfnisse vorerst aus ihren rechtsrheinischen Waldungen zu holen — jedoch unter Einhaltung der badischen Forstgesetze. Umgekehrt sollte den badischen Gemeinden das Recht zustehen, in ihren auf der linken Rheinseite gelegenen Waldungen Holz zu schlagen.

Ferner theilte die badische Regierung dem Unter- und dem Oberpräfekten mit, „daß man zur Abhaltung der Frevel eine Detachement Kavallerie habe abgehen lassen, was man ihr nicht als feindselige Handlung auslegen möge.“ In seinem Antwortschreiben versprach der Unterpräfekt in Speyer,

daß er dafür sorgen wolle, daß keine Uebergriffe mehr vorkämen und die Holzhiebe künftig nach den badischen Forstgesetzen vorgenommen würden.

Schale Versicherungen

Diese Versicherung gab „Monsieur le Sous-praefet“ am 27. Dezember 1802. Doch schon am 29. stellte sich heraus, daß die badische Regierung sich einer Täuschung hingegeben hatte, wenn sie geglaubt hatte, daß nun geordnete Verhältnisse geschaffen worden wären. Am 29. des Monats meldete Forstmeistergehilfe v. K e t t n e r in Schwesingen, daß 20 Holzhauer des Speyerer Agenten Holzmann, ohne sich um die Abmachungen zu kümmern, 20 starke Eichenstämme gefällt hätten. Die Leute hätten ganz ungeniert erklärt, daß den andern Tag weitere 40 Holzfäller aus dem Leininger Tal zu ihnen stoßen würden; ferner, daß ihnen Agent Holzmann Ordre erteilt hätte, solange kein Einhaltsbefehl von Paris komme, sich beim Fällen nicht stören zu lassen. Es scheine, als wolle „der Bürgerpraefekt in Mainz seinem gegebenen Wort nicht den gehörigen Nachdruck geben“.

In dieser Ansicht wurde v. Kettner bestärkt durch einen Brief des württembergischen Stabhalters Paulus von Altlußheim (Altlußheim war damals noch ein württembergisches Dorf), der an das Oberforstamt in Schwesingen schrieb, es sei ihm von den Franzosen „sehr übel aufgenommen worden“, daß er den Altlußheimer Bauern und Holzmachern verboten habe, für die Speyerer Steigerer (diese steckten mit den Franzosen unter einer Decke!) aus dem „Grün“ Holz abzuführen oder zu fällen. Ob Paulus die Wahrheit schrieb, erscheint zweifelhaft; denn von „Steigerern“ konnte er nicht gut sprechen, und am andern Tag waren doch seine Leute dabei, wie die badischen Husaren und die Förster feststellten.

Während die Soldaten mit den Leuten sprachen, erschienen der Maire von Waldsee und der berüchtigte Agent Holzmann. Es entspann sich ein Wortwechsel zwischen dem Führer des Husarendetachements und ihnen. Holzmann erklärte, daß er keineswegs das Interesse des Hauses Baden schädigen wolle, um so weniger als er einen Bruder habe, der badischer Hofrat in Karlsruhe sei.

Leider keine Schießerlaubnis!

Auf diese Erklärungen kehrte der Offizier mit seinem Kommando nach Schwesingen zurück. Doch schon am andern Tag liefen wieder Meldungen ein, daß das Holzfällen fortgesetzt würde. Nun for-

derte der Offizier Verstärkung an, um die ausgedehnten Wälder besser überwachen zu können. Aber auch jetzt war es nicht möglich, gegen die Frevler etwas auszurichten, da diese die Taktik anwandten, sich auf die Schiffe zurückzuziehen, sobald die Wachen ankamen, und zurückzukehren und ihr Zerstörungswerk fortzusetzen, wenn die Luft wieder sauber war.

Um keine politischen Verwicklungen hervorzurufen, war den Soldaten nicht erlaubt, zu schießen. Man mußte sich darauf beschränken, den Holzfällern allenfalls das Geschirr und die Schiffe wegzunehmen, sofern man ihrer habhaft werden konnte. So spannten die Husaren dem Mathias Schwesinger von Altlußheim, den sie beim Holzabführen im „Grün“ erwischten, ein Pferd aus und nahmen es mit. Einige Tage später arretierten sie den „verheuratheten Beisassen und Tagelöhner“ Franz Hoffmann von Speyer und führten ihn nach Hockenheim in den Ortsarrest. Auf höheren Befehl mußte er am folgenden Tage wieder freigelassen werden. Das Verhör hatte ergeben, daß hinter allem der schon mehrfach genannte Agent Holzmann stand. Auch das weggenommene Pferd wurde gegen Erstattung des Futtergeldes nach einiger Zeit wieder zurückgegeben.

Der Wald wandert über den Rhein!

Am 9. Februar 1803 froh der Rhein zu. Nun standen den Ueberrheinern alle Wege offen, um in den diesseitigen Wald zu gelangen. Zu hunderten kamen sie herüber, mit Beilen und Sägen bewaffnet, und schleppten fort, was sie konnten. Die Forstbeamten und die Husaren hatten nun alle Hände voll zu tun, um Herr der Lage zu bleiben. Als es zu arg wurde, verbot Forstadjunkt v. Kettner allen Holzlesern von jenseits des Rheins den Zutritt in den Wald, und die rechtmäßigen Steigerer mußten sich beeilen, daß sie innerhalb einer Woche ihr Holz aus dem Walde holten. Als Lauerer eintrat, hatte niemand mehr im Walde etwas zu suchen. Die Husaren wurden zurückgezogen, und die Förster übernahmen wieder allein die Waldbut. Am 7. März erhielt Förster P o r l o c k von Hockenheim den Befehl, den jenseitigen Gemeinden jede weitere Holzabfuhr zu verbieten, weil den diesseitigen Gemeinden Ober- und Rheinhausen von den französischen Behörden nicht erlaubt worden war, aus ihren linksrheinischen Wäldern das ihnen zustehende Bürgergabbolz berüberzubolen.

Damit schließen die Alten. Endgültig Ruhe wird in den Rheinwäldern erst eingetreten sein, als 1814 die Befreiungstunde für die Pfalz schlug.

Wirtschaftsreform in Pfälzer Landen

Von Lorenz Klingert

Vor rund 200 Jahren waren die heutigen Vorkstädte von Mannheim kleine, einfache Bauerndörfer. Ihre Einwohner waren Bauern und wenige Handwerker im Nebenberufe. Auch die Städter waren noch vielfach Selbstversorger in der Landwirtschaft neben einem gewerblichen Mittelstande. Nur der kurfürstliche Hof mit seinen Verwaltungsbeamten machten eine Ausnahme. Diese lebten ausschließlich von den pflichtgemäßen Abgaben der Dorfbewohner.

Wie sah es aber in den Dörfern der Kurpfalz vor zwei Jahrhunderten aus? Die Wohnhäuser waren einstöckige Holzhäuschen zu ebener Erde ohne Keller. So waren sie von einer vollkommen verarmten Bevölkerung nach der zweimalig totalen Zerstörung im Dreißigjährigen Kriege und nach der zweiten Wüstenei durch die französischen Mordbrenner im Jahre 1789 notdürftig erbaut. Eine Wohnstube nebst einer Schlafkammer mit primitiver Küche enthielten nur wenig Hausrat. Der Speicher diente den Vorräten an Brotgetreide und Saatgut. Ein geräumiger Stall für die Haustiere und ein wenig großer Heuschober vervollständigten das bäuerliche Anwesen. Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Hausgeflügel waren den größten Teil des Jahres auf der Dorfweide. Jedes Dorf hatte seinen Pferde-, Kuh- und Schweinehirten. Diese trieben von Lätare bis Michaeli die Weidetiere täglich hinaus, Stuten mit Fohlen und Kleinvieh, das nicht milchergiebig war, verblieb den ganzen Sommer auf der Weide. Für die Knechte gab es Hirtenhäuser im Felde mit einem Brunnen und einer Feuerstelle. Der Jahreslohn solcher Knechte und Mägde betrug acht bis zehn Gulden, dazu kam noch an Naturalabgaben häufig fünf Pfund Schafwolle, zwölf Pfund spinnreifer Flachs oder Hanf pro Jahr und ein Weihnachtsbrot von jedem Bauern. Ihren täglichen Lebensunterhalt erhielten die Gemeindefnechte durch das Urmessen, das heißt, täglich mußte ein anderer Bauer den Hirten die „Lebsucht“ verabfolgen.

Die Schafzucht blühte. Aachthundert bis zwölfhundert, oft mehr Schafe weideten auf einer Gemeindeflur. Man unterschied die „Herrenschafterei, die Kirchenschafterei und die Gemeindefenschafterei“. Erstere gehörte der kurfürstlichen Hofkammerverwaltung in Heidelberg oder Mannheim, aus der Kirchenschafterei bezogen die Ortspfarrer einen Teil ihrer Besoldung und die Gemeindefenschafterei umfaßte die privaten Schafe der Einzelbauern. Die borstigen Grunzer waren „bretterdür“, liefen zwei Jahre auf die „Eulweide“ und kamen nach der Eichelmast im Herbst erst zu einem annehmbaren Schlachtgewicht. Heute erinnern nur noch Flurnamen wie:

Ruhbuckel, in einigen Ortschaften auch Ruhtrift genannt, Hengsteberg, Mückenstall und „Sauloch“ u. a. an die ehemaligen Zustände.

Das Gemeindefeld gliederte sich in Wiesen, Weiden, Ackerland und Wald. Das allen gehörige Allmendfeld, dessen Leberreste noch in unsere Tage reichen, wurde nach der alten Dreifelderwirtschaft flürlich gebaut. Seit dem neunten Jahrhundert wurde das Allmendfeld in eine Sommer-, Winter- und Brachflur jährlich wechselnd eingeteilt. Der Dorfschultheiß oder der Zehnteinnehmer hat mit einem Pflug einen Teil der Gemarkung mit einer Furche umzogen. Diese Flur wurde in sovielen Teile, Lose genannt, eingeteilt, als Familienväter in der Gemeinde waren. Jeder Bauer bekam soviel Ackerland, als er an einem Morgen umpflügen konnte. Daher heute noch: ein Morgen Ackerfeld. In diesen Acker mußte jeder Bauer den gleichen Samen ausstreuen, also Korn oder Roggen in die Winterflur, Hafer oder Gerste in die Sommerflur. Die Brache diente als Viehweide und der Erholung der Felder, weil eine regelrechte Düngung unbekannt war. Kleebau, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Dickrüben oder gar Handelsgewächse waren wenig bekannt. In dem „Egarten“ bei den Wohnhäusern wurde einige Gemüse gepflanzt.

An eigenen Arbeiten hatten die Bauern die Frühjahrssaat, dann Feldruhe bis zur Heumahd, wieder ein Warten bis zur Ernte, darauf Flegeldrusch und die Herbstsaat. Den Winter füllte für die Männer das Holzfällen im Gemeindefeld. Als Entgelt bekam jeder Hausvater das benötigte Brennholz, heute noch in manchen Pfalzgemeinden als „Gahholz“ bekannt. Die Frauenarbeit war das Stricken und Flickern. Das Weben war Sache der Weberzunft; denn Flachsbau war von altersher bekannt. Die Kleidung war selbstgewebt und selbstgemacht.

Größer waren die Anstrengungen an Fronarbeiten für die kurfürstliche Herrschaft. Die Untertanen waren verpflichtet, Wege- und Straßenbauten, Dämme und Schutzwälle am Rhein oder Neckar nach Bedarf auszuführen, die Domänen oder Staatsgüter mußten ohne Entgelt bestellt werden. Die Kleinbauern hatten die Handfröner und die Pferdebesitzer die benötigten Fuhrwerke zu stellen. Zur Zeit der Heumahd waren die Herrenwiesen zu mähen, das dürre Gras aufzuwerfen und das Heu an die Kameralverwaltung in Heidelberg oder Mannheim anzufahren. Auch die Herrschaftswingerte mußten unter Aufsicht von Herrenknechten das ganze Jahr sach- und sachgemäß gepflegt und betreut sein, sogar das Herbststreu der Trauben war

Fronpflicht. Nur das Trinken nicht! Das Heidelberger Faß hatte viele Schwestern in den Herrschaftskellern; um alle zu füllen, mußten die Bauern aus eigenen Wingerten noch erhebliche Mengen abliefern.

Seit Jahrhunderten hatten sich die Herrschaften zu ihrem Vergnügen das Jagdrecht vorbehalten. Zu den jährlich stattfindenden großen Treibjagden mußte auch jeder Hausvater einen Hahhund, genannt „Sauhund“, halten, auch mußte er persönlich oder durch einen großen Knecht bei den Jagden das Wild vor den Schießstand der Hofdamen oder -herren antreiben. Ebenso war das Fällen des Bau- und Brennholzes in dem Herrschaftswalde Fronpflicht der „getreuen Untertanen“. Auch das Aufforsten der Kahlhiebe in dem Staatswalde war einbezogen.

Neben diesen und anderen Arbeitsleistungen für die Herrschaft bestand noch die Zehntpflicht von dem Ertrag der Felder, der Blutzehnte bei Hauschlachtungen an die Geistlichen und Schullehrer.

Vor dem Dreißigjährigen Kriege herrschte auch mancher Wohlstand. Viele Generationen hatten gearbeitet, gespart und hatten ihren Kindern den Besitz vererbt. Das beweisen die wenigen in der alten Kurpfalz noch erhaltenen größeren Gebäude wie das Gasthaus „Zum Hirsch“ in Feudenheim. Dazu sprechen auch die Urkunden im Badischen General-Landes-Archiv. Zum Beispiel war der Pferdebestand in vielen Pfalzgemeinden so groß, wie er bis in unsere Tage nie mehr war. Fünzig bis hundert Stuten mit Fohlen waren in vielen Gemeinden auf den Fohlenweiden. Rinderherden werden in Zahlen genannt, daß auf jeden Bauern oft mehr als zehn im Durchschnitt kamen. Der schreckliche, große Krieg aber hat die Pfalz völlig zerrüttet, in verschiedenen Gemeinden blieb kein Hundestall mehr stehen. Die Bevölkerung war geflohen, erschlagen oder mit dem Kriegstross verschleppt. In Käfertal zum Beispiel wohnte von 1632 bis 1663 überhaupt kein Mensch. Nur zwei von zweiundvierzig Hausvätern vor dem Kriege fanden sich mit ihren Familien hier wieder ein und siedelten auf den Trümmern des Besitzes ihrer Väter. So erging es den meisten Pfalzdörfern. Raum hatten sich die Menschen ein wenig erholt, so kam die Zerstörung durch den „allerchristlichsten König“ Ludwig von Frankreich. Kein Wunder also, daß die Pfalz im 17. und 18. Jahrhundert nur eine kleine und verarmte Bevölkerung hatte.

Die Hauptursachen der Volksarmut lagen in den Besitzverhältnissen von Grund und Boden. In frühgermanischer Zeit wurden Boden, Wald und Wasser als Allgemeingut betrachtet. Daraus schöpften die Sippen ihre Eigenversorgung. Mit der Zunahme der Bevölkerung entstanden die Markgenossenschaften, die erste Landesverfassung. Mit dem Emporblühen des Ritterstandes im 12. Jahrhundert

sanken die einst freien Bauern in Hörigkeit. Daneben waren noch die Klöster, Abteien und Bistümer, die sich auch nach Kanonischem Rechte Besitzrechte erwarben. Alle lebten von dem Schweiße der Bauern. Die Adelligen nahmen den Boden, das Jagdrecht und die Fischereigerechtigkeiten für sich in Anspruch und vergnügten sich mit Fehden, Spielen und Jagen. Der Bau von Schlössern, Burgen und Klöstern beanspruchte eine Ansumme von Fronarbeiten, zudem wurde auch das Baugeld vom gemeinen Manne aufgebracht. Das erpreßte oder geraubte Land, Holz oder Wasser wurde gegen hohe Pachtzinsen verliehen und noch mit Abgaben aller Art belastet. Die wenigen Freihöfe vererbten sich auf den Erstgeborenen, so daß die nachgeborenen Kinder als Knechte, Mägde, Bettler, Landstreicher und Laugenichse das Land durchstreiften und als herren- und heimatlose Nichtsteuer eine wahre Landplage waren. Diesen gleichgestellt waren die Bettelmönche. Vom gemeinen Bauersmanne lebten die Großen und die Kleinen. Gelegenheiten zu einem Nebenverdienste gab es nicht. Was bei den gering bezahlten Fronen in Forst- und Domänenverwaltungen ausgelegt wurde, mußte durch die „Landfronsteuer“ wieder vom Verdienner zurückbezahlt werden. Wie lohnend diese Abgabe für die Hofkammerkasse war, zeigt eine Abrechnung von der Sulzbacher Forstverwaltung aus dem Jahre 1748. Die Einnahmen betragen 1425 Gulden, die Ausgaben 448 fl 26 Kreuzer. — —

Wie das „Landgesindel“ mit dem Bauern aus seiner Schüssel aß, so zehrte das gehegte Wild von seinem Kornacker. Wohl schützten sich die Landbauern durch Zäune um ihre Getreidesluren oder durch lodernde Feuer an den Waldrändern gegen den Wildschaden, doch Wilddieberei und erbarmungslose Urteile vor dem Frevelgerichte waren gefürchtete Zeitlasten.

Die Verschuldung der Landbevölkerung war unübersehbar. Haus und Hof blieb von Geschlecht zu Geschlecht belastet. Mit acht Prozent mußten die hypothekariischen Grundschulden verzinst werden. Kein Wunder also, daß die ehemaligen Bauern im Wucherjuden mitunter ihren Retter sahen. Dieser brachte im Frühjahr abgezehrte Kühe, gemästet holte er sie wieder im Herbst. In kinderreichen Familien reichte das tägliche Brot nicht bis zur nächsten Ernte, der Jude lieb Geld und ließ sich mit Getreide bezahlen. So war der Feldertrag schon vielfach vor der Ernte verpfändet. Vier Fünftel der Arbeit des Bauern ging an andere. Was übrig blieb, war zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel! „Grasfressende Bauern“ steht häufig in mönchischen Schriften.

Seelisch war die Landbevölkerung zu Anfang des 18. Jahrhunderts gedrückt, energielos, in frommer Dumpfheit. Gottgewollte Untertanengedinnung wurde mit der Muttermilch eingesaugt, von der



Käferthal, Wormser Straße 8 (Bauer Samuel Schod); das erste Haus, was Le Maistre gebaut hat; noch nicht unterkellert

Aufnahme: S. Grobengießer

Geistlichkeit gelehrt, mit drakonischen Mitteln von den unteren, ausübenden Organen der zahlreichen Beamtschaft durchgeführt und mit einem Eide als Leibeigener von den Fürsten verlangt. Jeder dreizehn Jahre alte Knabe mußte dem weltlichen oder geistlichen Grundherren also huldigen:

„Leibeigen dem Fürsten zu dienen, auch ir leid und gut uns nit zu empfinden, oder sich zu verändern, one unser wissen, willen und erlaubnis, darzu . . . zu thun alles, das getreue unterthanen und leibeigen leute irer herschaft schuldig und verbunden sind.“ Bei Gott, Ehre und Seligkeit wurde das beschworen.

Aus dieser Gedrücktheit herauszukommen war gemeinhin unmöglich. Handwerkern und Handelsleuten erging es nicht viel besser. Das alte Zunftwesen verhinderte einen Bauernjungen höher zu kommen. Nur die zahlreichen Klöster machten eine Ausnahme. Sie nahmen Freie und Anfreie. Eine Eheirat galt als „Ungenosame“ wie ein Verbrechen und mußte mit hohen Strafen oder Bußen teuer abgegolten werden. Also machte sich der alte Bauern trotz durch zahllose Prozesse Luft. Bei der Langsamkeit des Amtschimmels, den vielen Instanzen und der verzwickten Juristerei, die nach römischem Rechte urteilte und fast immer dem gesunden Volkswillen zuwider war, kann das Sehnen, aus diesen engen Verhältnissen herauszukommen, leicht begriffen werden.

Auswandern hieß die Lösung jener Zeit! Amerika, Ungarn und Rußland lockten. Die Werber fanden offene Ohren. Viele folgten den Lockrufen. Verlassene Dörfer und verödete Felder blieben in der Heimat. Steuerzahler und Arbeitskräfte fehlten, weshalb die Fürsten die Auswanderung verboten. Wer dreihundert Gulden Sachvermögen besaß, durfte nicht fort. Wollte doch einer gehen, so mußte

er ein Drittel vom Vermögen des Mannes, zwei Drittel vom Heiratsgut der Frau und für jedes Kind einen Gulden in bar entrichten. Ein Verschleudern der Grundstücke war die Folge. Klöster und Juden bereicherten sich.

Die Schuld an der Auswanderung der Bevölkerung und an der Minderung des Nationalbesitzes trugen die Grundherren selbst. Die Fürsten und Adeligen lebten „von Hagen und Jagen und was sonst fürstlich sei“, lebten vom Volke, schändeten die Weiber ihrer Untertanen, schielten nach dem „Sonnenkönig“ in Frankreich und entfalteten an ihren Höfen eine verschwenderische Pracht.

Zur Ehre vieler Landpfarrer muß hier auf verschiedene damalige Schriften verwiesen werden, worin die Not der Landbauern erkannt und Verbesserungsvorschläge gemacht wurden; doch die Bürokratie verhinderte den vernünftigen Fortschritt.

Während um jene Zeit in Frankreich, allwo die Grund- und Bodenbesitzverhältnisse den deutschen sehr ähnlich waren, schwächliche Regenten den Volkswillen teils ermunterten und wieder enttäuschten und so die äußeren Ursachen zu der französischen Revolution gaben, hatte die Kurpfalz das große Glück, einen weisen Fürsten in Karl Theodor zu besitzen, der den Vorschlägen fortschrittlich gesinnter Landbauern sein Ohr lieb.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann die wirtschaftliche Reform der Pfalz, eine Umwälzung von solchem Ausmaße, wie sie der Ackerbau nur dreimal erlebte: einmal durch die Einführung der Dreifelderwirtschaft im neunten Jahrhundert, dann die sogenannte „Pfälzer Wirtschaftsreform“ und die in unseren Kindheitstagen erlebte Steigerung intensiver Ackerkultur durch die Einführung künstlicher Düngemittel. Die erste Wirtschaftsreform ist schon erwähnt, die dritte sehen wir täglich in unseren Ackerfluren und von der zweiten sei hier kurz berichtet.

Der Kurfürst Karl Theodor hat im Jahre 1762 ein „Patent“ unterzeichnet, wodurch dem Emigranten Johann Benedikt Le Maistre aus Südfrankreich die Aufenthaltserlaubnis in Pfälzer Landen gestattet wird. Dieser Mann hatte um seines reformierten Glaubens willen sein Vaterland verlassen müssen. Den Erlös seiner verkauften Güter brachte er mit 40 000 Goldfranken in bar mit. Seine Ehefrau hieß Henriette, die einzige Tochter hatte den Namen ihrer Mutter. Diese starb 1782. Am 9. September 1784 vermählte sich Le Maistre wieder mit der Tochter des Heidelberger Hofbeamten Lambert Wattle. Aus der zweiten Ehe entsprossen 7 Kinder. Die Söhne erwählten später die Offizierslaufbahn, eine Tochter freite Caspar v. Billiez, dessen Vater, Baron Jean Baptist v. Billiez, sich auch als Emigrant in Käferthal ansässig gemacht hatte. Seit 1760 wohnte Le Maistre in Käferthal. Er kaufte sich 6 Morgen Ackerland an der Ecke

Poststraße und Wormser Straße. Sein zuerst erbautes Hausanwesen steht heute noch, Inhaber ist Samuel Schock, Wormser Straße 8. Le Maistre betrieb eine Saatzuchtanstalt mit neuen, damals in Pfälzer Landen meist unbekanntem Gewächsen. Kleebau, Hackfrüchte, bessere Gemüsearten und edlere Obstsorten pflanzte er auf seinem umzäunten Grundeigentum.

Der Grund, warum sich Le Maistre gerade in Käfertal ansiedelte, dürfte in den billigen Bodenpreisen und in dem für Neuheiten sehr zugänglichen Dorfschultheißen Martin Dick zu suchen sein. Für einen Morgen guten Ackerboden zahlte er 32 bis 35 Gulden, wofür die Verkäufer „weiter draußen“ je zwei Morgen kaufen konnten. Daß sich der Ortschultheiß gut mit dem Neuzugezogenen verstand, bezeugt der Umstand, daß Le Maistre schon ein Jahr nach seinem Hiersein zum Dorfschreiber, was heute der Ratschreiber ist, ernannt wurde. Diese beiden Männer haben ein Mitspracherecht, Anreger und Förderer der zweiten deutschen Wirtschaftsreform zu sein. Um es vorweg zu betonen, für Le Maistre kann nicht der Ruhm beansprucht werden, gleichsam der „Erfinder“ oder Träger des Erstgedankens der umwälzenden Wirtschaftsreform zu sein; denn vor ihm wurde vereinzelt in Deutschland schon Kleebau betrieben und in seiner Heimat lagen auch schon praktische Erfolge vor. Dies beweist Duhamel's Schrift in Lyon vom Jahre 1762. Darin hat er die Aufmerksamkeit auf einen nützlichen Landanbau vielseitig geweckt. Seine Versuche auf eigenen Gütern in Südfrankreich mit der Aufhebung der Weidewirtschaft, Einführung der Stallfütterung, Düngung der Felder und die Anpflanzung von Krapp zum Färben, Kartoffeln, Tabak, Klee- und Rübenanbau überzeugten. Sicher ist wohl, daß Le Maistre dieses umwälzende Gedankengut aus seinem Geburtslande mit in seine neue Wahlheimat mitbrachte.

In drei Denkschriften haben die Käfertaler Wirtschaftsreformatoren Le Maistre-Dick ihre Vorschläge an den Kurfürsten begründet. Verlangt wurden: Abschaffung der zu großen Schafherden, Aufhebung der Viehweiden, Einführung der Stallfütterung, Düngung der Felder, Anpflanzung besserer Gemüsearten, Veredelung des Obstbaues usw. Zwei Jahre benötigte der Hofkammerrat Freiherr v. Babo, um das vom Kurfürsten angeforderte Gutachten auszuarbeiten. Des hohen Rates weiser Spruch lautete inhaltlich also: Ablehnung der Vorschläge, weil

1. die Neuheiten noch nicht erprobt sind,
2. die Sache viel Geld kostet,
3. die Landleute zu schweren und ungewohnten Arbeiten gezwungen werden,
4. und diese dann keine Zeit mehr hätten, die pflichtschuldigen Untertanenfronden auszuführen.

Inzwischen zeigten die praktischen Versuche bereits gute Erfolge. Davon konnte sich der Kurfürst nach einer Hofjagd im Karlstern im Käfertaler Jagdschloßchen, Wormser Straße 26, überzeugen. Er sah im Stalle gepflegte Ochsen, Rüge und Kälber, Mastschweine, große Dickrüben, riesige Kartoffeln, prächtigen Blumenkohl, feinere Obstsorten usw. Bis zur staatlichen Genehmigung durch Auswärtiges Amt eines Patenten an die Käfertaler verging allerdings noch geraume Zeit; denn erst am 14. Mai 1773 wurde befohlen, daß die mit Klee besamten Aecker und die mit Rüben bepflanzen Felder im Brachfeld von den Schafen verschont werden müßten. Schon 4 Jahre vorher hatte Le Maistre vom Kurfürsten gegen geringes Entgelt das Käfertaler Jagdhaus in Erbpacht bekommen. Der Grund dazu war allerdings ein anderer, nämlich die Anpflanzung einer angeblichen Heilpflanze, des Rhabarberstöckes.

Le Maistre glaubte seinem Landesherren einen großen Dienst zu erweisen, wenn er ihm die An-



Käfertal, Wormser Straße 25 (Mädchenerziehungsheim St. Joseph, früher Waisenhaus): von Le Maistre erbaut: dahinter ein ausgedehntes Gartengelände

Aufnahme: S. Stropenacker

pflanzung des Rhabarbers empfehle. Die Akten im Badischen Landes-Archiv in Karlsruhe enthalten in vielen Aktenbündeln die traurige Geschichte der Käfertaler Rhabarber-Plantage. Kurz gedrängt ergibt sich folgendes Bild.

Vorgeschichte. In Hanau a. M. trafen sich die Gärtnerburschen Johann Stephan Eberhard aus Petersburg und Jean Dambach aus Paris. Eberhard trug Samen und Wurzeln der aus China stammenden Rhabarberpflanze bei sich und gab an, die Wurzeln des bei uns unbekanntes Gewächses trügen ein großes Heilmittel in sich. Die „Handwerksburschen“ wanderten südlich durch die Pfalz über Speyer, Straßburg bis Basel, kehrten um und kamen bis Heidelberg. Ueberall suchten sie nach einem geeigneten Plaze zur Anpflanzung des neuen Gewächses und nach einem Geldmanne. In Handschuhsheim hielten sie den Boden für geeignet; aber die finanzielle Unterstützung fehlte. Beides fanden sie auf ihrer Weiterwanderung in Käfertal bei dem Rentmeister Le Maistre. Dieser muß dem Kurfürsten Karl Theodor als fortschrittlich gesinnter Ländmann wohl bekannt gewesen sein; denn es kam nach langen Verhandlungen mit der Hofkammer am 11. Mai 1769 zu einem Paktabschluß, einer „Concession“ zwischen den drei Gesellschaftern Le Maistre, Eberhard und Dambach sowie der kurfürstlichen Hofkammer. Vom Fiskus wurden das Käfertaler Jagdhaus und 1500 Gulden als Vorschuß gegeben. Die spätere Errichtung einer Puder- und Stärkfabrik wurde gleichzeitig genehmigt.

Anpflanzung. Le Maistre kaufte von Käferthaler Bürgern hinter dem jetzigen Schulhause 20 Morgen Feld. Die Ausfaat der Samen und das Stecken der Wurzeln begann. Die Rückzahlung des Vorschusses sollte in 8 bis 10 Jahren erfolgen, und zwar für jeden mit dem neuen Heilgewächs bebauten Morgen jährlich 200 Gulden an die Hofkammerkasse in Mannheim. Als Gegenleistung hatten die Gesellschafter das Alleinrecht zum Anbau und Verkauf der Heilwurzeln in Pfälzer Landen.

Der Wandervogel Eberhard hielt sich mit seinem Vorschuß für abgegolten und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Nach drei Jahren wurden die sich prächtig entwickelten Wurzeln ausgegraben. Dabei bekamen die zwei Teilhaber den ersten Streit. Dambach beanspruchte die Hälfte der Ernte. Le Maistre behielt mit Recht zwei Anteile, weil er aus seinem Vermögen den geflohenen Eberhard ausbezahlt hatte. Die getrockneten Wurzeln wurden vergebens den Apotheken zum Verkaufe angeboten.

Bei der Besichtigung der Plantage durch den Medizinalrat Fischer-Mannheim waren 1777 schon 15 Morgen bebaut. Er „sah 7 Morgen in schönster Anlage und Gedeihen“ ... „Ob der Erfolg der Anlage gut ist, läßt sich noch nicht bestimmt sagen.“ Im Herbst 1777 flog auch Dambach mit seinem

Gartentknechte nach Paris und legte sich dort eine Ferme an.

Die Hofkammer forderte von Aerzten, Apothekern und Gelehrten der Heidelberger Universität Gutachten ein. Alle fanden keine Medizin, keine Heilkraft in den im Backofen gedörrten Knollen, obwohl sie viele Versuche an Menschen und Tieren mit verschiedenen Krankheiten vornahmen. Le Maistre ließ als Sicherheit für seine Vorschüsse an Dambach auf dessen Habseligkeiten gerichtliche Beschlage legen. Im Jahre 1779 gab er die Anpflanzung von Rhabarber auf und berechnete seinen Verlust auf 20 000 Gulden. Jetzt beauftragte der Hofkammerrat Freiherr v. Babo den Ruchbaumwart Friedrich Roth mit der Fortführung der Anpflanzung von Rhabarber. Dem Grundeigentümer Le Maistre wurde das Betreten seines Eigentums verboten. Der „Inspektor Roth“ zahlte auf Befehl v. Babos bis 1789 die Summe von 7303 Gulden 13 Kreuzer an Tagelöhner, für Wachtunde usw. aus. Die Hofkammer legte das Geld vor. „Die Verarbeitung der Wurzeln durch Destillation hat nichts Brauchbares ergeben.“ Rund 27 000 Gulden hatte das Unternehmen ohne jeden Ertrag verschlungen. Deshalb wurde die Einstellung der Rhabarberpflanzung beschlossen.

Um diese Zeit erbot sich der Doktor und Apotheker Renner von Pforzheim zur Fortführung der Wirtschaft. In einer schwülftigen Denkschrift verdonnerte er die alten Gesellschafter. Den einzigen Fachmann, Eberhard aus Petersburg, habe man ohne genügende Entlohnung fortlaufen lassen. Ferner betreibe der Gärtner Dambach eine blühende Rhabarberplantage bei Paris. Nur „der ohnmächtige, einer so großen, weitstichtigen, kostspieligen Anlage unzureichend fähige Le Maistre sei zum Betrieb dageblieben.“ Viele Besucher aus aller Herren Länder hätten sich lobend über das Wachstum der Rhabarberpflanzung ausgesprochen. Er wollte die Sache weiterführen und beanspruchte nur den Alleinverkauf des Produktes von Mana, Sennesblätter und Chinarinde in Pfälzer Landen. Jährlich wollte er 400 Gulden an die Hofkammerkasse zahlen. Auf dieses Irrlicht fiel v. Babo nun doch nicht herein.

Prozesse um die Rhabarber-Plantage.

Jetzt begannen die Prozesse um die Kosten. Sie währten von 1789 bis 1811. Um diese Zeit tauchte der französische Baron Jean Baptist v. Billiez in Käfertal auf. Er bat die Hofkammer um Ueberlassung der Rhabarberanlage, um das Erbstandsrecht über das kurfürstliche Jagdschloß und um die Erlaubnis, in dem Anwesen eine Puder-, Stärke- und Seltfabrik einrichten zu dürfen. Für 2000 Gulden Entschädigung erhielt v. Billiez die Räumlichkeiten des Jägerhauses. Le Maistre bekam von der

Hoffkammer eine Klage an den Hals, „weil er in der Plantage Grundbirnen und Welschkorn anpflanzte und keinen Rhabarber mehr bauen wolle.“ Er solle das Haus sofort räumen und der Hoffkammerkasse die Auslagen für Löhne, Gutachten, Tagfahrten usw. in Höhe von 6464 Gulden 49 Kreuzer für die Zeit von 1779 bis 1789 und den Vorschuss bei Gründung der „Concession“ mit 1485 Gulden 31 Kreuzer zurückerstatten.

Der Beklagte widersprach durch seinen Anwalt Weber in Mannheim. Außer einem Drittel von dem Vorschuss könne von ihm nichts verlangt werden. Er habe an dem Unternehmen 20 000 Gulden eingezahlt. Die Räumlichkeiten wolle er räumen, sobald der Neubau seines Hauses beendet sei. Ein solcher Auszug sei nicht möglich, weil in Käfertal für seine 8 Pferde, 20 bis 30 Stück Hornvieh und entsprechenden Futtermitteln keine Unterkunfts-möglichkeiten vorhanden seien. Die Herbeiführung der Bausteine sowie des Bauholzes verzögerten sich bei der ungünstigen Witterung. Nun erhob auch v. Billiez eine Räumungsklage gegen seinen Vorgänger. Erst im Frühjahr 1789 übersiedelte Le Maistre in sein neues Heim, das jetzige Mädchen-erziehungsheim, Wormser Straße 25, allwo an der Brandmauer heute noch die eisernen Buchstaben J. B. L. den einstigen Erbauer andeuten. Unterdessen zog sich die Offizialklage mit Hin- und Herschreiben, mit Terminen und Vertagungen jahrelang hin, bis Le Maistre am 29. Oktober 1796 seelisch gebrochen starb.

Gegen seine Erben, die zweite Frau geb. Wattle, die sich bald nach dem Tode Le Maistres wieder mit dem alten Förster Adam Eberlein wiedervermählte, und ihre neun Kinder strengte die Hoffkammer neue Klagen an. Am 12. Dezember 1806 fällte die Erstinstanz das Urteil: „Le Maistres Erben werden verurteilt zu $\frac{1}{3}$ Anteil des geleisteten Vorschusses aus 1484 Gulden 31 Kreuzer, $\frac{1}{3}$ Anteil an den Auslagen über 6464 Gulden 49 Kreuzer und für jeden mit Rhabarber bepflanzten Morgen $\frac{1}{3}$ von 200 Gulden.“ Die sehr lange Urteilsbegründung führt das Mißlingen des Unternehmens auf „die Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit“ der Erbrecht-Beliebten zurück.

Auf die eingelegte „Appellation“ bestätigte die zweite Instanz unter dem 21. Mai 1808 das erstere Urteil teilweise. Die Erben mußten 495 Gulden 10 Kreuzer als Anteil aus dem Vorschuss bezahlen. Die weiteren Forderungen sollten erneut geprüft werden.

Am 28. März 1809 wurde die Le Maistresche Erbmasse zwangsversteigert. Caspar v. Billiez, Le Maistres Schwiegerohn, ersteigerte die einst so stolzen „Rhabarbaraäcker“ für 10 200 Gulden und übereignete sie seinem Vater.

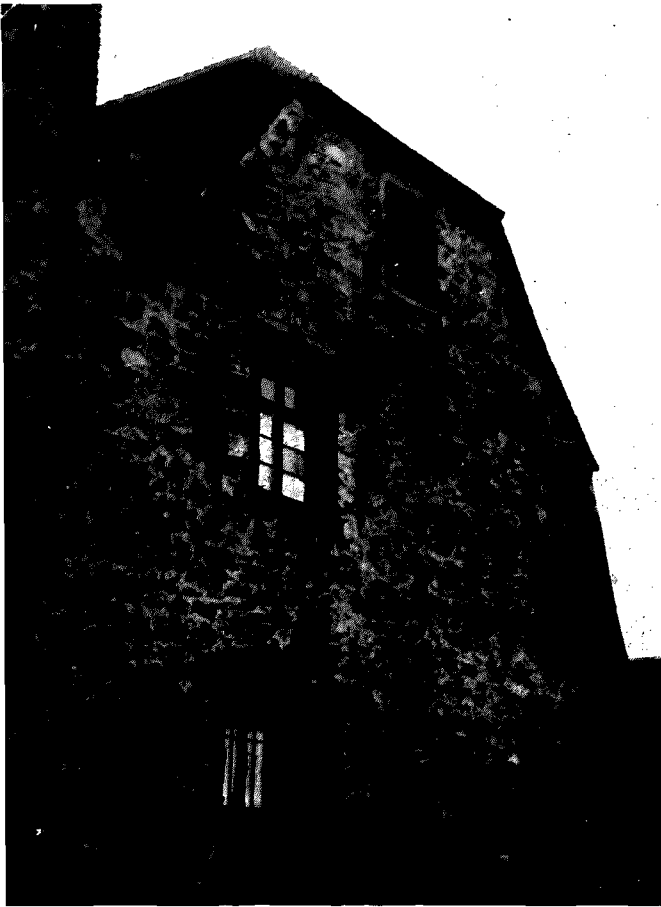
Nach jahrelanger Prüfung fällte das badische Oberlandesgericht unter dem 21. November 1811

das Endurteil: „Die Erben haben noch 2133 Gulden 20 Kreuzer „Repetitionsgelder“ in drei Monaten zu zahlen. Alle weiteren Forderungen des Fiskus sind zu verwerfen.“

Damit ist das traurige Lied von der Käfertaler Rhabarber-Plantage aus. Es begann 1769 und endete 1811, brachte nur Verluste, Prozesse und den zu frühen Tod des sonst hochverdienten Le Maistres und den wirtschaftlichen Untergang seiner Erben, die neben den Urteilskosten noch viele Anwaltsgebühren zu zahlen hatten. Die Akten über die Rhabarber-Plantage umfassen 3200 Bogenseiten.

So kläglich Le Maistre mit der angeblichen Heilpflanze, Rhabarber, Schiffbruch erlitt, um so größer sind seine Erfolge auf dem Gebiete des Kleebauens, der Hackfrüchte, der Viehhaltung und der Düngung der Felder. Wie nötig das war, bezeugt eine Denkschrift von Friedrich Kasimir Medikus, Mannheim 1784. Dieser Leiter des Mannheimer „Botanischen Gartens“ (siehe Mannheimer Gesellschaftsblätter 1929) gab unter der Frage: „Wie kann elender Landackerbau einer Gemarkung in eine bessere verwandelt werden?“ von den wirtschaftlichen Verhältnissen in Mannheim und seiner Umgebung folgendes Bild. Er bewirtschaftete selbst ein Landgut und war fortschrittlich gesinnt; aber nach seinen Erfahrungen stellten sich seitens der Bauernbevölkerung Ausflüchte, Vorurteil, Trägheit, Widerseßlichkeit und andere Untugenden den Neuerungen entgegen. Der alte Landbau war nach Herkommen und Brauch reiner Futterbau, bedingt durch die Viehzucht auf Weiden. Stallfütterung, Düngung der Felder und Nutzung der Brache war unbekannt.

„Landackerbau ist Mitternacht, richtiger Ackerbau dagegen heller Mittag“, so wörtlich von Medikus. Bei einem Rundgange um die Städte erkenne man in den Städten an den Fürstenböfen ungläubliche Verschwendung, in den umliegenden Dörfern dagegen erbärmliche Armut. Auf fast reinem Sandboden wachse kümmerliches Getreide, kaum hinreichend zur eigenen, satten Ernährung. In dem Großteil der ausgemergelten Fluren suche knochen-dürres Weidewieh seine geringe Nahrung oder wüchlen bretterdürre Schweine herum. In den Städten gäbe es Militär- und Reitpferde, lohnende Milch-wirtschaften, zahlreichen Pferdereiserverkehr, viele Pferdegespanne durch den guten Holzhandel und ungeheuren Straßentier. Alle diese dungbaften Abfälle würden in die Flüsse geworfen werden. Die Polizei sollte diesen Humus außerhalb der Stadt-tore sammeln und im Herbst ohne Entgelt an die Bauernbevölkerung abgeben. Getreidebau in größerem Ausmaße bätte für die Landbevölkerung wenig Wert, da der kurfürstliche Hof mit seiner unsinnigen Pracht und seinen zahlreichen Beamten alle von dem Zehnten der Bauern leben würden. Außenhandel sei nicht gestattet und die hungern-



Käferthal, Wormser Straße 25
Giebelwand mit abgewalmter Spitze und den Balken-
ankern Jean) B(aptiste) L(e Maistre)

Aufnahme: S. Gropengießer

den Landbauern könnten ohne Bargeld nichts kaufen. Das seien die Ursachen der Kleinmütigkeit und Verzagttheit der Bauern. In reichen Erntejahren stapelte sich ein Vorrat an, daß damals der Spruch entstanden sei: „In die Kurpfalz muß alle 20 Jahre ein Krieg kommen, damit die Läger aufgezehrt werden.“ (Zitat aus Medikus.) In Mißjahren dagegen hungerten Menschen und Tiere. Der Nutzung der Brache durch den Anbau von Hackfrüchten wie Kartoffeln, Rüben und besonders Kleebau ständen die zu großen Schafherden mit ihren alten aus dem 15. Jahrhundert stammenden Weidgerechtigkeiten entgegen. Auch die „Ochsenbuben“ und Schafknechte würden die wenigen Versuche um ihren erhofften Erfolg in den Brachfeldern bringen. Also widersetzten sich dem Fortschritt die veraltete Juristerei und die eigensüchtigen Schäfereien.

Mit welcher zäher Verbissenheit gerade Käfertal unter der geistigen Führung Le Maistres sich gegen diese Feinde des neuzeitlichen Ackerbaues ankämpfte, bezeugen 754 fortlaufend nummerierte Foliosseiten von Prozeßakten unter dem Titel: Käfertaler Schäfereigerechtigkeiten von 1550 bis 1800

im Bad. General-Landesarchiv. Zum Verständnis sei hier kurz betont: Seit 1550 besaß Käfertal eine Bezirksschäferei. Dazu gehörten die Dörfer: Mannheim, Käfertal, Feudenheim, Wallstadt, Sandhofen und Viernheim. Weinheim, Ladenburg und Schwetzingen hatten die benachbarten Bezirksschäfereien. Im Käfertaler „Schäfereibüchlein vom Jahre 1550“ lauten die Schäfereigerechtigkeiten wörtlich: In Käfertaler Gemarkung die Brachäcker und Egarten das ganze Jahr zu weiden. Auf die Wiesen von Martini bis Lätare. In Viernheimer Gemarkung auf die Weiden bis an den Scharweg und Wald und die Brache das ganze Jahr. In Wallstädter Gemarkung die Brache das ganze Jahr. In Feudenheimer Gemarkung das Brachfeld und Egarten das ganze Jahr. In Mannheimer Gemarkung das Brachland und Egarten rechts des Neckars das ganze Jahr. Die Wiesen am weißen Sand und Wiesen über der Brücke von Martini bis Lätare und wieder davon die Wiesen im Herzogenried von Martini bis Lätare. In Sandhofener Gemarkung das Brachfeld und Egarten das ganze Jahr. In Scharhofer Flur die Brachäcker und Egarten das ganze Jahr.“

Egarten ist ein allen gehöriges Gemeinfeld, das nie angebaut wurde und zur ewigen Brache zählte; schon althochdeutsch bedeutet egerda Brachland und ist in Oberdeutschland noch volkstümlich (Weigand-Hirt, Deutsches Wörterbuch T⁵ 1909, S. 404).

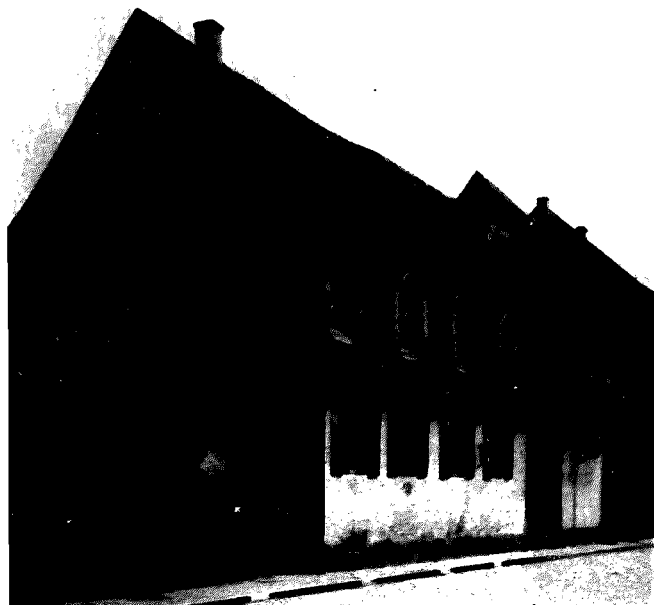
In mehreren Herden liefen im Käfertaler Schäfereibezirk bis zu 1600 Schafe. Dazu kamen noch die Hornviehweidetriebe und Schweinesulgebiete. So war Herkommen und Brauch auch noch schriftlich bestätigt. Es gehörte schon der fanatische Mut eines Le Maistre, „eines schreibstreitsüchtigen Mannes“ dazu, dagegen anzukämpfen.

Ihm war es gelungen, die Bauern zu überzeugen, daß die Stallfütterung der Horntiere die Düngung der Felder ermögliche, wodurch der Ertrag sich vervielfache. Zur Haltung von Haustieren wieder ist Klee- und Rübenbau nötig. Dazu wieder ist das Brachfeld auszunützen, was aber wieder nur möglich ist, wenn die übergroße Schafhaltung verringert werde. „Wo ein Schwein fult, kann ein Schaf weiden; wo ein Schaf weidet, wächst Futter für eine Kuh“, war Le Maistres Behauptung. Der Kurfürst wurde auch davon überzeugt, weshalb er auch das bereits erwähnte „Patent vom 14. Mai 1773“ ausgestellt hat, das befiehlt, daß der Kleebau und die mit Rüben besamten Felder im Brachflur von Schafen nicht überweidet werden dürfen. Seine Theorie hat er praktisch in einer Saatuchtanstalt angewandt. Viele auswärtige Besucher hat er über den Anbau, Behandlung und Verwendung von Klee, Rüben, Wicken, Hopfen, Kartoffeln, Krapp usw. belehrt. Mit dem Schultheißen Dick hielt Le Maistre hier und in rechts- und linksrheinischen Gemeinden Vorträge und lud zum Besuche nach

Räfertal ein. So verdiente er sich mit Recht den Titel: ökonomischer Reformator von Räfertal.

Um nun die Zahl der Schafe im Räfertaler Bezirk zu verringern, protestierte Le Maistre in einer großen Denkschrift vom 24. August 1786 gegen die Neuverpachtung der Schäferei. Alle schon bekannten Gründe gegen die zu vielen Schafe werden genannt, auch eine „Rechnung“ für die Hofkammerkasse ist darin enthalten. Sie lautet: „Die Räfertaler Schäferei war im Jahre 1768 mit 460 Gulden in Erbbestand gegeben. Davon bekam Räfertal 280 fl., der Fiskus 110 fl., Feudenheim 60 fl., Sandhofen 10 fl. Im Jahre 1774 wurde sie nicht öffentlich versteigert, sondern unter der Hand um denselben Preis an den alten Pächter Seiz von Mannheim abgegeben. Bei der Versteigerung im Jahre 1780 kam die Pachtsumme ohne Vorbehalt auf 597 fl. Bei der Versteigerung am 31. Juli 1786 steigerte die Gemeinde Räfertal mit bis auf 962 fl. Darin war ein Vorbehalt: es sollten Wallstadt für 100 Morgen Klee- und Rübenbau 145 fl., Räfertal für 200 Morgen Klee- und Auzfutter 150 fl., die anderen Gemeinden entsprechend ihrer Futtermorgenzahl zusammen 800 fl. an den Schäfereipächter zurückbezahlen. Demnach könne also der Pfauwirt Seiz alle Schäfereigerechtigkeiten für 162 fl. genießen. Räfertal wolle die Schafpachten übernehmen und an die Hofkasse jährlich 350 fl. bezahlen. Die zwei angeforderten Gutachten stehen sich gegenüber wie Feuer und Wasser. Das erste vertritt altes Recht und behauptet, die Räfertaler kennen die Geseze nicht, sie seien durch den Schaden der Schäfereipächter reich geworden, die könnten noch mehr bezahlen. Das zweite Gutachten vertritt den Räfertaler Standpunkt. Eine Entscheidung wurde nicht gefällt, weil Seiz inzwischen starb. Die Gemeinde Räfertal bekam später die Schafpacht und ließ nur noch 200 Schafe in den Fluren, weil in der Brachflur rund 1200 Morgen mit Klee bebaut oder mit Rüben bepflanzt waren.

Das größte Verdienst an der Pfälzer Wirtschaftsreform hat der Kurfürst Karl Theodor selbst. Als er am 16. Juni 1741 mit 18 Jahren Herzog von Sulzbach a. B. und der Markgrafschaft Berg op Zoom wurde, brachten ihm die „gemeinen Leute“ ihre Sorgen, Nöte und Anliegen vor. Gegen die Ausbeutung der Bauern durch die Juden wehrte sich der Herzog. Ein Erfolg blieb darin leider versagt, wie Erlasse vom Jahre 1788 und 1789 zeigen. Nach seiner Vermählung mit Elisabeth Auguste am Geburtstage der Braut auf den 17. Januar 1742 machten die Neuvermählten ihre Hochzeitsreise durch das ganze Herzogtum. Sie ließen sich huldigen. Leutselig besuchten sie in allen Dörfern die Schultheißen, die Pfarrer und die Schulen, sie hörten die Beschwerden des Volkes wegen Arbeit und Brot, wegen der Drangsalierungen der Untertanen, der Landplage durch die vielen Bettler u. a. m. Nach seinem Regierungsantritte in Mann-



Räfertal, Wormser Straße 24

Nest der chemischen Fabrik für Bleizucker, die später von hier nach Neuschloß, von da nach Wohlhagen verlegt wurde

Aufnahme: S. Grovengießer

heim am 31. Dezember 1742 besuchte das junge Herrscherpaar auch alle Gemeinden der Kurpfalz „bis in die entlegensten Winkel“. Bei der Huldigung durch das ganze Volk lernte er dessen Sorgen genau kennen. Nur so ist der Feuereifer des jungen Regenten zu verstehen, mit dem er daran ging, die Nöten des gemeinen Mannes zu beheben.

Arbeit und wieder Arbeit! für die breiten Massen war die Losung. Straßenbau mußte die brache Arbeitskraft von der Landstraße wegnehmen. Von Mannheim nach Heidelberg und Schwesingen, von Bacherach durch das Stegertal über Aheinböllen und Simmern bis ins Moseltal, wurden neben vielen anderen gebaut. Die Landstraßen belebten den Handel. Festungsbauten war eine andere Zeitforderung. Auch Großbauten wie der rechte Schloßflügel, das Kaufhaus, die Jesuitenkirche, das Zeughaus u. a. brachten dem Handwerk Arbeit und Verdienst. Der Bergbau wurde gefördert, Fabriken vielerorts gegründet, Spinnereien, Essig-, Seifen-, Licht-, Tuch- und Tabakfabriken brachten Arbeit und Brot. Die größte Wirtschaftsreform unter Karl Theodor aber erlebte die Landwirtschaft.

Die Viehzucht lag um jene Zeit sehr im Argen. Das Weidevieh war klein, abgezehrt und wenig milchergiebig. Einzelne Fortschrittler haben aus Holland schwarze Milchkühe eingeführt, doch nach zwei Generationen erfolgte wieder eine Rückbildung, auch die Einföhrung von Zuchtrossen aus der Schweiz brachten keinen Erfolg, weil das Klima und besonders das kümmerliche Weidegras diesen Viehassen nicht zusagten. Auch die aus Spanien

eingeführten Ziegen und Schafe blieben ohne den erhofften Erfolg. Der Pfälzer Boden war durch die Jahrhunderte ausgemergelt, ihm konnte nur durch Düngung der Felder, durch die Abschaffung der Viehweiden, durch die Einführung der Stallfütterung und durch den Anbau von Klee und Hackfrüchten geholfen werden. Ein Vorbild war Käfertal. Welch großen Stein diese im Brette bei dem Kurfürsten hatten, beweist die Tatsache, daß die Käfertaler sich beim Bau der Landstraße von Mannheim nach Heidelberg auf Befehl des Ortschaftschultheißen Dick weigerten, das ihnen bei Ivesheim zugeteilte Los nicht im Frondienst auszubauen. Trotz dreimaliger dringender Aufforderung durch einen Heidelberger Baurat, weigerten sich die Käfertaler, ja der Schulze drohte, jeden zu bestrafen, wenn er zu der befohlenen Baustelle gehe. Der erzürnte Baurat reiste dem Kurfürsten nach, traf ihn bei einem Feste in Schwesingen und bat um Bestätigung seines Befehles. Doch der Kurfürst machte auf das zur Unterschrift vorgelegte Schreiben die Randbemerkung: „Meine lieben Käfertaler bleiben frei!“ Die ganze Straße war fahrtbereit zwischen Mannheim und Heidelberg, nur das Käfertaler Los war noch voller Schlaglöcher. Die Dossenheimer, die ihr Los am wenigsten gut gemacht hatten, mußten das fehlende Straßenstück ausbauen.

Wie befruchtend das Käfertaler belehrende Wort und praktische Vorbild dank der kurfürstlichen Unterstützung in weiten Pfälzer Oberämtern wirkte, zeigen einige Beispiele. Der Stadtschultheiß Reinecker von Ladenburg ließ durch Gemeindefronarbeiten das halbe Weidefeld umbrechen, es in gleiche Teile abstecken und jedem Hausinsassen, ob arm, ob reich, einen Anteil zueignen mit der Verpflichtung, Klee und Hackfrüchte anzupflanzen. (Medikus, Jahrbuch 1771.) Ferner hatte Geheimrat Stephan Eugenmus aus Eppingen in Dossenheim ein Gut mit 108 Morgen Acker- und Weideland gepachtet. Krapp- und Kleebau brachten im fette Rübe, eine ergiebige Milchwirtschaft und eine lohnende Käseerei nach Schweizer Art. Seine Erfolge waren eine 30%ige Verzinsung seines angelegten Kapitals. (Medikus, Seite 215.) Auch der Regierungsrat Wrede hatte in Langenzell im Odenwald Erfahrungen mit Klee- und Stallfütterung. Auf dem Mönchshof bei Heidelberg fand das Vorbild Nachahmung. Dem Schafner Rottmann in Dossenheim schenkte der Kurfürst zwei Ziegenböcke mit fünf Angoraziegen nebst edleren Schafen aus Spanien als Lohn für den Anbau von Weizen, wodurch das landesübliche Heidekornbrot durch das bessere Weißbrot ersetzt wurde.

Dieser praktischen Vorarbeit folgte die wissenschaftliche Führung durch die Gründung der

„Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft“ am 30. August 1771. Präsident der Gesellschaft war

Herzog Karl August, Sekretär Johann Jakob Krämer aus Lautern. Die ersten Mitglieder waren zehn um die Landwirtschaft verdiente Männer. Der Jahresbeitrag wurde auf 30 Gulden festgesetzt. Zu Ehrenmitgliedern wurden auswärtige Besucher ernannt. Karl Friedrich, Markgraf von Baden, war das erste, ein Engländer das zweite Ehrenmitglied. Verschiedene Landpfarrer und Geheimräte mit Güterwirtschaften durften die Ehre teilen. In der Niederschrift über die Gründungsversammlung heißt es: „In diesem Lande, wo der Feldbau die beträchtlichste und fast die einzige Quelle des Nahrungsstandes ist, kann das Beispiel anderer Länder, wo die Oekonomie mit so rühmlichem Eifer verbessert wird, nicht länger in einer sorglosen Gleichgültigkeit übersehen werden, ohne eine gewisse Wärme zur Nacheiferung im patriotischen Herzen zu fühlen.“ Umfang und Spannweite der Gesellschaft sollte sein: geistige Ergründung und praktische Erprobung auf dem Gebiete des Ackerbaues, der Viehzucht, Wiesen- und Gartenbau, Bienenzucht, Obstbau, Holzwirtschaft, Gemüse und Weinbau.

Die Tätigkeit der Gesellschafter erstreckte sich auf monatliche Versammlungen mit Vorträgen erfahrener Landwirte, Viehzüchter oder Rebbauern. Der Schriftwart Medikus sammelte die Vorträge in Jahrbüchern, erließ Preisausschreiben über Anbau der neuen Futterpflanzen, über Bodenverbesserungen, Haus- und Ackergeräte u. a. m.

Ein landwirtschaftliches Wochenblatt erschien, in unentgeltlichen Flugschriften erhielten die „Gemeinsleute“ Anweisungen über vielerlei. Auch ein Bauernkalender wurde unter das Landvolk verteilt. Die vorliegenden Kalender aus den Jahren 1784, 1792, 1802 und 1804 lassen erkennen, wie volkstümlich die Aufklärung damals war.

Der Kurfürst stellte zur praktischen Erprobung ein Gut von 300 Morgen, drei Stunden von Lautern entfernt, zur Verfügung. Nach dem Umbruch der kümmerlichen Weidestufen in fruchtbares, gutgedüngtes Ackerfeld wurde Samenzucht vieler Gewächse betrieben. Die Rheinpfalz bekam dadurch einen wirtschaftlichen Vorsprung gegenüber anderen Oberämtern, den sie dank ihrer klimatischen Verhältnisse bis heute inne hat. Aus Berechnungen in den landwirtschaftlichen Bauernkalendern ergibt sich, daß z. B. ein Sauchert = Acker (34 Ar) nur 20 Garben an Spelz und Hafer lieferte. Umgerechnet waren die Erträge nur 2,5 kg auf einen Ar. An Gerste wuchsen pro Ar einst nur 3 kg, somit nur ein Fünftel des heutigen Ernteertrages. Die Weinpreise aus den guten Jahren 1749 und 1762 besagen, daß ein leeres drei Ohm großes Faß 10 Gulden kostete. Mit Wein gefüllt wurde es (360 Liter) um 30 fl. abgesetzt. Somit erlösten die Rebbauern für drei Ohm Wein nur 20 fl.

Um die Einführung verbesserter Ackergeräte wie Pflüge, Hacken, Sägen, Aegte, Rochtöpfe, Herde, Rachelöfen usw. kümmerten sich die Geheimräte in Wort, Bild und Schriften. Zur Ertragssteigerung der Getreidefelder hat sicher der Wendepflug am allermeisten beigetragen. Keine Maschine in der ganzen Welt hat soviel Segen gebracht wie der Sturzflug. Wohl haben schon unsere Urahnen die Saatzfelder zuerst mit knorrigen Baumästen, später mit einer geraden Scharte aus Eisen gerist, doch ein Umwenden der Ackerkrume ermöglichte erst die gewölbte Pflugchar. Zu uns kam diese aus Frankreich, dorthin brachten sie die Engländer. Zu diesen brachten sie die Seefahrer aus Sizilien. Dorthin sollen sie Jesuiten aus China eingeführt haben (vgl. auch Mannh. Gesch.-Blätter 1932, 159 ff.).

Weiter hat die physikalisch-ökonomische Gesellschaft wissenschaftliche Untersuchungen über Viehkrankheiten, Obst- und Rebschädlinge, über den „Traubensicker“ (Sauerwurm), Maikäfer- und Engerlingsplage, über Bodenverbesserungen, beste Düngung usw. angestellt. Als Kuriosum sei erwähnt, daß ein ganzer Versammlungsabend sich mit der Düngung nasser Wiesen mit den Hufklauen geschlachteter Tiere abmühte. Bei einer anderen Zusammenkunft wurden die Gründe untersucht, weshalb sich die Landbauern den Neuerungen gegenüber so hartnäckig zeigen. (Sahrbuch 1773, Seite 334 ff.)

1. „Man sagt, die Verordnung auf Abschaffung der Weiden sei etwas Neues, man solle es bei dem Alten belassen; denn die Alten hätten es also für gut befunden und wir seien nicht klüger wie dieselben.“

2. „Sie hätten ja vielen unfruchtbaren Boden und geringe Weiden; doch was soll ihnen der Weizenbau nützen, den sie ja doch an die Herrschaften abgeben müßten, damit diese Weißbrot essen könnten, die alten Weiden brächten den Bauern allein den Vorteil.“

3. „Der Klee wolle in den nassen und kalten Böden nicht gedeihen wie in der gesegneten Pfalz.“

4. „Die erste Sorge für den Bauern sei das Brot, also bleibt kein Dung übrig für Klee und Hackfrüchte.“

5. „Stallfütterung erzeugt wohl viel Mist, aber woher soll die Streu genommen werden?“

6. „Bei der Abschaffung der Weiden kann der Arme nicht mehr leben. Wer wenig oder gar keine Güter hat, kann auf der Gemeindeweide noch einige Stück Vieh halten und hat so ein kleines Auskommen.“

Diese und andere Gründe brachten die Mitglieder aus ihren Bezirken oder Dörfern mit. Mit unglaublicher Geduld und Zähigkeit mußte der alte Brauch und das Wort: So hat es mein Vater gemacht, so mache ich es auch! untergraben werden, bis das wirklich Gute sich langsam Bahn brach.

Zur Aneiferung zum Klee- und Hackfrüchteanbau verteilte die physikalisch-ökonomische Gesellschaft auch Preise an fortschrittliche Landbauern. So erhielt den ersten Preis im Jahre 1773 der Erbbeständer des Drehtentaler Hofes, Hans Hifli, in Höhe von vier Dukaten, den zweiten Preis mit zwei Dukaten erhielt Adam Urjchel von Erzenhausen.

Lobende Anerkennung für ihre vorbildlichen Versuche bekamen ferner die Adelsgüter: Freiherr von Brsch in Münster i. W., das Kloster Bürrsheim bei Fulda, der Hauptmann Wöhrlich auf dem Schriesheimer Hof u. a. Dem Geheimrat v. Stengel in Seckenheim, der den Stengelhof urbar machte (siehe auch Mannheimer Geschichtsblätter 1911, 170 ff.), wurde in Anerkennung seiner Verdienste um die Reformen „ein Denkmal der Ehrfurcht“ gestiftet, indem er zum Ehrenmitglied der ökonomischen Gesellschaft ernannt wurde. Gleiche Ehren erhielten auswärtige Besucher: Markgraf Friedrich von Baden, Graf Graß aus Niedersteiermark, Rudolf Baltervers aus London u. a.

Mit der landwirtschaftlichen Ertragssteigerung ging eine Erhöhung der Viehpreise. So mußten früher die Bauern ein Kalb mit 3 bis 5 Gulden verkaufen, nach 5 Jahren Stallfütterung mit Futterbau erhielten sie 15 bis 25 fl. In diesem Zusammenhange müssen auch die Versuche zur Einführung der Seidenzucht in Heidelberg, Ladenburg, Neuhofen, Oggersheim u. a. genannt werden. Maulbeerbäume wurden überall angepflanzt. An öffentlichen Straßen wurden Alleen von Walnußbäumen gesetzt, die in den Mustergärten der Gesellschaft in Pflanzschulen standen. Hausreben sollte jeder Bauer haben.

Aus der Kurpfalz drang der Reformwille auch nach Preußen, allwo der König 100 000 Gulden zur Verbesserung von Mooren, Brüchen und sonstigem Unlande zinslos auslieh. Kaiser Joseph II. forderte vom Pfälzer Kurfürsten Fachberater an. Holland hat in Befehlen vom 5. 11. 1768, 24. 3. 1770 und 14. 3. 1771 die Stallfütterung empfohlen und auf das Pfälzer Vorbild hingewiesen.

Soweit einiges über die weitgehenden Ausstrahlungen der Pfälzer Wirtschaftsreform.

Mit dieser mehr äußeren ging in der Kurpfalz auch eine soziale, eine innere Reform. „Guter Bauer, guter Fürst“ war ein Ausspruch von Karl Theodor. Ein religiös sittliches Volk wollte der weitblickende Regent durch gute Schulen, vorbildliche, getreue Beamte, sittenreine Landpfarrer und ein arbeitsames Volk.

Um das zu erreichen, wurden in allen größeren Städten Arbeitshäuser eingerichtet. Von der Straße aufgelesene Kinder, Bettler und „Jauner“ mußten darin den Segen einer geordneten Arbeit kennenlernen. Das Zuchtbaus nur für Unverbessliche! Ein arbeitendes Volk wollte der Fürst haben,

deshalb bestimmte er auch, daß für seine Soldaten Arbeitshäuser erbaut wurden. München, Mannheim und Düsseldorf hatten die größten. Als Schneider, Schuhmacher, Schlosser, Sattler, Schreiner, Wagner usw. sollten die ausgedienten Landesverteidiger ausgebildet werden. So konnten die Soldaten ihren Bedarf an Kleidung und Ausrüstung teils anfertigen, zumeist aber ausbessern. Bei jedem Arbeitshause war auch ein landwirtschaftlicher Garten mit Obst- und Gemüsebau. Das Militär mußte den erzeugten Dung verwenden und den Eigenbedarf an Lebensmitteln erzeugen. So wollte er neuzeitlich geschulte Bauern in seinem Lande entlassen (siehe Mannheimer Geschichtsblätter 1938, 3 f.).

Mit seinem Wegzuge nach München erlahmte die Fürsorge für die Bauern in der Pfalz nicht. So bekamen die landwirtschaftlichen Fortschrittler im Jahre 1791 aus Bayern 160 Zuchtstuten als „königliches Geschenk“ ohne Entgelt.

Dieser gedrängte Ueberblick über die Pfälzer Wirtschaftsreform zeigt eine zwar langsame, doch stete Aufwärtsentwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Während um dieselbe Zeit in Frankreich ein königliches Haupt der Revolution zum Opfer fiel, konnten die Pfälzer Lande das 50. Jubiläumsjahr eines gesegneten Fürsten feiern. In Dantadressen, Festreden, Volkstundgebungen aller Arten — Mannheim feierte 8 Tage lang — wurde der König Karl Theodor hoch gefeiert. Bei der Jubelfeier in Mannheim am 31. 12. 1792 hielt J. B. Schleich von Löwenfeld die Festrede. Er sprach unter anderem:

„— er ruft den unbegüterten Ackermann durch anlockende Begünstigungen zur Urbarmachung der Bauernhöfe; er verwandelt eine viele Meilen lange Strecke unbewohnten, schädlichen, moorastigen, sumpfen Landes in eine wohlangesiedelte, herrliche mit fruchtbaren Feldern, Gärten, Wiesen und Meiereien prangende Gegend.“ —

Zum Schluß seien noch die großen Erfolge erwähnt, die Käfertal seinem „wirtschaftlichen Reformator“ verdankt. 30 Jahre kämpften Le Maistre-Dick für den Fortschritt. Die Stallfütterung der Haustiere siegte über den uralten Weidebetrieb, Kleebau und Hackfrüchte eroberten sich die Brachflur, die Schafferden wurden kleiner, Handelsgewächse brachten Geld, der Wohlstand wuchs und hatte seinen sichtbaren Ausdruck in der Vermehrung der Bevölkerung und in den neuen Wohnhäusern, Rathhaus und Kirchenbau und gepflasterten Dorfstraßen.

Die Verdoppelung seiner Einwohner bezeugen die Bürgermeisterwahlen im Jahre 1748 und 1785. Als Martin Dick 1748 gewählt wurde, gaben 48 Stimmberechtigte ihren Stimmzettel ab, sein Nachfolger Le Maistre erhielt 1785 von 117 abgegebe-

nen 87 Jastimmen. Unter vielen Zugezogenen ist der Freiherr v. Billiez und der Freiherr v. Reibeld nennenswert. Dieser königlich bayrische Major aus München verzichtete auf seinen Amtmann in Bogenberg und bewirtschaftete hier ein sehr ausgedehntes Gut. Da die nach der Zerstörung im Jahre 1689 erbauten einfachen Holzhäuser den neuen Anforderungen nicht mehr genügten, erhielten alle Bauern, wie heute bei den Stadtrandfiedlern, nach einem einheitlichen Plane neue Anwesen. Es sind dies die heute noch stehenden „Dreifeensterhäuser“, wie sie in der Gewerbestraße bis auf zwei Ausnahmen noch erhalten sind. Nach rund 150 Jahren erfüllen sie noch ihren ehemaligen Zweck. Ein Keller schützt die Wintervorräte vor dem Verderben, die drei Stufen zum Hauseingange halten Regen- und Schneewasser aus der Behausung fern, neben der Wohnstube ist die Schlafkammer und geräumige Küche, der Speicher ist Schlafraum für die Kinder und das Gesinde, unter dem Dache werden die Körnerfrüchte geborgen, ein geräumiger Stall schließt sich an, die quer zur Einfahrt gestellte Scheune ist groß, ein Tabatschoppen erfüllt wie damals seinen Zweck und in dem dahinter gelegenen Hausgarten können die Samen für Tabak, Dickrüben und Gemüse ausgestreut werden. In vielen Pfalzdörfern sind solche nachgeahmte Typhäuser auch noch erhalten. Das heute abbruchreife Rathhaus konnte sich damals nur eine wohlhabende Gemeinde im Weinbrenner Stil erbauen, desgleichen den damaligen Erneuerungsbau der ev. Kirche. Enttäuschungen und Mißerfolge blieben nicht aus. Das bekunden die erhaltenen Flurnamen wie: „Apfelkammer“ und „Hopfengewann“, beide gedeihen auf dem hiesigen leichten Sandboden gar nicht oder nur unbefriedigend. Wahr aber blieben Le Maistres Aussprüche: „Laßt die Narren Freiheit singen, düngen geht vor allen Dingen“ und „Je tiefer die Sauchegrube, je höher der Dandhaufen, desto stolzer ist der Bauer.“

Weshalb aber der streitsüchtige Le Maistre zu Lebzeiten bei den Hofkammerräten nicht die gebührende Anerkennung fand, hat seinen Grund in den vielen Prozessen wegen der Khabarber-Plantage, gegen die Schäferpächter und gegen die Hofkammerkasse. Jetzt versteht man auch die Randbemerkung an einer Käfertaler Klageschrift: „Wollten alle Gemeinden sovieler Klagen einreichen, so müßte man noch sieben Hofräte anstellen“.

Mit um so größerer Befriedigung schließt diese Arbeit mit einer Stimme aus dem „Badischen Wochenblatt“ vom Jahre 1807, worin „dem Manne, der sich durch seine gemeinnützige Tätigkeit und reine Vaterlandsliebe ausgezeichnete“ ein kleines Denkmal gesetzt wurde. Es heißt:

„Le Maistre, bereits verstorbener Schultheiß des schönen, eine kleine Stunde von Mannheim gelegenen Dorfes Käfertal, dessen Feldmark durchaus einen mageren Sandboden enthält, welcher jedoch in

den letztabgewichenen 30 bis 40 Jahren, nach und nach durch die Tätigkeit seiner braven Bewohner so verbessert worden ist, daß er jetzt alle Arten von Feldfrüchten reichlich liefert und den Bewohnern des Orts eine sichere Grundlage ihres immer mehr steigenden Wohlstandes ist. Das Dorf Käfertal liefert den überzeugenden Beweis, daß jedem, auch dem magersten Sandboden gesegnete Ernten entlockt werden können, wenn der Mensch nur tätig und anhaltend in der Bearbeitung ist.

„Schultheiß Le Maistre, der ökonomische Lehrer des Dorfes Käfertal und der umliegenden Gemeinden, verdient daher einer besonderen, ehrenvollen Erwähnung. Denn er war es, der als erster den Kleebau und die Stallfütterung daselbst einführte und seine Mitbürger auf die großen Vorteile beider und die gehörige Sammlung und Benützung des Düngers aufmerksam machte. Sein Wahlspruch war:

„Laßt die Narren Freiheit singen, düngen geht vor allen Dingen!“ Weiter heißt es in dem genannten Wochenblatt, daß Käfertal zuvor ein armes, elendes, verschuldetes Dorf war, jetzt haben die Einwohner anstatt der alten Holzhütten neue, steinerne Häuser (Dreifeensterhäuser), aus öden Sanddünen sind „wie durch einen Zauberschlag fruchtbare Felder, gemüserreiche Gärten und schöne Weinanlagen entstanden. Le Maistre hat aus dem Nichts eine der ersten wohlhabenden Gemeinden im Umkreise von Mannheim gemacht. Er war auch der erste, welcher eine der wichtigsten Arzneipflan-

zen, den Rhabarber, anbaute; schade, daß die damit gemachten Versuche so bald wieder aufgegeben wurden.“

Benutzte Literatur:

- Käfertaler Gemeindeakten aus dem Badischen General-Landes-Archiv, Karlsruhe.
 Mannheimer Geschichtsblätter 1910 bis 1938.
 Pfälzer Bauernkalender 1784 bis 1804.
 Badisches landwirtschaftliches Wochenblatt 1807.
 Theodor Ludwig, „Der badische Bauer im 18. Jahrhundert“, Karlsruhe 1906.
 „Jahrbücher der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft“ 1771 ff.
 Freiherr v. der Goltz, „Französische Nationalökonomie 1700 bis 1800“, enthalten in: Schmollers „Staatswissenschaftlichen Untersuchungen“, Band I, Straßburg 1900.

Zur Ackerdüngung unter Karl Theodor

sei noch nachgetragen, daß in der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften 1765 folgende Preisfrage zur Bearbeitung gestellt wurde: Sitne alicubi in Palatinatu ad Rhenum marga, terrae genus, agris pinguefaciendis idoneum, et in quo illa maxime soli ad fertilitatem conducat? (Gibt es irgendwo in der Pfalz am Rhein Mergel, eine Erdart, die zur Düngung der Acker geeignet ist, und in welchem Boden führt sie am meisten zur Fruchtbarkeit?). Acta academiae Theodoro-Palatinae Bd. II Mannheim 1770, S. 2. G. S.

Pfälzische Bauernhöfe in Veltenhof bei Braunschweig

Eine heimat- und familiengeschichtliche Studie aus den Jahren 1750-92.

Von Otto Merkel

Das 18. Jahrhundert ist in der Geschichte der kurpfälzischen Lande vor allem das Jahrhundert der Auswanderungen. Zehntausende verließen ihre alte Heimat, um sich in zahlreichen Ländern Europas und auch in Afersee eine neue Schaffensstätte zu gründen. Kriegerische Wirren, eine volksfremde Regierung, Streitigkeiten der einzelnen kirchlichen Konfessionen untereinander und die sehr dichte Besiedlung des Landes überhaupt, waren die Veranlassung. Damals war die Bezeichnung „Pfälzer“ zum Begriff des Auswanderers überhaupt geworden. Staaten, die über dünn besiedelte oder ungenutzte Gebiete verfügten, sahen die Einwanderung der Pfälzer gern und begünstigten ihre Ansiedlung durch Staatszuschüsse, Steuerbefreiung u. ä.

Zu den Ländern, welche den Auswanderern eine neue Heimat anboten, gehörte auch das damalige

Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel. Ein 1747 erlassener Aufruf Herzog Karls I. hatte den Erfolg, daß sich in der Zeit vom Herbst 1749 bis zum Herbst des folgenden Jahres mehr als zehn pfälzische Familien mit über 50 Personen meldeten, die in braunschweigischen Landen sesshaft werden wollten und denen die Vorwerke Veltenhof und Münzberg unweit der Stadt Braunschweig zur Besiedlung zugewiesen wurden.

Unter den Akten über die Gründung der Pfälzerkolonie Veltenhof, die das Landesbauprincipalarchiv Wolfenbüttel aufbewahrt, befindet sich auch eine „Revisions-tabelle der Haushaltungen aller zum Veltenhof aufgenommenen Pfälzer-Colonisten, vom 10. September 1750“), die uns Name, Alter, Herkunft und Familienverhältnisse der neuen Kolonisten verrät. Die in Klammern verzeichneten Zahlen geben das



Veltenhof bei Braunschweig
Haus der Witwe Marie Pierer, Pfälzerstraße 47
Aufnahme: S. Groppengieseler

Lebensalter der betreffenden Person an, bezogen auf das Jahr 1750. Vergleiche, die ich mit Forschungsergebnissen aus den fraglichen Kirchenbüchern anstellte, ergaben, daß die in der erwähnten Tabelle gemachten Angaben über das Lebensalter nur annähernd stimmen; Abweichungen nach oben oder unten müssen daher bei Errechnung des Geburtsjahres aus diesen Angaben berücksichtigt werden.

Es folgt nunmehr der Text dieser Tabelle.

1. Adam Hartmann (33) von Sandhofen, eine Stb. von Mannheim, Frau: Anna Marg. Küber'n (36), Kinder: Marie Elisabeth (16), Hans Philipp (12), Johann (8), Johann Jacob (3).

2. Johann Herrmann (36) aus Neckarau bey Mannheim, Frau: Johanne Strasheimer'n (36), der folgendes aufgeführten ihre Schwester, Kinder: Sebastian (10), Susanne (2).

3. Heintz Karg's Relicta (= Witwe) Mar. Sabine Strasheimer'n (36) von Neckarau bey Mannheim, Kinder: Anna Margarete (9), Eva Elisabeth (6).

4. Johann Christoph Ding (36), Schulmeister zu Zeiskam bey Germersheim gewesen, nun mehro Organist bey beyden Reformierten Gemeinden in Braunschweig, Frau: Marie Barbara Wirtweyn'en (36), Kinder: Johann Jacob (14), Johann Simon (11), Friedrich Gabriel (8), Catharina Elisabeth (6), Maria Magdalene (3), Johann Friedrich (1/4).

5. Jürgen Adam Wendel (37), ein Grobtschmidt aus Wieblingen, eine Stb. von Heidelberg bel., Frau: Susanne Jacobien (27), Kinder: Johann Michael (9), Johann Erich (7), Catharine Susanne (3), Johann Hermann (6 Wch.).

6. Jacob Frey (53) aus Wieblingen, 1 Stunde von Heidelberg bel., Frau: Elisabeth Braun'en (39), Kinder: Johann Georg (23), Valentin (18), Elisabeth (16), Marie Charlotte (2).

7. Samuel Ehrichsmann (41) aus Schwezingen, 2 Stunden von Heidelberg, Frau: Anna Marie Huber's (36), Kinder: Marie Eva (12), Anna Margarete (11), Johann Peter (3).

8. Johann Stephan Büchler (38), aus Sandhofen, Frau: Marie Catharine Wassen (34), Kinder: Die Frau vermuthet sich täglich nieder.

9. Caspar Wendel (41), aus Wieblingen, 1 Stunde von Heidelberg. Ist Bälgenträter der in der Reformierten Kirche befindlichen Orgel, Frau: Barbara Wollert's (49).

10. Leonhard Schenckel, aus Handschuhsheim.

11. Matthias Hornig, aus Handschuhsheim, ein Wagner oder Rademacher.

12. Jost Merckel, aus Wieblingen, 1 Stunde von Heidelberg.

13. Jacob Erny, aus Wieblingen."

Ueber die Personen zu 10—13 enthält die Tabelle keine näheren Angaben. Dies hat seine Ursache darin, daß die Betreffenden, welche sich zwar im Juni 1750 persönlich in Veltenhof gemeldet hatten, bei Aufstellung der Tabelle mit ihren Familien noch nicht anwesend waren, sondern erst im Oktober 1750 eintrafen, mit Ausnahme des Erny, der nicht erschien.

Zahllose Schwierigkeiten waren noch zu überwinden, ehe die von der herzoglichen Regierung ernannten Kommissare, Hofrat Burghoff und Kammerrevisor Hohntein im Sommer 1750 daran gehen konnten, die Verteilung der Ländereien und des von dem Vorwerke Veltenhof zu übernehmenden toten und lebenden Inventars vorzunehmen. Am dringlichsten wurde auch die Beschaffung von genügendem Wohnraum für die Kolonistenfamilien. In dieser Beziehung wurde die Geduld der Pfälzer auf eine lange Probe gestellt. Mithilfsweise wurden sie in den Gebäuden des Veltenhofes und Münzberg-Vorwerkes untergebracht. Das Geld für die Hausneubauten kam aus den fürstlichen Kassen nur sehr spärlich. Endlich war es dann aber um die Jahreswende 1753/54 soweit, daß jede Familie ihr eigenes Haus zugewiesen erhalten konnte. Acht Häuschen standen in einer Reihe nebeneinander an der neuen Dorfstraße und blickten mit ihrer Vorderseite gen Osten auf die in einem großen Bogen hier vorüberfließende Oker. Aus den Gebäuden des Veltenhofes wurden durch Umbau fünf Wohnhäuser mit den erforderlichen Stallungen geschaffen.

Auf diese Art entstanden 12 Kolonie-Höfe mit je 40 Morgen und 1 Halb-Kolonie-Hof mit 20 Morgen Land, über deren Besetzung das Los entschied. Der Grundbesitz, dessen Nutzung zuvor dem Hospital Beatae Mariae Virginis zu Braunschweig, dem heutigen Waisenhaus, zustand, wurde den Kolonisten in Erbpacht gegen eine Jahrespacht überlassen. Hierüber wurde eine Urkunde folgenden Inhaltes ausgestellt:="

„Der durchlauchtigste Fürst und Herr Carl, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geben hierdurch für sich, und Deroselben Fürstl. Erben und Nachfolger an der Regierung, den aus der Pfalz anhero gezogenen und auf dem Velten Hofe angelegte Colonisten, Nahmentlich

Leonhard Schenk
Matthias Hornig
Valentin Hilzel
Just Merkel

Heinrich Karg's und dessen Ehefrau, Maria Sabina Straßheimern, hinterlassene beyde Kinder, Anna Margaretha, und Eva Elisabeth Geschwister Karg's,

Georg Frey,
Samuel Erichsmann,
Johann Herrmann,
Adam Hartmann,
Jürgen Wendel,
Johann Stephan Büchler und
Johann Christoph Ding

Die gnädige Landesfürstl. Versicherung, daß in Zukunft, und in ewigen Zeiten, Ihnen, Ihren Kindern Erben, und Erbnehmern, so lange dieselben, die einmal zu Siebenhundert Vierzig Sieben Reichsthaler jährlich festgesetzte Pacht, alle Jahre richtig bezahlen, dieserhalb nichts schuldig bleiben, auch sich wie rechtschafne getreue Unterthanen gebühret, verhalten werden, die einmal gehaltene zum Velten Höfer Pacht gehörige Pertinenzien Sämtlich als Eigenthum überlassen, und weder die überhaupt auf 747 rhltr. festgesetzte jährlich Pacht denselben in mindesten erhöht, noch Dieselben jemals mit Contributions Diensten, Dienstgelder, oder andere Abgiften und Lasten, wie Dieselben Nahmen haben mögen, belegt, oder beschweret werden sollen.

Zur Urkund dessen, haben Höchstgedacht Er. Durchlauchten diese Versicherung eigenhändig unterschrieben und Deroselben Fürstl. Geheimes Canzley Insiegel bezudrücken befohlen. So geschehen, und gegeben in der Stadt Braunschweig den 12. März 1754.

L. S. Carl S. z. B. und Lüneb.“

Im folgenden habe ich den Versuch unternommen, in gedrängter Form die Entwicklungsgeschichte jedes einzelnen Hofes in den ersten vier Jahrzehnten seit Bestehen der Kolonie zu skizzieren, verbunden mit einigen persönlichen Angaben über die betreffenden Besitzer.

Folgende Abkürzungen seien zuvor erläutert:

A. = Acker, W. = Wiese, Pf. = Pferde, R. = Rühle, D. = Ochsen, Sch. = Schweine, B. = Brandtassenwert der Gebäude in Taler, M. = brschw. Morgen (1 brschw. Morg. = 25,019 ar), K. = Kuten (120 Q.-R. = 1 Morg.).



Veltenhof bei Braunschweig
Haus des Martin Maul, Pfälzerstraße 49

Aufnahme: S. Gropenzieher

Die neuen Koloniehöfe wurden laufend von Norden nach Süden durchnummeriert. In das später angelegte Hypotheken-Register von Veltenhof, geführt beim Amtsgericht Braunschweig - Riddagshausen, wurden diese Hofnummern übernommen.

Kolonie-Hof-Nr. 1: 1772 41 M. A., 9 M. 48 R. W., 3 Pf., 4 R., 4 Sch., B. 675.

1750 Joh. Jost Merkel, 1778 dessen Sohn Joh. Christoph, 1792 derselbe.

Joh. Jost M. kam aus Wieblingen, wo er Tagelöhner auf dem Grenzgut gewesen war. Seine erste Frau war die Tochter des Wieblingener Einwohners Hermann Dreiber. Nach ihrem Tode ebelicht er 1755 die Anna Margaretha Spengler, die als Tochter des Friedrich Franziskus Spengler zu Biewende bei Wolfenbüttel bezeichnet wird. Wahrscheinlich stammen die Spengler aber auch aus der Pfalz, denn im Frühjahr 1754 meldet sich bei der herzoglichen Regierung ein Johann Michael Spengler und bittet, ebenfalls in braunschweigischen Landen sesshaft werden zu dürfen. Ueber seine Familienverhältnisse lesen wir in einem „Actum“ vom 11. März 1754) folgendes:

Joh. Michael Spengler, 48 Jahre alt, stammt aus dem im Oberamt Lauenburg, an der Bergstraße gelegenen Marktflecken Lautenbach. In seiner ersten Ehe - Name der Frau ist nicht genannt - wurde ihm ein Sohn geboren, der in Lautenbach verheiratet ist. In zweiter Ehe war er mit Erna Weinbeim verheiratet, die ihm 4 Kinder gebar, und zwar Elisabeth, verheiratet mit einem Küfer in Weinheim, Anna Margarethe, 19 J., Valentin, 8 J., und Friedrich Franz, 6 J. Zum dritten Male ebelichte Spengler dann die Anna Maria Hoffmann. Dieser Ehe entstammten bis zum Tode der Ausfertigung obigen „Actums“ folgende Kinder: Sophie Elisabeth, 2 J., Ulrich Wolfgang, 1 1/2 J.



Beltenhof bei Braunschweig
Haus von Altvater August Volker, Pfälzerstraße 61
Aufnahme: S. Groppengießer

Joh. Jost M., dem das Amt des Dorfvorstehers der neuen Kolonie übertragen worden war, hatte seinen neuen Hof mit einer Geldschuld belasten müssen, die noch aus den Kosten für die Um- und Neusiedlung herrührten. Die neue Kolonie machte in den ersten Jahrzehnten nicht die erwarteten wirtschaftlichen Fortschritte, mit denen eigentlich sowohl der Herzog als auch die Kolonisten selber gerechnet hatten. Dies hatte allerdings seine Ursache in den ungünstigen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen jener Jahre.

Jedenfalls mußte der Sohn Johann Christoph ein mit Schulden belastetes Anwesen übernehmen, und nur durch unermüdlige Arbeit und eiserne Sparsamkeit gelang es ihm, die geldlichen Lasten zu tilgen und darüber hinaus die Gebäude und das Inventar zu verbessern, so daß der Amtmann Beynroth in einem Bericht vom 10. Februar 1789 schreiben konnte: „... so gehört er (gemeint ist Joh. Christoph M.) unstreitig zu den in besten Vermögens-Umständen sich befindenden Hauswirthen.“

Kolonie-Hof Nr. 2: 1772 41 M. 8 R. A., 9 M. 78 R. W., 20., 3 R., 2 Sch., B. 675.

1750 Valentin Hülffel, auch Hilzel und Hölzel geschrieben, 1772 Martin Herbel, 1792 derselbe.

Ueber Valentin H. lesen wir in einer Bescheinigung des Pfarrers Joh. H. Desele von Sandhofen vom 11. 8. 1750⁴⁾ u. a. folgendes: „Es hat der Ehrsame Valentin Hölzel, bisheriger Bürger und treuer unterthan allhier in Sandhöffen, mir angezeigt, wie er wegen beschwerlichen Zeiten, und da die beste Nahrung allhier, denen unterthanen entzogen worden, gesinnet sey, mit seinem Eheweib Gertraud und seinen Kinderen, aus seinem Vaterlande weg, und zu seinem besseren Fortun, unter den getreuen

Schutz des großen Herzogs von Braunschweig sich zu begeben...“

An gleicher Stelle lesen wir weiter, daß seine Ehefrau Gertrud, eine geborene Bähr, in erster Ehe mit Johann Martin Herbel verheiratet war. Dieser Herbelschen Ehe waren folgende zu Sandhofen geborenen Kinder entsprossen: Anna Barbara, * 30. 8. 1734, Johann Martin, * 15. 8. 1737, Marie Catharina, * 9. 1. 1742.

Nach dem Tode seines Stiefvaters übernahm Joh. Martin hierbei den Hof.

Kolonie-Hof Nr. 3: 1772 39 M. 30 R. A., 9 M. 68 R. W., 3 Pf., 3 R., 2 Sch., B. 675.

1750 Heinrich Rarg, 1751 Witwe Maria Sab. Rarg geb. Straßheimer und Kinder Anna Margaretha und Eva Elisabeth, 1768 Jacob Ding jr., 1772 ders., 1792 Joh. Christ. Meyer.

Heinrich R. war mit seiner Familie bereits im Dezember 1749 auf dem Beltenhof angekommen; er durfte sich jedoch nicht mehr lange seiner neuen Heimat freuen, am 8. Januar 1750 verstarb er, ohne in den Genuß seines neuen Hofes gekommen zu sein. Seine Witwe, die im Juni 1753 eine zweite Ehe mit Jacob Baehr, des Schulmeisters Baehr zu Merstadt Sohn, einging, verstarb am 15. Mai 1754.

Durch Einheiraten wechselte der Hof wiederholt den Besitzer.

Kolonie-Hof Nr. 4: 1772 39 M. A., 9 M. 88 R. W., 3 Pf., 5 R., 5 Sch., B. 675.

1750 Jacob Frey, 1751 Georg Frey, 1772 ders., 1792 Valentin Herbel.

Jacob F., der mit seiner Familie ebenfalls schon seit Dezember 1749 auf dem Beltenhof weilte, starb am 10. Juni 1751. Der älteste Sohn aus erster Ehe, Joh. Georg, übernahm den Hof und ehelichte im Oktober 1752 die Anna Barbara Herbel. Letztere war zwei Monate zuvor gerade 18 Jahr alt geworden.

Kolonie-Hof Nr. 5: 1772 40 M. 75 R. A., 9 M. 93 R. W., 2 Pf., 4 R., 5 Sch., B. 675.

1750 Samuel Ehrichsmann, 1755 Witwe Anna Marie Erichsmann geb. Huber (Haber?) und Kinder Marie Eva, Anna Margaretha und Johann Peter, 1766 Joachim Witte, 1772 ders., 1792 Jacob Witte.

Der dritte aus der Reihe der älteren Kolonisten war Samuel Ehrichsmann, der im Jahre 1754 verstarb. Nach seinem Tode bewirtschaftete die Witwe zunächst den Hof. Auf die Dauer war ihr das aber doch zu viel; sie richtete daher unter dem 30. Sept. 1755 ein Gesuch an die herzogliche Regierung um Uebertagung des Hofes auf die Dauer von zwölf Jahren an Joachim Witte, einen biederen Altmärker aus Leslingen, der wenig später auch ihr

Schwiegersohn wird. Dies Gesuch wird abgelehnt, da noch ein minderjähriger männlicher Nachkomme vorhanden ist. Erst, 11 Jahre später, im Oktober 1766 wird auf ein neuerliches Gesuch hin die Genehmigung erteilt, weil inzwischen der Hoferbe, Joh. Peter, den Beruf eines Kupferschmiedes erlernt hatte und auf die Bewirtschaftung verzichtete.

Kolonie-Hof Nr. 6: 1772 40 M. 115 R. A., 9 M. 88 R. W., 3 Pf. 4 R., 2 Sch. B. 675.

1750 Johann Hermann, 1772 ders., 1784 Joh. Friedr. Fieser, 1792 derselbe.

Johannes Hermann entstammt einer eingeseffenen Neckarauer Familie; am 3. 8. 1740 hatte er die Johanna Straßheimer gehehlicht, deren Vater der Neckarauer Bürger Johann Peter Straßheimer war.

Nach dem Tode des ersten Besitzers ergaben sich Schwierigkeiten hinsichtlich der Regelung der Erbfolge. Erbberechtigte waren außer der Witwe die Tochter Susanne, welche mit Joh. Friedrich Fieser aus Wieblingen verheiratet war, und die Kinder aus der Ehe des beim Tode des Vaters bereits verstorbenen Sohnes Sebastian mit der Johanna Hornig. Der Kolonist Joh. Christoph Merkel, der als Vormund für die Sebastian Herrmannschen Kinder bestellt war, richtete unter dem 16. Juli 1784 ein Schreiben an die Fürstl. Kammer, in dem er um einen Entscheid höheren Orts in dieser Erbauseinandersetzung bittet. Die „Fürstl. Justiz-Canzley“ erhält den Auftrag, ein Gutachten zur Erbfolge in der neuen Kolonie zu Veltenhof abzugeben. Anscheinend ist diese Sache für die braunschweigischen Juristen eine harte Nuß gewesen, denn bis zum März 1789, also fast fünf Jahre später, war immer noch keine gutachtliche Stellungnahme erfolgt. In diesem Zusammenhang sei vermerkt, daß die Pfälzer in den ersten Jahrzehnten ihre eigene Gerichtsbarkeit besaßen, die von einem besonderen, dem Herzog unmittelbar unterstellten Gerichtsherrn ausgeübt wurde.

Wie die Hermannsche Erbauseinandersetzung je geregelt worden ist, ist mir nicht bekannt, fest steht jedenfalls, daß der Schwiegersohn Fieser nach dem Tode seines Schwiegervaters den Hof bewirtschaftete und später auch sein Besitzer wurde. Johann Friedrich Fieser war am 12. 8. 1742 zu Wieblingen geboren und hatte am 18. 2. 1772 zu Veltenhof die Susanne Hermann gehehlicht.

Kolonie-Hof Nr. 7: 1772 41 M. 85 R. A., 8 M. 108 R. W., 4 Pf., 4 R., 3 Sch., B. 675.

1750 Adam Hartmann, 1772 ders., 1782 Hartmannsche Erben, verpachtet an Philipp Schniser, 1788 Philipp Schniser, 1789 Witwe Schniser, 1792 dieselbe.



Veltenhof bei Braunschweig
Haus des Wilhelm Maul, Pfälzerstraße 62
Aufnahme: S. Stropenacker

Kolonie-Hof Nr. 8: 1772 41 M. 70 R. A., 9 M. 88 R. W., 2 Pf., 4 R., 2 Sch., B. 725.

1750 Jürgen Adam Wendel, 1772 Georg Adam Wendel, 1792 Leonhard Hornig.

Georg Leonhard Hornig, einziger Sohn des Veltenhofer Rademachers Matthias Hornig ehelichte 1776 die Marie Catharine Wendel, eine Tochter des vorerwähnten Jürgen Adam Wendel.

Kolonie-Hof Nr. 9: 1772 39 M. 100 R. A., 9 M. 55 R. W., 4 Pf., 4 R., 4 Sch., B. 400.

1750 Stephan Büchler, 1769 Büchlersche Erben, verpachtet an Georg Frey und Peter Schenkfel, 1772 Christoph Grimlinger, 1792 derselbe.

Kolonie-Hof Nr. 10: 1772 42 M. 100 R. A., 9 M. 28 R. W., 3 Pf., 2 R., 3 Sch., B. 775.

1750 Joh. Christoph Ding, 1772 ders., 1792 Friedrich Ding.

Die Revisiönstabelle vom 10. 9. 1750 bezeichnet Joh. Christoph Ding als Schulmeister zu Zeiskam bei Germersheim; bei der Laufeintragung seines Sohnes Simon, der ihm am 16. 5. 1736 geboren wird, wird im Wieblingen Kirchenbuch vermerkt, daß er Schulmeister auf dem Grenzhof bei Wieblingen sei. Er war der Sohn des Martin Ding aus Neckarhausen, am 10. 3. 1735 ehelichte er zu Wieblingen die Maria Barbara Würthwein. In ihm dürfen wir die treibende Kraft für die Ansiedlung der Pfälzer Kolonisten in Veltenhof erblicken; er knüpfte die Verhandlungen mit der braunschweigischen Regierung an und reiste zu diesem Zweck im Sommer 1749 mit drei weiteren Vertrauensleuten nach Wolfenbüttel und Braunschweig, um an Ort und Stelle wegen der Ansiedlung zu verhandeln. Ausführliches hierzu siehe bei R. Schmidt, Versuch einer Geschichte des Dorfes und der Pfälzer Kolonie Veltenhof.

Kolonie-Hof Nr. 11: 1772 42 M. 10 R. A., 9 M. 58 R. W., 3 Pf., 4 R., 5 Sch. B. 850.

1750 Matthias Hornig, 1765 Johannes Maul, 1772 derselbe, 1792 derselbe.

Die Hornig — im Kirchenbuch Handschuhshaus in der Schreibweise Hornich — sind in Handschuhshaus eingewandert. Matthias Hornig, seines Zeichens Rademacher, gefällt die alte Heimat nicht mehr und so wird er auch in Veltenhof sesshaft. Die älteste Tochter Anna Margaretha ehelichte 1754 den Rademachergehilfen Johannes Maul. Matthias Hornig stirbt am 28. 3. 1759 und seine Witwe bewirtschaftet zunächst den Hof. Am 6. 12. 1764 bittet die Witwe die Fürstl. Kammer um Uebertragung des Hofes für die Dauer von zwölf Jahren auf ihren Schwiegersohn Maul, „da sie selber zu alt und schwach sey“, was auch genehmigt wird. Nachdem der Hornigsche Hoferbe, Georg Leonhard, 1776 in den Wendelschen Hof einheiratet, geht der Hof Nr. 11 nunmehr endgültig in Maulschen Besitz über.

Kolonie-Hof Nr. 12: 1772 40 M. 10 R. A., 9 M. 53 R. W., 1 Pf., 4 R., 5 Sch., B. 750.

1750 Leonhard Schenckel, 1757 Jacob Ding, 1768 Peter Schenckel, 1772 derselbe, 1792 Leonhard Ding.

Im Mai 1757 wird Jacob Ding, der mit einer Schenckel-Tochter verheiratet ist, die Bewirtschaftung des Hofes auf die Dauer von zwölf Jahren übertragen. Nach Ablauf dieser Zeit übernimmt der inzwischen volljährig gewordene Hoferbe das Besitztum.

Die Nr. 13 führte das Hirtenhaus und die Nr. 14 die Zehntscheune.

Halb-Kolonie-Hof Nr. 15: 1772 23 M. 40 R. A., 4 M. 114 R. W., 3 Pf., 4 R., 2 Sch., B. 275.

1750 Caspar Wendel, 1769 Philipp Schnitzer, 1772 ders., 1792 Witwe Schnitzer.

Caspar Wendel, aus Wieblingen stammend, blieb kinderlos. Johann Philipp Schnitzer, vermutlich auch aus Wieblingen gebürtig, erwirbt den Hof.

Abschließend sei hier in kurzen Zügen ein Querschnitt gegeben durch die politische und wirtschaftliche Entwicklung dieser pfälzischen Dorfsiedlung auf niederfächsischem Boden.

Ihre Hauptaufgabe, nämlich ungenutztes oder schlecht genutztes Land in einen guten Zustand zu bringen, haben die Pfälzer sich mit großem Fleiß und zäher Tatkraft zu erfüllen bemüht. Auch dem in den braunschweigischen Landen seinerzeit nicht sonderlich auf der Höhe stehenden Tabakanbau widmeten sie sich mit gutem Erfolge. Weniger vom Glück

begünstigt waren sie allerdings bei der Kultur der Weinrebe. Nach mehrfachen Versuchen, bei denen sich zeigte, daß selbst dann kein Nutzen zu erzielen war, wenn man nur Weinessig bereitete — ein Vorschlag, der von einem braunschweigischen Hofrat ausging — stellten sie den Weinbau an den flachen Ockerhängen ein. Um so intensiver widmeten sie sich dem Ackerbau, der Viehzucht und in späteren Jahrzehnten vor allem dem Anbau von Gemüse, Tabak und Sichorie. Bis es soweit war, hat die junge Kolonie manches schlechte Jahr durchmachen müssen, manches alte Aktenstück im Wolfenbüttler Archiv berichtet von den Nöten der pfälzischen Kolonisten.

Von den politischen Wirren jener Zeit blieb auch Veltenhof nicht erspart. Zwischen Braunschweig und Preußen bestanden enge Bindungen familiärer und staatspolitischer Art. Als Friedrich der Große in den schlesischen Kriegen seinem Lande jene Geltung verschaffte, die es mit in die Reihen der europäischen Großmächte stellte, kämpfte unter seinen Fahnen auch Braunschweigs Herzog. In den Jahren 1757/58, 1761 und 1767 fielen französische Truppen in die ungeschützten braunschweigischen Lande ein. 1761 belagerten sie die Landeshauptstadt, wobei auch Veltenhof sehr in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Archivalische Quellen und Literatur:

Landeshauptarchiv Wolfenbüttel, Geh. Rats-Registrierung, Suppl. VI Nr. 2079 b — 2084, Suppl. VIII Nr. 505 a, 553, Suppl. IX, Nr. 574, Suppl. XII Nr. 252—53; da-jelbst, Beschreibung des Dorfes und der Pfälzerkolonie Veltenhof, aus dem Jahre 1772. Archiv der Ev.-ref. Kirchengemeinde Braunschweig, Kirchenbücher Veltenhof (Duplikate im Archiv Wolfenbüttel). Amtsgericht Braunschweig, Abt. 23, Hypothekenbücher von Veltenhof.

Veltenhof und seine eingewanderten Bewohner, von Registrator Sach, Braunschw. Magazin Nr. 52 v. 28. 12. 1850; Versuch einer Geschichte des Dorfes und der Pfälzer-Kolonie Veltenhof, Festschrift zur Feier des 175jährigen Bestehens der Pfälzer-Kolonie, von H. Schmidt, Rühme, Verlag G. Appelhaus & Co., Braunschweig, 1925 (Vergriffen!); Die Mühle in Veltenhof und ihr neuer Verfall, von B. J. Meier, Braunschw. Heimat 22. Jahrg. 1931 S. 47 ff.; Etwas über mundartliche Eigenheiten in Veltenhof, von Rud. Peters, Braunschw. Heimat, Jahrg. 1932 S. 110; Braunschweigische Volkskunde, Rich. Andree, Verlag F. Vieweg & Sohn, Braunschweig 1901; Pfälzische Kolonisten im Lande Braunschweig, von C. Werfel, Archiv für Sippenforschung, Götting, 1939, S. 17 ff.

Anmerkungen:

- 1) Geh. Rats-Reg., Suppl. VI Nr. 2079b.
- 2) Geh. R.-Reg. Suppl. XII Nr. 252.
- 3) Geh. R.-Reg. Suppl. VI, 2082.
- 4) Geh. R.-Reg. Suppl. VI, 2079b.

*

Die Aufnahmen wurden Ende Juli 1939 bei einem Besuch der Kolonie gemacht. Zugleich konnte auf dem dortigen Kriegerehrenmal festgestellt werden, daß unter den dortigen Gefallenen des Weltkrieges die Namen Volker zweimal, Hermann viermal und Maul gar einmal erscheinen: aufschlußreich und erschütternd zugleich!
S. G.

Zur Gestalt des Mannheimer Achtundvierzigers Alexander von Soiron

Von Franz Schnabel

Die geschichtliche Wissenschaft ist zur Zeit dabei, das heute ganz schon Vergangenheit gewordene Zeitalter der bürgerlichen Kultur nach allen Seiten seines Wesens zu erforschen und aus der jetzt erst möglichen historischen Distanz zu betrachten und darzustellen. Bei den Vorarbeiten bevorzugt man schon lange die biographische Form — sei es weil geschlossene Nachlässe in die Hand des Forschers gelangen und zu biographischer Darstellung besonders einladen, sei es daß der Wunsch besteht, ein literarisches Denkmal zu setzen, oder daß die Nachforschungen in den Archiven sich am biographisch begrenzten Thema leichter durchführen lassen, als wenn ganze Problemkreise zur Erörterung gestellt werden. Ein Denkmal der Dankbarkeit wollte schon Gustav Freytag errichten, als er seinem Freunde und Mitkämpfer Karl Mathy jene Lebensbeschreibung widmete, die zu den persönlichsten Büchern der deutschen historischen Literatur gehört und im allgemeinen Bewußtsein die Erinnerung wachgehalten hat an den führenden Anteil, den das Bürgertum Mannheims an der deutschen Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts gehabt hat. Freilich konnte Gustav Freytag als der Kampfgenosse jener Tage noch nicht wissen, welche Gesichtspunkte dereinst für die historischen Zusammenhänge und das wissenschaftliche Urteil entscheidend sein würden und daß aus den Schriften des großen badischen und deutschen Journalisten Vieles erst noch einmal ausgegraben werden muß, was den Zeitgenossen als selbstverständlich, als eine *res finita et iudicata* erscheinen mochte. Niemand allerdings hat es bisher gewagt, mit einem so anerkannten Schriftsteller wie Gustav Freytag, mit einem so abgerundeten Kunstwerk wie dem Buche über Karl Mathy in Wettbewerb zu treten. So ist es zu erklären, daß der reiche Schatz geschichtlicher Erkenntnis, der uns in den Aufsätzen, Reden und Briefen Mathys überliefert ist, auch heute noch nicht der Wissenschaft erschlossen wurde.

Karl Mathy war seiner Persönlichkeit und seinen geschichtlichen Beziehungen nach eine deutsche Erscheinung großen Stiles. Als der nächste Mitarbeiter Mazzinis während seiner Schweizer Jahre hat er auch ohne Zweifel aktuelle Bedeutung; man weiß, wie sehr das faschistische Italien Wert darauf legt, den großen italienischen Patrioten und Kämpfer gegen das Haus Habsburg unter seine Vorläufer zu zählen und ihn von den Liberalen seiner Zeit ganz scharf zu unterscheiden. Auch von Mathy wird man im Hinblick auf die deutsche Entwicklung sagen dürfen, daß er der Einzige aus der Generation der 48er war, dem wahrhaft staatsmännische Begabung und ein — im übrigen ganz unpfälzischer — „düsterer Ernst“ eigen gewesen sind. Nur die

Wendung, welche die deutschen Verhältnisse nach 1848 genommen haben, konnte den hervorragenden Politiker veranlassen, seine Tatkraft und Umsicht, die sich in Mannheim und Karlsruhe bei der Abwehr der Reaktion wie der Revolution und im Kampfe für den Nationalgedanken so großartig bewährt hatten, auf das wirtschaftliche Gebiet zu lenken: der Aufbau des Bank- und Versicherungswesens und der Staatsfinanzen hat ihn auf der Höhe seines Lebens ganz in Anspruch genommen und frühzeitig aufgezehrt. Wie sehr sein Andenken in seiner Vaterstadt Mannheim, die zugleich die Wirkungsstätte seiner Mannesjahre war, verdunkelt worden ist, erkennt man schon daraus, daß außer der Gedenktafel an seinem schlichten Hause in L 4 nichts mehr an ihn erinnert, während in Karlsruhe eine wichtige Straße in der inneren Stadt seinen Namen trägt.

Neben Karl Mathy erscheinen die vielen anderen führenden Politiker der deutschen Bewegung, die von Mannheim ausgegangen sind, doch nur als Männer zweiten und dritten Ranges. Die Einheits- und Freiheitsbewegung des vorigen Jahrhunderts vollzog sich ja in Deutschland geradezu anonym, sie hat nicht gleich der ungarischen oder der italienischen Gestalten hervorgebracht wie Mazzini oder Kossuth. So bieten denn auch die Lebensbilder von Mathys nächsten Bundesgenossen weniger ein persönliches als vielmehr ein soziologisches Interesse. Sie zeigen die Umwelt und die gesellschaftlichen Bedingungen, aus denen die bürgerlich-nationale Bewegung erwachsen ist. In diesem Sinne gehören die Lebenserinnerungen, die Mathys Mitstreiter und geschäftlicher Associé, der Kaufmann und Buchhändler Fr. Van. Bassermann hinterlassen hat und die vor einigen Jahren veröffentlicht wurden, zu den aufschlußreichsten Memoirenwerken des 19. Jahrhunderts. Und auch eine Biographie des dritten dieser Freunde, des Freiherrn Alexander v. Soiron, die Dr. Gustav Mohr, ein geborener Mannheimer auf Grund der Familienpapiere soeben erscheinen läßt, bietet in dieser Hinsicht ein erwünschtes Material (Gustav Mohr, Alexander v. Soiron. Köln 1939, P. Lenzen & Sülz. 122 S. RM. 3.—).

Die nationalen Bewegungen des 19. Jahrhunderts sind ja bei allen Völkern Europas vorgetragen worden durch den Dritten Stand, dessen Aufstieg die bewegende Kraft der neueren Geschichte gewesen ist. Denn der bürgerliche Mensch will seinem innersten Wesen nach sich auswirken und betätigen. Er brauchte also den freien Verkehr des Geistes und der Waren über die Grenzen der kleinen Territorien hinweg: ein Fürstentum mit einem Serenissimus war jetzt kein Lebensraum mehr. Dieser auf-

steigende „Mittelstand“ zwischen dem Adel und den „dienenden Leuten“ reichte damals höher hinauf und tiefer hinab, als dies wohl später, im industriellen Zeitalter der Fall war. Der Standesdünkel hatte mit dem Aufschwung der geistigen Bildung abgenommen, und andererseits war der Klassenkampf der kapitalistischen Epoche noch nicht erweckt. So sankte in dieser wachsenden bürgerlichen Mehrheit der Gedanke der Volksgemeinschaft Wurzel, und von Anfang an haben auch Edelleute führenden Anteil genommen an den neuen Idealen und sich dem bürgerlichen Lebensstil angepaßt. Das bezeichnendste Beispiel hierfür bietet Heinrich v. Gagern, der einem reichsfreiherrlichen Geschlechte entstammte, bei Waterloo als Kriegsfreiwilliger mitgekämpft und dann in Heidelberg der Burschenschaft angehört hatte: die Motive, die ihn vom alten Reiche zum Programm des bürgerlichen Nationalstaates geführt haben, liegen offen zu Tage, und zahlreich sind zudem die erhaltenen Dokumente, die diesen Lebensweg von früher Jugend an beleuchten.

Schwieriger sind diese Zusammenhänge bei Soiron zu erkennen. Die überlieferten Papiere reichen offenbar nicht aus, so daß sein Biograph manche Lücke zurückließ. Soiron war mit Gagern eng befreundet. Wie Soiron in der badischen Ständekammer, so wirkte Gagern in der hessischen für die bürgerlich-nationalen Ziele. Als die Bewegung in den 40er Jahren über die Grenzen der Territorien hinweg zusammenwuchs, fanden sich die beiden zu gemeinsamer Arbeit. In der Paulskirche saßen sie zusammen am Präsidentsisch. Auf einem gemeinschaftlichen Spaziergang vom Speyerer Hofe nach Heidelberg ist Soiron am 6. Mai 1855, vom Schläge getroffen, in des Freundes Armen verschieden. Die Niederschrift Gagerns, die vom gleichen Tage stammt und das unerwartete Hinscheiden des erst 48jährigen Mannes zu Protokoll gibt, wird jetzt zum ersten Male veröffentlicht. Sicherlich haben die beiden süddeutschen Edelleute, die so unterschieden sich für ein einheitliches Deutschland unter preussischer Führung eingesetzt haben, ihre Freundschaft nicht als Standesgenossen, sondern als Gesinnungsgenossen, als deutsche Patrioten geschlossen und gepflegt. Ihrer Herkunft nach entstammten sie zudem keineswegs dem gleichen Lebenskreise. Soiron gehörte weder dem reichsfreiherrlichen noch dem grundbesitzenden Adel an, er bewirtschaftete nicht wie Gagern ererbte Familiengüter, sondern verdiente sich sein Brot in dem bürgerlichen Berufe eines Rechtsanwaltes. Eine lebendige Tradition zum alten Reiche mag doch auch bei ihm noch mitgewirkt haben, um ihn zur Heidelberger Burschenschaft und zur deutschen Einheitsbewegung zu führen, obgleich wir bisher nichts Näheres darüber wissen. Das Geschlecht stammte aus den österreichischen Niederlanden, der Großvater war Geheimer Rat des Fürstbischofs von Lüttich gewesen und Lüttich gehörte ja zum

alten Reiche bis zu dessen Erlöschen (1799, 1801). Kurfürst Karl Theodor hatte den hohen bischöflichen Beamten in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Dessen Sohn, der Vater Alexanders v. Soiron, war als Regierungsrat in die Dienste des seiner Familie so gewogenen Pfälzer Kurfürsten getreten, und der Kurfürst von der Pfalz war ja der erste der weltlichen Reichsfürsten und übte, wenn die Kaiserkrone erledigt war, das Amt des Reichsvikars, des Reichsstatthalters: das alte Reich war im kurpfälzischen Mannheim noch eine lebendig fortwirkende Gestalt. Servatius Nikolaus v. Soiron, der Vater Alexanders, verwaltete zugleich auch in Heidelberg das Amt des Reichspostmeisters, und auch in dieser Eigenschaft war er nicht nur der Beamte irgendeines Territorialfürsten; sein Herr, der Fürst v. Thurn und Taxis war nicht ein Landesherr wie so viele andere, sondern bis zuletzt der Träger einer sehr wesentlichen Reichsfunktion. Es sei hier erwähnt, daß auch ein anderer Vorkämpfer der frühen deutschen Nationalbewegung, Joh. Georg Aug. Wirth, der Veranstalter des Hambacher Festes, Sohn und Enkel eines Thurn und Taxischen Postmeisters gewesen ist und daß er in seinem Kampfe gegen den Partikularismus der Fürsten die Rechte des deutschen Volkes nicht auf ein allgemeines Vernunftrecht, sondern stets auf das alte Reichsrecht gegründet hat, das die Fürsten durch ihren Abfall zu Napoleon gebrochen und verraten hatten: nicht das Volk, das seine Rechte reklamierte, sondern die Fürsten erschienen in dieser Deduktion als die eigentlichen Revolutionäre. In seinen Denkwürdigkeiten wie in seiner großen Verteidigungsrede vor dem Affsen von Landau hat Wirth diesen Standpunkt stolz und entschieden zum Ausdruck gebracht.

Man wird in Soirons Schriften, zumal dort, wo er Fragen des Staatsrechtes und der Verwaltungsorganisation behandelt, das Nachwirken des Reichsgedankens und der altdeutschen Rechtsideale nachweisen können. Wenn er so warmherzig und umsichtig für die altdeutsche Kollegialität in den Behörden und gegen das französische Bürossystem sich ausspricht, so vernimmt man da den Angehörigen des alten deutschen Beamtenadels. Dies sind Wesenszüge des frühen deutschen Liberalismus, die später ganz verschüttet worden sind durch die Aufnahme der westeuropäischen Institutionen. Sogar der sehr radikale Rotteck — dessen langes Leben 1840 erlosch, noch bevor Soiron zur vollen Entfaltung kam — vertrat in seinem Staatsrecht solche altdeutsche Auffassungen unvermittelt neben den Ideen der französischen Revolution; Rotteck entstammte dem Beamtenadel des vorderösterreichischen Breisgau. Trotzdem wird man nicht sagen können, daß in den Mannheimern zur Zeit Soirons der alte Reichspatriotismus noch wesentlich mitgewirkt habe, den modernen Nationalgedanken zu entfachen. Allzu tief hafteten in den Menschen jener vormärz-

lichen Tage als Erlebnis ihrer Jugend die Erfahrungen der napoleonischen Epoche — der Zusammensturz des Alten, der nur ein Trümmerfeld hinterlassen, alle Anhänglichkeiten vernichtet und den Boden bereitet hatte zum Neubau nach freiem Belieben. Romantische Naturen mochten in dieser Welt des Umsturzes Veranlassung nehmen, nach den tief versunkenen Wurzeln des deutschen geschichtlichen Lebens zu graben; der Dritte Stand in seiner Mehrheit erlebte die Aenderungen, ohne daß sie ihm schaden, sondern stets brachten sie neue Unterhaltung oder Gewinn. So konnte nach dem Geständnis eines im rheinbündischen Deutschland aufgewachsenen Gelehrten, des Juristen Robert Mohl, „eine Pietät gegen das Alte und Bestehende so wenig als eine Furcht vor großen Veränderungen aufkommen“. Mohl erklärt sich und seine Generation aus diesem Erlebnis: „Und so möchte doch vielleicht darauf von Einfluß gewesen sein, daß ich in meiner Jugend so viel habe ändern und gestalten sehen in der physischen wie in der moralischen Ordnung der Dinge.“

Gerade in einer Stadt wie Mannheim war der Boden besonders günstig für Projektmacher aller Art. Denn der Wandel der Verhältnisse trat hier besonders grell ins Bewußtsein. Diese Stadt war vor kurzem noch eine der üppigsten Residenzen von europäischem Rufe gewesen, und auch als der Hof nach München verzog, waren doch das Theater, die wissenschaftlichen Institute, die geistlichen Stifter und mit ihnen zahlreiche Adelsfamilien zurückgeblieben. Alsdann aber war das befestigte Mannheim im November 1795 bombardiert worden, ein Flügel des Schlosses blieb in Trümmern liegen. Die Stadt selbst wurde bald zu einer badischen Landstadt, während das ganz junge und ungeschichtliche Karlsruhe als die Hauptstadt des neuen Staates emporwuchs. Die Adelspaläste in Mannheim gingen nun in die Hände der Spekulanten über, die schönen und luftigen Räume mit Stuckdecken und Seidentapeten wurden unterteilt, in ihnen richteten die Kaufleute ihre Büros und Magazine ein, die Advokaten ihre Wohnungen und Kanzleien. Es würde manchen wertvollen Einblick in die Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts gewähren, wollte man mit Hilfe des städtischen Grundbuches den Besitzwechsel der Barockhäuser in der Oberstadt verfolgen. Nur in wenigen Fällen ist bekannt, in welche bürgerliche Hand die Paläste der Dalberg oder Hertling gelangt sind. Eine Gedenktafel zeigt an, wo Friedrich Hecker gewohnt hat, der ja ähnlich wie Soiron der Sohn eines hohen Beamten, und zwar eines grundherrlichen Domänendirektors gewesen ist und in seiner Jugend die Unhaltbarkeit der alten Ordnung, zumal der Hörigkeit der Bauern kennengelernt hatte. Eine andere Gedenktafel, am Kapuzinerplatz, schmückt das breite und behäbige Haus, während Friedr. Dan. Bassermann als Bürgerhaus, in dem Soiron seinen Wohnsitz ge-

wohlhabender Rauffherr sich unweit davon, am Rande der damaligen Stadt, in N 7, ein eigenes Haus im Stile des späten Biedermeier gebaut hat. In dem Mannheim des 19. Jahrhunderts, in dieser Welt der Arbeit konnte nur der emporkommen, der sich ganz in den Dritten Stand einreichte und mit ihm den großen Staat, den Nationalstaat, erstrebte; nur der Großstaat gab dem Bürgertum die Möglichkeit, sich zu entfalten, nur in ihm konnte eine Stadt wie Mannheim wieder etwas bedeuten. Noch schwerer übrigens als in Mannheim mochte der Widerspruch zwischen den historischen Erinnerungen und der kleinen Rolle, welche die Gegenwart beließ, empfunden werden in einer Stadt wie Mainz: der alte Sitz des Kurerkanzlers, die Metropole des Reiches war zur Provinzstadt eines Staates geworden, dessen Haupt- und Residenzstadt Darmstadt hieß. Als die alten historischen Städte durch den großen Umschwung der napoleonischen Zeit in die Ecke geschoben wurden, waren sie innerlich vorbereitet, Vororte des Radikalismus in Deutschland zu werden. Von Mannheim wie von Mainz aus hat der Gedanke der deutschen Einheitsrepublik und der revolutionären Erhebung von 1848 die stärksten Antriebe erhalten, und es lohnt die Mühe, im einzelnen zu sehen, auf welche Kräfte der an dem Vorbilde der französischen Revolution neu sich bildende Jakobinismus gestellt war und welche Gegenkräfte der Dritte Stand aus seinem eigenen Inneren entwickelt hat.

Die Persönlichkeit und der bürgerliche Beruf Soirons führen auch auf das Thema der politischen Advokatur — ein weites und wichtiges Kapitel in der Kultur des 19. Jahrhunderts. Wie im einzelnen die Tätigkeit eines süddeutschen Anwaltes im Bereiche des badischen Landrechtes und in der städtischen Umwelt beschaffen war, mag vielleicht noch aus alten Gerichtsakten feststellbar sein. Und wie die Verbindung der Advokaten zur politischen Arbeit sich angebahnt hat, ist aus zahlreichen anderen Beispielen ohnedies bekannt. Ob Soiron ein juristischer Kopf von Rang gewesen ist, kann aus den Mitteilungen seines Biographen nicht ohne weiteres ersehen werden. Er hatte in Heidelberg bei Mittermaier studiert, und die Zahl seiner juristischen Aufsätze scheint nicht gering gewesen zu sein. Gewiß war seine Beredsamkeit nicht eigentlich forensisch, sondern volkstümlich, mit der derben Ursprünglichkeit des Pfälzers. Er war unter den „Halben“ der einzige, der es mit Friedrich Heckers rauschendem Pathos aufnehmen konnte, während Friedr. Dan. Bassermann und Matby keine Volksredner gewesen sind. Bassermann, Matby und Soiron haben von Mannheim aus die deutsche Einheitsbewegung entschieden vorwärts getragen und sie doch zugleich von dem Wege der bewaffneten Revolution zurückgehalten. Dies ist es, was den drei Mannheimer Freunden eine Stelle in der deutschen Geschichte sichert.

Ein Tonvogel der Urnenfelderkultur von Mannheim-Seckenheim

Von Wolfgang Dehn

Seit je ist das verkehrsgeographisch so günstig gelegene Neckarmündungsgebiet für den Altertumsfreund eine Fundgrube vor- und frühgeschichtlicher Denkmäler gewesen. So nimmt es nicht wunder, daß die in den letzten Jahren durchgeführten Bodenbewegungen beim Bau der Reichsautobahn eine solche Fülle neuer Funde und Erkenntnisse gebracht haben, daß sie allein geradezu einen Querschnitt durch die älteste Geschichte des ganzen Oberrheintales darstellen können. Bei der großen Zahl der Entdeckungen, die der Leiter der urgeschichtlichen Sammlung des Schloßmuseums Mannheim in einer vorläufigen Uebersicht bereits bekannt gemacht hat,¹⁾ ist es nicht erstaunlich, daß darunter auch einige Stücke von besonderer Bedeutung zum Vorschein kamen. Der schon in der genannten Uebersicht wiedergegebene Tonvogel aus einer Grube der Urnenfelderkultur sei einer liebenswürdigen Anregung Herrn Professor Gropengiebers zufolge daher noch einmal zum Gegenstand einer kurzen Betrachtung gemacht.

Das Fundstück ist 1934 in einer trichterförmigen Abfall- oder Kellergrube im Gewann „Mittelfeld“, südwestlich vom Dorfe Seckenheim bei Mannheim, aufgetaucht. Es lag zusammen mit Näpfen und Schalen sowie Scherben verzierter Gefäße, die sich durch besonders feine Machart auszeichnen; Abb. 6

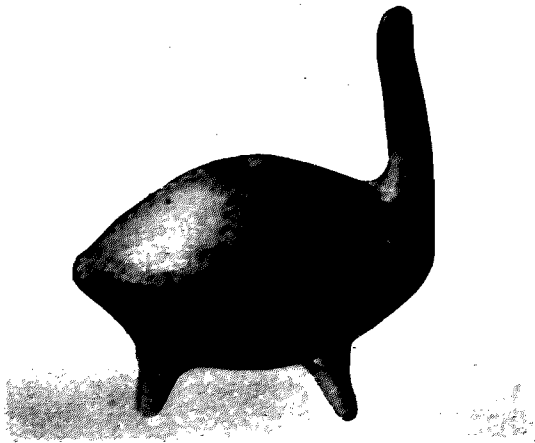


Abb. 1. Tonvogel von Seckenheim. 1:2

des Gropengieberschen Berichts gibt die wichtigsten Funde der Grube wieder. Form und Verzierung der Gefäße verweisen den Grubeninhalt eindeutig in die zweite Urnenfelderstufe (etwa um 900 v. Zw.), aus der das Schloßmuseum Mannheim den ebenfalls beim Bau der Autobahn entdeckten reichen

Bronze-Schäsfund von Wallstadt,²⁾ den Hauschach eines Bronzehandwerkers, als besondere Zierde der urgeschichtlichen Sammlung fein eigen nennt. — Außer den Gefäßresten enthielt die Grube noch einen reich verzierten sogenannten Feuerbock, ein Gerät, dessen kultische Bedeutung wohl sicher, dessen Deutung jedoch noch ungeklärt ist.

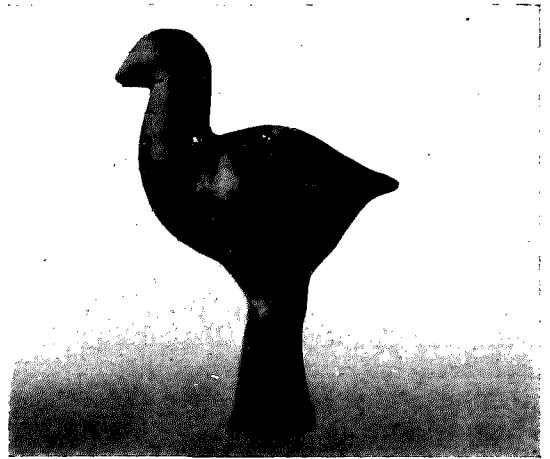


Abb. 2. Tonvogel von Marlenheim-Fessenheim (Elsaß). 1:2

Den bemerkenswertesten Fund stellt jedoch ohne Zweifel der Tonvogel (Abb. 1) dar. Sein eisförmiger Körper ist hohl, er trägt in der Mitte des Rückens eine rundliche Öffnung und unter dem etwas abstehenden Schwanzstummel ein kleines Brennloch; die Dreizahl der Füßchen erklärt sich aus der Notwendigkeit, der Figur einen festen Stand zu sichern. Der dünne Hals steigt steil auf, leider fehlt ihm das Köpfschen. Der Vogelförper ist mit einem streifig angeordneten Grätenmuster überzogen, das sich auch den Hals hinaufzieht. Dieses Muster würde als charakteristische Verzierung der zweiten Urnenfelderstufe den Vogel auch ohne die Beifunde einwandfrei datiert haben. Trotz des fehlenden Kopfes und der eigenwilligen Stilisierung der ganzen Figur wird niemand den Vogel verkennen und zwar wird man an einen Wasservogel denken dürfen. Körper und Halshaltung machen die Darstellung einer Gans wahrscheinlich.

Vogel Darstellungen erscheinen gelegentlich auch an anderen Fundplätzen der südwestdeutschen Urnenfelderkultur. Die im Rheingebiet bis jetzt bekannt gewordenen Stücke habe ich kürzlich zusammengestellt³⁾ und dabei auch dank dem Entgegenkommen von Herrn Professor Gropengießer den Tonvogel von Seckenheim abbilden können.

Aus dem Oberrheintal sind noch zwei weitere Funde zu nennen: einmal ein Vogel mit Standfuß aus einer Siedlung der Urnenfelderkultur bei Marlenheim-Fessenheim im Elsaß (Abb. 2), dem Hals und Kopf allerdings fehlen, auf Grund von anderen ganz erhaltenen Figuren der Urnenfelderkultur ließ sich das Fehlende jedoch leicht ergänzen; dann ein ganz erhaltener kleiner Vogel aus einer mit Seckenheim gleichaltrigen Siedlung von Siefersheim in Rheinheffen (Abb. 3), der in seinem hohlen Inneren Steinchen oder Tonbröckchen enthält und sich als Rassel verwenden läßt. Auch diese beiden Vögel

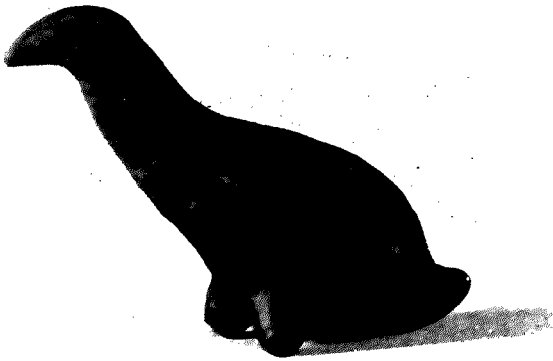


Abb. 3. Tonvogel von Siefersheim (Rheinheffen). 1:1

müssen als Wasservögel angesprochen werden, man mag zwischen Gans und Ente schwanken. Aus dem Urnenfriedhof von Huttenheim in Baden wird schließlich im Schrifttum noch eine stark beschädigte Vogelfigur genannt,¹⁾ die sich aber bei näherer Prüfung als ein Sauggefäß der gewöhnlichen Form ohne Anklang an eine Tierdarstellung bestimmen läßt.

Ein glücklicher Zufall will es, daß diese drei Tonvögel die in der Urnenfelderkultur üblichen Formen der Vogeldarstellung wiedergeben. Die besten Vergleichsstücke für alle finden sich in dem reichen Fundstoff aus den Schweizer Pfahlbauten, weiter dann im Osten im Bereich der jüngeren Lausitzer Kultur. Sie zeigen damit wie so manches andere Fundstück der rheinischen Urnenfelderkultur die Fäden auf, die diese in Südwestdeutschland am Ende der Hügelgräberbronzezeit erscheinende Kultur- und Volksgruppe mit ihrem östlichen Ausgangsgebiet verbinden.

Was aber vor allem jeden Betrachter zunächst beschäftigen wird, ist die Frage nach der Bedeutung der Vogelfiguren. Man macht sich die Beantwortung dieser Frage sicher zu leicht, wenn man die Vögel einfach als Kinderspielzeug erklärt und diese Meinung etwa noch durch die Steinchenfüllung der

Figur von Siefersheim, die im übrigen nur ein Beispiel von vielen ist, bestätigt sieht. Ebenso könnte aber auch der mangelnder Eindringlichkeit bezichtigt werden, der gleich an eine mit Kult und Religion in Verbindung stehende Bedeutung der Vogeldarstellungen zu denken bereit ist. Und doch dürfte er kaum allzuweit danebengeraten haben. So gewiß es ist, daß sich bei der Behandlung vorgeschichtlicher Religion und vorgeschichtlichen Kultes nur zu leicht einer beschwingten Phantasie Tür und Tor öffnen, ebenso sicher ist aber auch, daß religiöse Vorstellungen, zu denen Magie und Zauber natürlich auch zu zählen sind, im Leben der Urnenfelderteute eine weit größere Rolle gespielt haben, als das einem Menschen des 20. Jahrhunderts zunächst einleuchten mag. Versuchen wir also eine Deutung in dieser Richtung.

Es ist kein Zufall, daß die meisten der bekannt gewordenen Vogeldarstellungen, soweit man überhaupt den Versuch einer genaueren Bestimmung des Dargestellten machen will, eindeutig Wasservögel wiedergeben. Die Rolle des Wassers als eines Elements der Fruchtbarkeit und des Lebens ist bekannt genug. Ein Nachklang solcher Vorstellungen webt sogar noch in den deutschen Märchen, in denen uns das „Wasser des Lebens“ begegnet. Dürfte da nicht die Darstellung von Wassertieren, hier also von Wasservögeln, zusammenhängen mit dem weiten Feld der Glaubens- und Zaubervorstellungen, die um Leben und Fruchtbarkeit kreisen? Auch die Füllung mit kleinen Steinchen zur Erzeugung von Lärm paßt in diesen Zusammenhang. Die Vogelfiguren als Symbole der Lebenskraft und der Fruchtbarkeit verscheuchen durch ihr Klappergeräusch alle bösen Geister, die das Leben bedrohen wollen. Im einzelnen wird uns natürlich die Kenntnis der Glaubensvorstellungen und der heiligen Bräuche der Vorzeit nie ganz erschlossen werden, aber ein bemerkenswertes Fundstück wie hier der Tonvogel von Seckenheim vermag immerhin den Schleier ein wenig zu lüften, der sonst gerade diese Seite vorgeschichtlichen Lebens besonders dicht verhüllt.

Anmerkungen:

- 1) Mannheimer Geschichtsblätter 36, 1935, 175 ff.
- 2) Mannheimer Geschichtsblätter 36, 1935, 81 ff. (W. Rimmig).
- 3) Trierer Zeitschrift 14, 1939, 17 ff.
- 4) Mainzer Zeitschrift 4, 1893—1905, 347 f. (F. Heintze). Zuletzt bei W. Rimmig, Die badische Urnenfelderkultur (ersch. 1940), 67 und 147 Taf. 5, D 6.

Abbildungen:

1. Tonvogel von Seckenheim bei Mannheim. 1 2.
 2. Tonvogel von Marlenheim Fessenheim (Elsaß). 1 2.
 3. Tonvogel von Siefersheim (Rheinheffen). 1 1.
- Die Druckstöcke zu den Abbildungen stellte die Schriftleitung der Trierer Zeitschrift zur Verfügung.

Der kalte Winter des Jahres 1783-84

I. Aus dem Hausbuch des Martin Rödel
(1757—1821), Bauer in Lüzelsachsen
Mitgeteilt von Maria Caroli

„Anno 1783 den 27ten und 28ten Dez hat es angefangen zu schneichen und hat einen Schneeh geschmissen, daß noch niemahlen nicht zu gedenken gewesen und keinem Mann gedenket und den 29ten und 30ten bis den 31ten Dez hat es gefroren, daß es so kalt war, daß Weingarten und Menschen verfroren sind und war diese Tag eine Kälte, daß niemandem gedenket hat und auch nicht gedenkt worden ist. Den 31ten + bris nachmittag ist es etwas gelinde worden und gelinde bliben und hat den 5ten und 6ten Januar geregnet und den 7ten wider gefroren und geschneichet und hat alle Tag geschneichet. Etlich mahl ist auch wieder gelind worden, aber als dabei geschneichet bis den 22ten Februar, hat es morgens wieder geschneichet und des Abends geregnet und ist das Weder aufgegangen und den 27ten und 28ten und auch den 29ten Februar noch ist der Neckar ahngegangen und hat zu Neckarhausen vil Häuser und Bäu hinweggerißen, das wäßer war so groß, sein vil Menschen eroffen und den 27ten Morgends um halb 6 uhr ist die brück zu Heidelberg von dem wäßer hinweggerißen worden und hat am Neckar Thal und Rheinstrohm der Eisgang und wäßer schaden gethan, der nicht zu schäßen ist und außzusprechen, und an alle umliegende Länder, daß die Menschen auf den bäumen sein geseßen vor der wäßersgefahr, zu Heidelberg ahn der Lutherischen Kirch hat man mit dem Nachen fahren können im wäßer und hat vil Frucht und Wälder verdorben und hat an allen orden, so am Neckar und Rhein liggen vil bey (wohl Bäu wie oben) und Häuser mitgenommen und vil menschen und vil Bih, Rindt Bih und Pferdt und Haus Rath, das nicht zu schäßen ist und außzusprechen. Und hat am Mayn zu Frankfurth und ahn alle große Gewässer der Thonau und zu+nacht danach vil schaden gethan, in Summa in aller wäldt das Gewässer hat Eis Ausgeschmissen wie große Berge. So hat es Etiker Eis außgestoßen und haben zu Mannheim noch ein lebendiges weibsbildt auf einem Klumben Eis bekommen und sie gesagt hat, sie wäre schon 2 mahl 24 stund auf dem Klumben Eis herumgefahren. Da sein die Häuser umgefallen, da hat man die Menschen als geseßen im Wasser wie sie sich gewährt haben, aber es kan Ihnen keine Hilfe geben werden, mann mußte Ihnen betreibt nach sehen.“

II. Bemerkungen

Von Rudolf Fecht

Der hier abgedruckte, von Frau Maria Caroli mitgeteilte Auszug aus einem Lüzelsachser Haus-

buch bietet an und für sich nicht viel Neues für die gerade in Mannheim aufs genaueste bekannte Wettergeschichte des merkwürdigen Winters 1783/84. Der Reiz liegt mehr darin, die Wirkung festzustellen, die die wirklich einzigartigen Ereignisse jener Monate auf Zeitgenossen gemacht haben. Uebrigens ein zeitgemäßer Lesestoff in unserem gegenwärtigen Winter 1939/40 mit seiner grimmigen Kälte und seinen endlosen Schneefällen. — Wir sind in der glücklichen Lage, für Mannheim ein eingehendes meteorologisches Tagebuch für die Jahre 1781 bis 1792 zu besitzen, das im Zusammenhang mit der Mannheimer Akademie von Joh. Jakob Hemmer¹⁾ geführt wurde. Dieses mit größter Sachkenntnis und Liebe angelegte Tagebuch gibt uns die Möglichkeit, von Tag zu Tag uns ein ganz wahrheitsgetreues Bild der Wettervorgänge jener 12 Jahre zu machen, ergänzt und kontrolliert durch die gleichzeitig in Karlsruhe durch J. L. Böckmann seit 1779 angestellten Beobachtungen. Schon vor 11 Jahren habe ich in diesen Blättern (Jahrg. XXX, 1929, S. 53 ff.) die Wettergeschichte des Mannheimer Winters 1783/84 so eingehend darzustellen versucht, als es ohne zu viel langweiliges Zahlenmaterial möglich war.²⁾ Um Wiederholungen zu vermeiden, sei darauf verwiesen.

Doch zurück zu unserem Hausbuch. Zunächst ist zu sagen, daß die Darstellung für die Zeit vom 27. bis 31. Dezember den Tatsachen völlig entspricht. In Mannheim hat es am 27. morgens geregnet und um 12 Uhr herum geschneit, aber nur kurze Zeit. An der Bergstraße in Lüzelsachsen mag an diesem Tage der Schneefall wohl länger angehalten haben, wie es ja so häufig zu beobachten ist. Am 28., einem Sonntag, fiel in Mannheim bei etwa — 3° unterbrochen der Schnee in solchen Massen, daß in der Frühe des 29. eine Schneehöhe von gegen 90 Zentimeter festgestellt wurde. Am Morgen des 30. notiert Hemmer — 21,3° C., am 31. — 22,8°. Während der Abend des 30. noch — 18,8° C. gebracht hatte, ging die Kälte am Silvesterabend auf — 10,4° C. zurück. So weit ist der Bericht Rödel's in Ordnung.

Was er dann über die folgende Zeit bis zum Eisgang am 27. Februar schreibt, bedarf teilweise einer Richtigstellung. So hat der von ihm erwähnte Regen vom 5. und 6. Januar schon am 1. und 2. stattgefunden (siehe Mannh. Gesch.-Bl. 1929 S. 54). Ferner hat es nicht vom 7. ab „alle Tage geschneicht“, sondern schon am 3. nach dem Neujahrsregen und dann erst vom 17. ab (die Zeit vom 4. bis 15. brachte strengen trockenen Frost, der 16. Tauwetter und Regen). Richtig ist aber nach Hemmer (ebenso nach den Karlsruher Beobachtungen), daß es zwischen dem 17. und 31. Januar nur am 23. und 25. nicht geschneit hat, während es vom 1. bis

21. Februar zwar auch nie geregnet hat, der Schneefall sich aber nur noch auf 9 Tage beschränkte. Vom 18. Januar bis 23. Februar lag unausgesetzt hoher Schnee in den Straßen Mannheims, seit dem 30. Januar an unabgeräumten Stellen fast in Höhe von 1 Meter, im Freien noch höher. Richtig ist auch der Bericht von dem am 22. Februar einsetzenden Tauwetter; allerdings hat es an diesem Tage weder in Mannheim noch in Karlsruhe morgens geschneit — in Lüzelsachsen mag es wohl der Fall gewesen sein.²⁾

Sichtlich aus frischem Erleben heraus schildert Rödel die Schrecken des Eisgangs vom 27. bis 29. Februar. Offenbar wurde er erst durch diese Katastrophe angeregt, einen Bericht über die Eis- und Schneeperiode des Januar und Februar nachträglich niederzuschreiben; daher einige Gedächtnisfehler. Die Schilderung des Eisganges selbst und seiner verderblichen Folgen gibt ein lebhaftes Bild jener Unglückstage und spricht für sich selbst. Bemerkenswert ist die Stelle, an der von der Rettung eines „lebendigen Weibsbilds“ erzählt wird; es handelt sich wohl um die am 28. Februar von einer Eisscholle beim Rheinhäuser Hirtenhaus kurz vor Mannheim unter Lebensgefahr heruntergeholtte Margarete Walther aus Neckarhausen, deren Geschichte erst ausführlich von Deurer (a. a. O.) berichtet, dann von Gust. Wiederkehr („Mannheim in Sage und Geschichte“) volkstümlich erzählt und jetzt wieder von Friedr. Hupp aufgenommene wurde („Das Heimatbuch der Stadt Mannheim“ 1939, S. 434). Walter Schulz, der in seiner 1938 erschienenen Chronik von Neckarhausen S. 229—250 nach Deurer und an Hand eines Altentstücks aus dem Gräfl. Oberndorffschen Archiv die Schreckensstunden in dem besonders schwer betroffenen Neckarhausen schildert, bringt ebenfalls, aber viel ausführlicher, die Irrfahrt der als Magd auf dem Schreckenberger Hofe in Neckarhausen dienenden 22jährigen Margarete Walther (a. a. O. S. 231 und 243 ff.) erst auf einem Schiff, dann auf einer Eisscholle. Es war am 27. Februar nachmittags gegen 4 Uhr, als ganz plötzlich von Wieblingen her der Eisstoß Neckarhausen erreichte; es war noch keine Viertelstunde verstrichen, als schon 35 Häuser mit Nebengebäuden und 25 Scheunen buchstäblich von Grund aus verschwunden waren. In diesen schrecklichen Minuten rettete sich die Walther mit einem Sohn ihres Herrn aus dem einstürzenden Haus in ein Nachbargebäude, und als gleich darauf ihr Zufluchtsort zertrümmert wurde, in das Heidelberger Marktschiff, das (offenbar eingefroren) im Neckar neben der Scheuer lag,⁴⁾ in die sich die beiden geflüchtet hatten. Das Marktschiff war mit dem Eis in Bewegung geraten und hatte ein Haus umgerannt, dessen 70jähriger Besitzer mit Trümmern seines Hauses dabei auf das Schiff gefallen war. Dieses wurde mit seinen drei Insassen vom Eisstrom fortgerissen, und die Ebene stand schon so tief unter

Wasser, daß es bis Seckenheim seinen Weg über die Felder nahm und erst dort wieder in den Neckar einbog. In Seckenheim konnte sich der junge Schreckenberger durch einen Sprung auf festes Land retten, während das Schiff mit den beiden andern fortgerissen wurde, bis es unterhalb Seckenheim an einem Eisberg zerschellte. Dabei ertrank der alte Mann, die Walther geriet auf eine Eisscholle, an der sie sich festhielt. Es wurde Nacht. Im Dunkeln soll die halb Bewußtlose an Neckarau auf ihrer Eisscholle vorbeigekommen und von da bis zur Heidelberger Landstraße zurückgetrieben worden sein, bis sie schließlich am 28. Februar beim sog. Rheinhäuser Hirtenhäuschen vor dem Heidelberger Tor bemerkt und von dem kurfürstl. Schiffskapitän Beruff in einem Rachen gerettet wurde. 24 Stunden hatte ihre schreckliche Fahrt gedauert (nicht 2 Tage, wie Rödel meint).⁵⁾

Wenn uns die Neckarhauser Chronik erzählt, daß allein aus jenem Orte 13 Menschen ertranken, daß der Ort einen Verlust von 96 Häusern, von 35 Scheunen und Ställen erlitt, ungerechnet die starke Einbuße an Vieh und fahrender Habe und die trostlose Verwüstung der Gärten und Felder, so kann man sich ein Bild machen von dem maßlosen Unglück, das der Schreckenstag des 27. Februar über unsere Gegend brachte — nicht zu vergessen der vorhergehenden bösen Eisgänge vom 3. und 18. Januar (Schulz a. a. O. S. 230 und 239 40). Wenn auch mehrere unglückliche Umstände (Schulz S. 230) zusammenwirkten mit grober Fahrlässigkeit früherer Ortsbehörden (Beseitigung eines vorhandenen Hochwasserdammes!), um die Katastrophe in Neckarhausen besonders groß zu machen, so war doch der Schaden auch an andern Orten ungeheuer schwer.⁶⁾

Um auf unser Lüzelsachsener Hausbuch zurückzukommen, müssen wir abschließend feststellen, daß schon diese anspruchslöse Probe zeigt, wie wertvoll und anregend es sein kann, wenn da und dort aus alten Familienbüchern Auszüge der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Das sollte viel öfter als bisher geschehen. Wenn auch der Wert derartiger alter Aufzeichnungen naturgemäß zunächst in ihren Beziehungen zur Familie liegt, so hat doch auch die Geschichte der engeren Heimat ein Recht, sich mit ihnen zu befassen. Denn die darin enthaltene Kleinmalerei, die Art, wie sich in solchen ungekünstelten Niederschriften die Freuden und Leiden des Bürgers oder des Bauern spiegeln, ist und bleibt doch unentbehrlich zum wirklichen Verständnis vergangener Zeiten.

Anmerkungen:

¹⁾ Ueber Hemmers Leben siehe Mannb. Geschichtsblätter XVI (1915) S. 74—80. Seine wissenschaftliche Bedeutung und Tätigkeit schildert eingehend Adolf Ritter. „Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors“ (1930) S. 71—109. Vergl. auch Ritter in Mannb. Geschichtsbl. 1918, S. 1—5.

²⁾ Wohl die älteste Zusammenstellung über diesen Schreckenswinter ist die ziemlich bekannte Schrift von E. F. Deurer „Umständliche Beschreibung des Jäuners und Hornung 1784“ usw.

³⁾ Auffallend ist, daß Ködel die bösen Eisgänge vom 3. und 18. Jan. übergeht (Mannh. Geschichtsbl. 1929 S. 54 und Walter Schulz, Neckarhausen, Eine Chronik, 1938, S. 230).

⁴⁾ Es war bei dem früheren Eisgang am 4. Januar in Heidelberg losgerissen und vom Eis bis Neckarhausen mitgenommen worden; dort hatte man es bei einem Haus festgemacht (mitgeteilt aus dem Oberndorffischen Archiv von Schulz a. a. O. S. 239 u. 242).

⁵⁾ Allerdings spricht Deurer selbst, entgegen seiner sonstigen Darstellung, in einem vollständigen Gedicht über das Abenteuer der Walther (mitgeteilt von Schulz a. a. O. S. 248) von einer zweitägigen Eischollenfahrt. Das scheint aber poetische Freiheit zu sein. Es ist nach allem sicher, daß die Rettung schon am 28., nicht am 29. Februar stattfand.

⁶⁾ Daß übrigens vor der Lullaschen Korrektion Mannheim und die Pfalz öfters von erheblichem Hochwasser heimgesucht wurden, zeigt Deurers Zusammenstellung für 1740 bis 1816, abgedruckt in den Mannh. Geschichtsblättern VI (1905) Sp. 69.

Kleinere Mitteilungen

Worms und die Burgen Trifels und Wildenburg

Von D. Dr. Cornelius Freiherr Hehl zu Herrnsheim

Die Wildenburg ist aus ihrem jahrhundertelangen Schlafe erwacht. Die Schönheit des Palas ist weithin besprochen und die Gelehrten sind sich darin einig, daß Wolfram von Eschenbach auf der Wildenburg seinen Parzival gedichtet hat. Wer hat nun auch nicht alles den Trifels besungen! „Annweiler seh' ich wieder mit seiner Burg Dreifaltigkeit“ singt unser liederfroher Victor von Scheffel, und Liliencron schenkt uns sein schwungvolles Trauerspiel: „Der Trifels und Palermo“, und was haben die Gelehrten alles geschrieben über den Trifels und seine große Geschichte. Und doch gibt es, wie mir scheint, noch einiges hinzuzufügen, und zwar in Verbindung mit dem wundervollen Epos des Wolfram, dem Parzival, den Reichskleinodien und nicht zuletzt unserer uralten, hochberühmten Stadt Worms. Das Wichtigste ist, daß der heilige Speer im Jahre 926 in Worms zum „Reiche“ kam. Es war ein fränkischer Speer aus der Karolingerzeit. Tiefe Symbolik haftete an ihm. Er war das Zeichen der Langobarden- und der Hochburgundherrschaft geworden, in der Hand des deutschen Königs Zeichen seines imperialen Anspruches. Da die eiserne Spitze aus Stahl des Siegerlandes gefertigt war, kann man annehmen, daß der Speer niederdeutscher Herkunft ist.

Heinrich I. war fest entschlossen, ihn in seine Gewalt zu bringen. In Worms mußte König Rudolf von Burgund ihm den Speer übereignen. Heinrich war ein positiver Christ, aber er lehnte Krönung von kirchlicher Seite ab (Adolf Hofmeister). Für ihn war die Trennung von kirchlicher und staatlicher Macht klar gegeben, aber die weltliche Macht war für ihn trotzdem sakral: Per me reges regnant galt für ihn ebenso wie für Konrad II., der dies Wort auf der Kaiserkrone anbringen ließ, wie es heute auch auf der monumentalen Bronzetür zur Kaisergruft im Speyerer Dom steht. Der Speer aber war in der Ueberlieferung mit Karl dem Großen in Verbindung gebracht und nicht, weil dieser kanonisiert worden war, sondern weil er der Inbegriff des Imperiums war, für Heinrich wichtig. Ihm kam es bei dem Speer auf die Verknüpfung der staatlichen Tradition an. Hier in

Worms auf einem der zahlreichen, meistens so bedeutamen Reichstage in unserer guten alten Stadt, kam er zum Reiche und Heinrich I. führte ihn in kraftvoller Regierung voran. „Den heiligen Spier, ich bring' ihn euch zurück!“

Albrecht Dürer hat die Kleinodien gemalt. Er konnte nichts Besseres tun, als daß er ein Bildnis Karls des Großen im Ornate malte. Er tat es in der wunderbaren Verbindung von Detail und Großzügig- und Feierlichkeit, die ihm eigen war. In diesem Bilde liegt der tiefe Anspruch des Imperiums vor Augen. Der Speer, der Herrscherstab der Antike, mit der Wehrhaftigkeit der Spitze und scharfen Schneide eine echte germanische Fortentwicklung, lange das wichtigste Insigne unter den Kleinodien, hatte damals zu Dürers Zeit allerdings schon eine Wandlung zur Reliquie durchgemacht.

Und nun zum Trifels! Das wormsiße Geschlecht der Salier erbaute die Burg Trifels. Dort barg der Salier Heinrich III. den Reichshort, wie die deutschen Quellen die Reichskleinodien nennen. Die Hohenstaufen bauten die Burg ihrer Wichtigkeit und gewaltigen Schätze wegen aufs prächtigste aus. „In prächtiger Glut prahlt prangend die Burg.“ Die denkmalpflegerischen Arbeiten dort haben in jeder Richtung Bedeutung. Denn es hat sich ergeben, das Wolframs von Eschenbach Beschreibung der Gralsburg viel eher auf den Trifels, als auf die Wildenburg paßt. Auf der Gralsburg des Wolfram wird ein Speer aufbewahrt, auf den der „Name eines Heiden eingeritzt“ ist. Wolfram läßt seine geniale, dichterische Phantasie frei gestalten, aber ist diese von Wolfram angeführte Gravur nicht ein Hinweis auf die an dem fränkischen Speer erfolgte Anbringung des Silberbandes mit der Inschrift, dies sei die Lanze des Mauritius? Mauritius stammte aus Marokko und befehligte die thebaische Legion, die in Ägypten ausgeschoben worden war; er war Heide, ist später Christ geworden. Matthias Grünewald malt ihn als richtigen Mohren; El Greco in der Heiligenlegende als vornehmen Spanier seiner Zeit. Aber jedenfalls: Mauritius und die thebaische Legion gehören in das 5. Jahrhundert, der Speer in das 8. Jahrhundert.

Auf der Gralsburg wird ferner nach Wolfram ein Mantel aufbewahrt. Wilhelm Stapel überträgt die

entsprechende Stelle des Parzival so, daß der Mantel dazu bestimmt war, daß der Träger „dort der Herr des Grales sein“ solle. Der wundervolle, erhabene Krönungsmantel des Reichshortes karagenischen Kunstgewerbes war zu Wolframs Zeiten auf dem Trifels geborgen. Und wenn ferner im Parzival die Rede ist von einem Segen, der an des Königs Schweri zu lesen sei, auf dem Reichsschwert des Hortes auf dem Trifels stand: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat.

150 Saumtiere waren nötig, wie Heinrich Kohlhaufen schreibt in einer Veröffentlichung über die Reichskleinodien, die im Auftrage und mit Unterstützung der Stadt der Reichsparteitage Nürnberg erfolgte, um den normannischen Kronschab auf den Trifels zur Zeit Heinrichs VI. zu bringen, also etwa zur Zeit Wolframs. Und dann sollte Wolfram den Trifels und die Kleinodien nicht genau gekannt haben? Hat dann unser „lieber und getreuer Nachbar“, Museumsdirektor Dr. Friedrich Sprater in Speyer, nicht recht, wenn er meint, daß der Trifels Wolframs Idealburg war? Der Name Munsalwäche (Wildenburg) ist wohl eine Verbeugung vor seinen Gönnern, den Herren von Turne, den Erbauern der Wildenburg, bei denen er auf der Wildenburg lebte und dichtete. Die Wildenburg, so schön sie, wenn auch erst nach Wolframs Zeiten, ausgestaltet wurde, stand doch dem Trifels auch dann noch weit nach. Die Turne waren Vertrauensmänner der Staufeu und oft auf dem Trifels. Ich nehme daher bestimmt an, daß Wolfram eines Tages von der Wildenburg nach dem Trifels zog, dann aber ging sein Weg über Worms. —

Unser Wormser Museumsdirektor Dr. Illert, der sich die Herausarbeitung des für die geschichtliche Entwicklung so bedeutsamen Straßenkreuzes bei Worms hat angelegen sein lassen in der Art, wie Albert von Hofmann Geschichte schreibt, aus geopolitischen Gegebenheiten, Flußläufen, Bässen u. dgl. sagt mir, daß die Nibelungenstraße aus dem Odenwald über den Rhein bei Worms zur Zeit Wolframs noch ihre volle Bedeutung besessen habe und macht mich darauf aufmerksam, daß im Buch unseres Freundes und Forschers Eugen Krauszähler „Verschwundene Wormser Bauten“ ausgeführt ist, daß für den Verfasser der jüngeren Eituredichtung, also etwa ein Menschenalter nach Wolfram, der zehneckige Bau der Johanneskirche am Dom zu Worms das Vorbild des Graalstempels, den in der Dichtung Eitured der Vater

des Amfortas gebaut hat, gewesen ist. Und in dieser nachwolframschen Dichtung kommt auch in Worten Eitureds eine Stelle vor, die ganz auf die Darstellung des Tetramorphs am Wormser Südportal des Domes paßt. Also — alle sahen und bestaunten das blühende Worms und die in ihm blühende Kunst und seine große Geschichte und verarbeiteten den empfangenen, gewaltigen Eindruck. So dürfen wir auch die Parzivaldichtung für Worms anfordern.

Wie hätte Wolfram unsere Stadt auch unbezehen lassen können, die reichstreue Stadt, die Nibelungenstadt, die Stadt des „Walthariliedes“, im Hinblick auf die Reichskleinodien und Insignien die Stadt vor allem, in der der heilige Speer zum „Reich“ zurückgebracht worden war.

Zu Worms sah er im Rheine, „im heiligen Strome“ den Dom der Salier und Staufeu sich spiegeln und durch herrliches Land ging seine Fahrt; durch den grünen Odenwald über die fruchtbare Rheinebene in die sonnige Haardt. Heute könnte man in wenigen Stunden von der Wildenburg über Worms zum Trifels gelangen. Damals waren nicht nur die Normannen weitgereiste Leute, sondern viel mehr Menschen, als man denkt. Man nahm sich jedoch Zeit, man mußte sie sich nehmen. Man mache einmal mit Wolfram in ruhiger Gelassenheit diese Fahrt und lese in den Ruhetagen sein unvergleichliches Epos in der schönen Uebertragung von Stapel — man wird einen unvergeßlichen Eindruck erhalten. Vorher aber wollen wir in Worms, im deutschen Vaterlande und draußen unsere alte Reichstreue ritterlich bewahren und Wolframs „staete“ und „māze“ dabei erzeigen.

Dann werden wir in dem uns abermals aufgezwungenen großen Kampfe endlich ans Ziel kommen, wie es Wolframs Parzival am Ende auch gelang und jedem gelingt, der einen reinen Schild, guten Willen und harte Entschlossenheit hat. —

Januar 1940.

Anmerkung der Schriftleitung

Unser korrespondierendes Mitglied, D. Dr. Kreibitz Hentl zu Herrnsheim, hat uns den vorstehenden Aufsatz, der bereits in dem Mitteilungsblatt des Wormser Altertumsvereins erschienen ist, zur Veröffentlichung über sandt, da er annimmt, daß auch in den Kreisen unserer Mitglieder dafür Interesse vorhanden ist.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Vortrag des Herrn Professor Joseph Fresin, Weinheim: „Die geschichtliche Entwicklung des Weichbildes der Stadt Weinheim“, Montag, den 17. April 1939, im Vortragsaal der Kunsthalle.

Von der Vorgeschichte der Gegend und den Weinheimer Funden ausgehend, die zugleich einen Blick in die Landschaft brachten, erörterte der Redner die Entstehung der Altstadt und Neustadt, die 1308 vereinigt wurden, wodurch sich das Schwergewicht immer mehr nach der Neustadt verschob. Zahlreiche Lichtbilder machten das deutlich und zeigten die weitere Entwicklung der Stadt und ihre wichtigsten Baudenkmäler. Wir hoffen später aus der Feder des im Felde stehenden Verfassers seine mit viel Beifall aufgenommenen Ausführungen zum Abdruck bringen zu können.

Damit war die Grundlage gegeben zu dem Ausflug am Sonnabend nachmittag, den 8. Juli 1939, bei dem Professor Fresin, von Professor Leuz und anderen Weinheimer Herren in dankenswerter Weise unterstützt, an all die Stätten führen konnte, die er im Wilde gezeigt hatte. Wir wanderten durch die winkligen Gassen und Gäßchen, die besonders im Gerberbachviertel die Teilnehmer anzogen, hatten auf der Windeck ihre Geschichte und zu ihren Füßen die Entwicklung der Stadt im Ueberblick und sahen im neu eröffneten Heimatmuseum im Walter-Köhler-Haus Denkmäler und Urkunden zur Geschichte der Stadt, die durch ihre Bürger, an ihrer Spitze Altstadtrat Karl Zinkgräf, gesammelt worden waren. Den Beschluß bildete eine gemütliche Kaffeestunde im neuen Schloßkaffee mit seinem prachtvollen Park, wo Herr Walther Freudenberg noch bemerkenswerte Ausführungen über Weinheims Geschichte aus seinen Jugenderinnerungen heraus machte. Der Dank, den der Vorführer Winterwerb den beteiligten Herren für ihre so erfolgreichen Bemühungen um die verfloffenen genußreichen Stunden aussprach, kam allen Teilnehmern aus der Seele.

H. Gr.

Ausflug nach Kaiserslautern und Otterberg am Sonntag, den 21. Mai 1939.

Schon lange bestand der Plan, einmal die in den letzten Jahren durch ausgiebige und gründliche Grabungen glücklich zu Tag gebrachte Barbarossa-Burg in Kaiserslautern eingehend zu besichtigen, nachdem schon 1937 Stadtbaurat Dr. Bremer die Forschungsergebnisse über dieses bedeutende Bauwerk in der „Westmark“ veröffentlicht hatte. Nun bot sich an diesem schönen Waidtag die Gelegenheit, den Plan zu verwirklichen, von den Mitgliedern in stattlicher Zahl ergriffen. Die Kraftwagenfahrt brachte die Teilnehmer auf der bekannten Strecke über Eggersheim, Bad Dürkheim, durch das Nienachtal und Frankenstein ans Ziel, so daß schon auf der Fahrt dem Geschichtsfreund eine reiche Vorschau geboten war: Schiller-Erinnerung und die hochragende

Barock-Kirche, eine Stiftung der letzten Pfälzer Kurfürstin zu Eggersheim, in Dürkheim die Gruftkirche der Grafen von Leiningen, von der Höhe grüßend die altchrwürdige Ruine des Klosters Limburg, eine Stiftung des großen Salierkaisers Konrad II., und wenige Minuten später die gewaltige Hartenburg, das Stammschloß des hier sesshaft gewesenen Zweiges des Leiningener Hauses und ein Gegenstück zum Heidelberger Kurfürstenschloß; weiter die Falsperre der Burg Frankenstein, wo Nienach- und Speyertal zusammenstoßen. In Kaiserslautern begrüßt von Stadtbaurat Dr. Bremer, konnten wir zunächst vor dem Burgmuseum Kenntnis nehmen von den entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhängen, die zeitlich den einstigen Königshof Luthra der Karolinger im Westen des Reichs mit der Burg der Hohenstaufen als Mittelpunkt eines gewaltigen Burgensystems verbanden; dann konnten wir bei einem Rundgang Einsicht gewinnen in alle Einzelheiten des auch architektonisch sehr eindrucksvollen Bauwerks, das bis tief in unterirdische Gänge überall gut zugänglich ist und zusammen mit dem reichen Inhalt des Burgmuseums eine tausendjährige Zeitperiode verlebendigt. Wertvoll unterstützt und ergänzt wurde unser Rundgang durch die auch reich bebilderte Abhandlung Dr. Bremers „die Ausgrabungen an der Barbarossapfalz zu Kaiserslautern“. Sodann lenkten wir unsere Schritte zum Theodor-Zink-Museum, wo uns dessen Leiter, Herr Dr. Moos, mit dem reichen Kulturschatz vertraut machte, der hier seit etwa zwei Jahrzehnten zu einem Volkskundemuseum ausgebaut worden ist und auch in der Betreuung heimischen Volkstums in Uebersee und dem Donaauraum wichtige völkische Aufgaben zu erfüllen weiß. Sind doch rund 5 Millionen Pfälzer als Auslandsdeutsche berufen, ihre heimatliche Kultur allen Widerständen zum Trotz weiter zu pflegen, die nun durch dieses Museum mit ihrer Heimat in der Westmark verbunden bleiben können. Wahrhaft heimelig ist die Stimmung in den nett eingerichteten Bauernstuben mit den geschmigten Schränken und all dem vielfachen Ausdruck wahrer Volkskunst. Zugleich ist das Museum der Stadtgeschichte Kaiserslauterns gewidmet und setzt so die Schau des Burgmuseums geschichtlich bis in unsere Tage fort. Neuerlich ist namentlich auch das bäuerliche Brauchtum in den Kreis der Forschung und Sammlung einbezogen worden, den Märchen und Mythen des Waldes ist ein Sonderraum vorbehalten, was gerade in Kaiserslautern seine besondere Berechtigung hat, da es inmitten eines sehr ausgedehnten Waldgebietes gelegen ist, das eine tausendjährige Geschichte in sich birgt. Hier und in den Mauern der Barbarossa-Burg ist nach Mitteilung von Dr. Moos ursprünglich die Sage entstanden vom Kaiser, der „im Schloß verborgen sich zum hundertjährigen Schlaf hingeseht hat“. Die Verleugung des ganzen Sagenkomplexes in den Anstehäuser kann man als eine falsche historische „Weichenstellung“ bezeichnen. Sehr bemerkenswert ist auch der „Waldumgang“, wo die Begehung der Gren-

zen des alten Königswaldes in einem sinnigen Brauch an den Grenzsteinen, verbunden mit einem allgemeinen Volksfest, seine willkommene Auferstehung gefeiert hat. Desgleichen der „Fingstquad“ — das Aufziehen eines Gespannes mit stark belaubtem Baumstamm — ein Brauch, der wohl noch in vorgeschichtliche Zeiten zurückreicht. Solche und ähnliche Erscheinungen des Brauchums sind ebenso wie die vielseitigen geschichtlichen Erinnerungen etwa aus dem Bauernkrieg und späteren kriegerischen Zeitläuften durch zahlreiche Bilder, Pläne, Modelle u. a. m. anschaulich gemacht. Die Betrachtung der Schaustücke über die Entwicklung der weltbekannten Nähmaschinenfabrik von Pfaff gab eine gute Ueberleitung zur Besichtigung der vielen Ausstellungsräume im Pfälzischen Kunstgewerbemuseum — jetzt Kunstgewerbekolle der Saarpfalz. Hier übernahm Dr. Moos zunächst noch einmal die Führung, und zwar diesmal in der sehr feinsinnig aufgebauten Ausstellung „Sinnzeichen als Ahnenerbe“, wo zum erstenmal gezeigt wurde, wie die alten Naturzeichen, etwa das Sonnenrad, der Lebensbaum, dann auch die Zeichen des Tierkreises in langer Entwicklungsreihe immer wieder den Schöpfungen der Baukunst, Architektur und Bildhauerei, aber auch sonstiger Werkkunst in Geweben, Metall und Holz zum Ausdruck des Kunstschaffens wurden, so daß sich dieses Ahnenerbe bis auf unsere heutigen Tage — etwa in den Arbeiten des nationalsozialistischen Frauenleibes — fortsetzt. Hier wurde ersichtlich, wieviel altes Volksgut noch in der Pfalz besonders sich erhalten hat.

Auch die sonstigen reichen Schätze des Gewerbemuseums vermittelten eine umfangreiche Schau z. B. ganz hervorragender Sammlungen und von Einzelstücken des pfälzischen Kunstgewerbes. Im Obergeschoß wartete unser noch ein ganz besonderer Genuß: das graphische Nachlaßwerk des großen Pfälzer Malers Max Slevogt. In rund 200 Blättern ist hier all das aus Licht gezaubert, was der Berewigte in seinem unverwüßlichen Humor und seiner unerschöpflichen und überquellenden Phantasie mit leichtem Pinsel und spitzer Feder auf das Papier geworfen hat, volksnah und volksverbunden. Führer zu Slevogts Nachlaßwerk war Herr Dr. Edmund Hausen, der uns dann am Nachmittag zu unserem zweiten Reiseziel, dem schnell erreichten Städtchen Otterberg geleitete, um uns dort den Gegenstand seiner langjährigen Studien, die Abteikirche der Zisterzienser zu zeigen und ausführlich zu erklären.

Der Bau, aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammend, weist alle Merkmale dieser Bau-Periode auf und ist eine spätromanische dreischiffige Pfeilerbasilika mit vieleckigem Chorausbau. Das Luerischiff, der Chor und alle Fensteröffnungen am Langschiff zeigen den romanischen Rundbogen, das Hauptportal im Westen, in dessen Bogenfries die Worte Memento Cunradi eingemeißelt stehen, gut erhaltene Säulen mit wuchtigen Kapitälern und darüber eine große von einem Schachbrett-Fries umrahmte Fensterrose, die den Besucher stark in den Bann zieht. Nahezu 75 Meter lang und etwa 25 Meter breit bei einer Höhe von über 20 Meter, ist die Kirche ein sehr

stattliches Bauwerk, das sich noch viel eindrucksvoller darstellen würde, wenn es nicht so sehr von den engen Straßen seiner Umgebung eingeschlossen wäre. Beim Umgang der Abteikirche erfuhren wir von Dr. Hausen, daß sie baugeschichtlich einzuordnen ist in die Gruppe der Klosterkirchen von Schönau i. L., Eberbach im Rheingau und Arnsburg i. Hessen. Die Besichtigung des Innern führte uns zunächst in das Luerischiff, das dem katholischen Ritus gewidmet ist und in den vielfachen Altarnischen eine reiche Abwechslung des Säulenwerks aufweist, dann in das vom Luerbau durch eine Scheidewand getrennte protestantische Langhaus, dessen Gewölbe durch 20 Säulenpfeiler getragen werden, die im gotischen Spitzbogen — ähnlich wie in Maulbronn — ihre Endigung finden. Der Gesamteindruck, wenn auch gerade durch die Scheidewand noch stark abgechwächt, ist zweifellos ein bleibend großer, und die Pfalz darf sich glücklich schätzen, ein so großartiges und hervorragendes Baudenkmal zu besitzen. Der im Ausbau befindliche Kapitelsaal im Erdgeschoßraum unter dem Chor weist vielleicht am reinsten den Zisterzienser-Stil auf und erinnert wieder stark an die Schönauer Kirche oder ähnliche Maulbronner Räume.

Nicht nur die Kirche, auch das ganze Städtchen nahm unsere Aufmerksamkeit gefangen, da es später hauptsächlich von gewerbeleißigen Wollwebern, Tuchwebern und Gerbern bestiebt, heute noch manch wertvolle Erinnerung an solch abwechslungsreiche Geschichte in den Straßenzügen und Häuserfronten bewahrt hat. Bemerkenswert ist hier das gut erhaltene Rathaus, ein mit den Sinnbildern der Landwirtschaft, Pilgerschaft und Zech, — die Zisterzienser widmeten sich ja ganz besonders dem Ackerbau — an seiner Fassade geschmückter Barockbau, ferner mit reichem Nachwerkschmuck das sogen. „Blauhaus“, an dessen Giebelseite eine Inschrift seine und des ganzen Gemeinwehens Geschichte bewahrt hat.

Den Schlusssakkord in dieser großen Symphonie geschichtlichen Schauens, zugleich den Ausklang unserer Besichtigungen bildete die Fahrt auf der Reichsautobahn, die hier bei Kaiserlautern das ganze Tal auf viel bogigem Viadukt aus Naturstein in einer Höhe von gegen 70 Meter überbrückt. Der Blick über die Landschaft der Kaiserlauterner Senke, dann hinüber zum Westrich, Königs- und Fogberg, weiterhin zum beherrschenden Massiv des Donnersberges, der zu napoleonischer Zeit dem ganzen Territorium den Namen gegeben hat, ist unvergleichlich und erst durch die über die Höhen führende Reichsautobahn zu dieser umfassenden Rundsicht erschlossen worden. So bei der Fahrt am Spätnachmittag noch hohen Genuß: in Gr ün i t a d t, der ehemaligen Weimarer Residenz, wurde noch letzte Nacht gemacht, die bei kleinem Ambiß Gelegenheit gab, der Geschichte dieser noch heute blühenden Dynastie eine Betrachtung zu widmen. Auf der Fahrt war kurz zuvor die sadige Silhouette von Neu-Weimingen aufgetaucht, deren Mauern, Tore und Türme beredete Zeugen aus dem Mittelalter sind, die als zweite Stammburg des Geschlechtes schon in den Tagen Kaiser Friedrichs des Zweiten erbaut und erst um

kämpft, manchen Stürmen getrotzt hat, im Bauernkrieg durch die Klugheit seiner Schloßherrin Eva von Leinigen verschont blieb, sich auch durch den Dreißigjährigen Krieg hindurch rettete, bis im Orleansischen Krieg Städtlein und Burg von den Franzosen niedergebrannt wurden. So war der letzte Eindruck dieses überreichen Ausfluges noch eine eindringliche Mahnung, den nun zur starken Festung ausgebauten Westwall unter allen Umständen zu halten gegen erneuten Angriff des ewig unruhigen Nachbarn und zum Schutz unserer geliebten Heimat am deutschen Strom, unserer Westmark.

Dr. Hans Neumann.

*

Als der Vorstand beschloß, nach dem ruhmvollen Ablauf der Kriegseignisse vor der Ostgrenze des Reiches während des Septembers und nach der dadurch eingetretenen Beruhigung der Kriegslage im Oktober die Vortragstätigkeit im Altertumsverein für das Winterhalbjahr wieder aufzunehmen, war ihm klar, daß er sie in dies machtvolle Zeitgeschehen hineinstellen müsse, wenn sie damit auch über seinen gewohnten Rahmen weit hinausging. Den Mitgliedern einen Einblick in die Vergangenheit dieses Ostlandes zu gewähren und all die Kräfte aufzuzeigen, die von germanischer und dann deutscher Seite in den vergangenen Jahrtausenden hier wirksam geworden waren, mußte dann das Ziel und das gemeinsame Thema einer Reihe von vier Vorträgen sein. Sie begann mit dem

Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Ernst Wahle, Heidelberg: „Das germanische Ostdeutschland“ am Sonntag, den 19. November, um 11 Uhr, in der Aula in A 4, 1.

Der Redner ging aus von dem tiefgreifenden Unterschied zwischen der seit tausend Jahren fast unverändert festliegenden Westgrenze, wo die vielen Kriege auch an der Volkstumsgrenze nicht gerührt haben, und der Ostgrenze des deutschen Volksbodens, an der die engen Räume West- und Mitteleuropas mit den unermesslichen Weiten des nördlichen Raums von Osteuropa zusammenstoßen, Unterschiede, die schon in frühe Vorzeit zurückgehen und in späterer Entwicklung auch durch das gegenüber dem Westen nur schwache Eingreifen der Einflüsse von seiten des Mittelmeers mit bestimmt werden. Auch der Aufbau des deutschen Reiches hat sich ja nur mit langsamer Verlagerung von Westen nach Osten vollzogen, bis seine Hauptstadt schließlich östlich der Elbe zu liegen kam. In diesem den größten Teil des Jahres hindurch gut gangbaren Land, dem allerdings ein großer Naturweg zwischen Ostsee und Karpathen, wie etwa südlich die Donau, fehlt, laufen nun doch zwischen Ost und West zahlreiche Fäden hindurch, wie schon die ältesten Zeugnisse einer neolithischen Besiedlung erzählen. Aber es sind nur Sammlervölker, keine Bauern, mit dem Hunde als einzigem Haustier. Der Bernstein spielt bereits eine Rolle, in den ältesten künstlerischen Arbeiten

an eiszeitliche Formgebung erinnernd, und im Osten bis über Moskau hinaus, im Süden bis Kiew und nordwärts bis zum Ladogasee reichend, und die buntgebänderten Feuersteinteile z. B. des östlichen Galiziens reichen in Einzelfunden bis an die Saale und Ostseeküste. In diesem großen nordosteuropäischen Waldlande scheinen diese Sammlervölker höheren Grades des 3. und 2. Jahrtausends doch bereits eine völkische Einheit gebildet zu haben. Vorstöße skythischer Reitervölker um 500 v. Chr. vom Schwarzen Meere her sind bis zur Elbe gedrungen; der darauf hinweisende Goldfund von Betersfelde ist durch die sich mehrenden Funde von skythischen Pfeilspitzen, den Dolch von Striegau u. a. aus seiner Vereinzelnung gelöst. Im ganzen aber liegt dies Ostdeutschland abseits des europäischen Geschehens, von dem es nur gelegentliche Ausläufer erreichen, wie die donauländische Bandkeramik von Süden her bis Warschau und Graudenz und die Riesensteingräberleute bis über die Oder hinaus. Erst das illyrische Volkstum, das in den Ostalpen beheimatet war, hat mit der Lausitzer Kultur vom Ende des bronzezeitlichen zweiten Jahrtausends ab große Landstriche stärker besetzt, so daß noch Flußnamen daran erinnern. Sie werden dann von 800 ab im Norden durch die Germanen allmählich zurückgedrängt, während der Süden seit der Mitte des Jahrtausends immer stärker unter keltische Herrschaft gerät. Schon früher war das germanische Volkstum stärker in Bewegung geraten und hatte an der hinterpommerschen-westpreußischen Küste sein Ausbaugesbiet immer stärker vorgeschoben, bis es im Osten an dem baltischen Völkerblock Halt machen mußte. Diese germanischen Zuwanderer aus den verschiedensten Teilen her schließen sich allmählich zu Völkerstämmen zusammen, unter denen die Bastarnen und Skiren am frühesten zu erkennen sind. Aber der Drang, der sie nach Südosten weiterrückt, ist noch nicht klar; gegen 300 v. Chr. wird der Dnjster erreicht und die Wanderung ihm entlang fortgesetzt. Gut erkennbar ist dann eine weitere Gruppe, die den Leichenbrand in mit Schmutz verzierten Gesichtsurren mit Mäggedeckeln birgt und diese in Plattengräbern oder Grabkisten in größerer Zahl beisetzt; sie stellen Familiengräber mit längerer Nutzungsdauer dar. Im 1. Jahrhundert v. Chr. ist die Welt der Steinkisten verschwunden, neue Stämme, auch in den Schriftquellen bezeugend, tauchen als Zuwanderer von Skandinavien her auf. Die Burgunder führt ihre Stammsage von Bornholm her ins Land, die Vandalen aus der Gegend des Limfjords, wo Landschaftsnamen noch heute an sie erinnern. Der Siedlungsraum zwischen dem ostbaltischen Völkerblock und dem Subeten-Karpathengebiet ist der gleiche geblieben, nur ist der Fundstoff noch nicht klar genug gesondert. Aber um 100 n. Chr. haben die Burgunder bereits über die Subeten und die Oder nach Westen hinüber gegriffen. Als letzte erscheinen dann die Goten aus dem schwedischen Gotland an der Weichselmündung. Alle diese Stämme zeigen die gleiche Gesittung, wie wir sie noch aus dem Werk des Wulfila erschließen können, und beginnen sich bereits über das sonstige gewöhnliche Bauerntum hinauszuhoben. In manchen Dingen zeigt sich ihre nordische Herkunft: in

den Urnengravern neben den bezeichnenden Brandgruben eine Fülle von eisernen, gerollten oder zusammengebogenen Waffen, die oft die Brandpatina vor dem Rost behütet hat; auch oben auf den Urnen werden die Beigaben, wie Wehstein, Feuerstahl, Koppelschloß u. a. angetroffen. Auch Skelettgräber kommen z. B. in Oberschlesien vor; Pferdebestie dabei deuten auf den Adeligen, der zu Ross in den Kampf zog, und nun das Schwert zur Linken, die Lanze zur Rechten, Würfelbecher u. a. mitbekam. Die drei vandalischen Fürstengräber von Sackrau in Oberschlesien aus dem ausgehenden 3. Jahrhundert n. Chr. enthielten kostbaren Schmuck und Tafelgeschirr, das als Einfuhrgut aus den römischen Provinzen kam, wie die Millesioriglasschale aus Aquileja wohl, am Adriatischen Meer (oder Köln?), alles Zeugen einer ausgesprochenen Daseinsfreude. Etwas besonderes sind die Runeninschriften, auf einfachen Tongefäßen häufig vor dem Brennen eingeritzt, von magischer, wenn auch nicht immer klarer Bedeutung. Um so eindeutiger ist die Runeninschrift „tilarids“, auf der Speerspitze von Kovel in Wolhynien, was den Speer selbst als „Angreifer“ bezeichnet. Im Verein mit anderen schwer deutbaren Zeichen auf den sich mehrenden Waffenjunden zeigt das, wie kraftgeladen und voller Abwehrzauber diese Dinge sind.

Solange die Illyrer in Ostdeutschland fester gejeßen hatten, war die germanische Wanderbewegung nach anderen Richtungen gegangen; schon um 1000 v. Chr. bis nach Uppsala nordwärts und in Norwegen bis Drontheim; aber auch im Samland, bei Memel, in Estland und sogar in Finnland lassen sich kleine germanische Kolonien feststellen, die von der älteren bis in die jüngere Bronzezeit gehalten wurden. Am eindrucksvollsten spricht von ihnen die Grabform der schiffsförmigen Steinsetzungen, die in 130 Stück bekannt, in einem Dutzend von Stücken z. B. an der Dünamündung schon lange bekannt sind. Aber all dies germanische Blut ist für den Ausbau der späteren großgermanischen Welt verloren gegangen, aufgesogen von den finnischen und ostbaltischen Völkern, so wie auch die späteren wikingischen Siedlungen blutmäßig gewirkt haben. Aber auch die größte Menge der Ostgermanen erleidet dies Schicksal, da der gewaltige Raum die seßhaft gewordenen Völker nicht zusammenzuhalten vermag. Durch das ständige Nachdrängen kommt die große Ostbewegung zustande bis in die Provinzen des römischen Reichs. Von den nördlich und östlich des Karpathenbogens abgezogenen Bastarden und Skiren zeugen z. B. im russischen Gouvernement Poltawa Töpfe und ein ostgermanischer „Mützendeckel“ einer Gesichtsurne. Aus ihrer Verührung mit der griechischen Welt stammt der Marmorkopf von Brüssel, der wohl einen verwundeten Bastarden aus dem pergamenischen Kunstbereich um 200 v. Chr. darstellt. Ihnen folgten dann die Goten und anderen Stämme in den Raum der Donau und des Schwarzen Meeres, während andere nördlich der Alpen nach Westen zogen.

Das Ergebnis war die Entblößung des deutschen Ostraums, in den um 800 n. Chr. schon überall slawische Stämme, zum Teil bis über die Elbe hinaus vorgerückt

sind. Während im Westen schon eine ziemlich feste Grenze erreicht war, ist hier noch alles in Bewegung. Die Slawen mit ihrer noch sehr einfachen Gesittung erben nun in dem von den Germanen bebauten Land noch mancherlei bezeichnende Dinge, so das polnische Hinterhallenhaus, in dem zahlreiche Benennungen germanischen Ursprungs sind. Diese einfache Fortführung des Lebens zeigt, daß noch Restgermanen im 6.—8. Jahrhundert vorhanden waren, und zwar zahlreicher wohl, als man vermutet; auch eine Fülle von übernommenen Orts- und Flußnamen beweist es, die erst illyrisch, dann germanisch gewesen waren, slawisiert und dann eingedeutscht wurden. Der Wandel von Silingi (Wandalenstamm) zu slawisch Slenze und dann deutsch zu Schlesien macht es deutlich. Aber die slawische Sprache hatte sich überall durchgesetzt.

Und noch einmal kommt eine germanische Welle über diesen Ostraum: die Wikinger. Eine ganze Reihe von Stadtgründungen spricht von ihnen, von denen Truso im Weichselmündungsgebiet die bekannteste ist, dazu ihre Gräber. Am bedeutamsten aber ist wohl das Ergebnis der geschichtlichen Forichung der letzten Zeit, daß, wie einst der Waräger Kurik der Gründer des russischen Staates 862 gewesen, auch der älteste polnische Staat eine Wikingergründung sei und sein erster Leiter, Miesko, auch einen germanischen Namen, Dago, getragen habe und er wie auch die schlesische Piastendynastie normannischer Herkunft sei. Die an sich ganz unslawische Leibwache Mieskos von 3000 Mann ist dann nur aus dem germanischen Gefolgschaftswesen zu erklären. Vielleicht hat dieser Einschub germanischen Blutes mitgewirkt, der Eindeutigung so starken Widerstand zu leisten. Am Schluß wies der Redner noch darauf hin, wie der junge polnische Staat seit 1918 immer wieder seine Ansprüche auf unerlöste Provinzen durch Nachweise aus der Vorgeschichte zu unterbauen versucht habe, dem gegenüber es der deutschen Vorgeschichtswissenschaft ein leichtes war, die Tatsachen des ehemaligen germanischen und dann auch deutschen Volksbodens zu erbärten, wie sie in großen Linien an ausgewählten Lichtbildern vor den Augen und Ohren der aufmerksamen Zuhörer vorübergezogen waren. Ihrem Danke gab der Vortrager in warmen Worten Ausdruck. S. G.

Sonntag, den 17. Dezember 1939, Lichtbildervortrag in der Kunsthalle: Direktor Dr. Walter Dajfarge, Mannheim, über: „Mittelalterliche deutsche Kunst im Osten“.

Im Rahmen der Vortragsreihe, die sich unter dem bewegenden Eindruck der gewaltigen militärischen und politischen Ereignisse des Polenfeldzuges den Tragen des Ostens zuwandte und damit bewußt den engeren heimatgeschichtlichen Rahmen erweiterte, mußte auch die bildende Kunst eine Darstellung finden. Ihre Leistungen und ihr Einfluß im Raume der historischen Ostkolonisation des deutschen Volkes sind nicht minder tief und großartig als die politischen und wirtschaftlichen Folgen dieses jahrhundertelangen Wertes friedlicher Ausdeh-

nung. Mit seinem lebendigen Vortrag, der die starke innere Anteilnahme an dem Gegenstand spürbar werden ließ, führte Direktor Dr. Passarge seine Hörer auf ein von der kunstwissenschaftlichen Forschung bislang noch verhältnismäßig wenig bestelltes Feld. Während in den letzten Jahrzehnten emsiger Gelehrtenfleiß die politischen Ereignisse in allen Einzelheiten immer gründlicher erforschte, begann man erst spät, sich auch der künstlerischen Leistung des Deutschtums im Osten zuzuwenden.

Einen knappen, auf das eigentliche Mittelalter begrenzten Ueberblick zu geben, war Absicht und Ziel des Vortrages. Er bot indessen dem Hörer nicht allein ein erstes höchst eindrucksvolles Bild künstlerischen Schaffens, er wußte ebenso sehr die erstaunliche Vielfalt und ungebrochene schöpferische Kraft des deutschen Volkes anschaulich zu machen. Eine große Zahl gut gewählter Lichtbilder unterstützte dabei das erläuternde und deutende Wort und gab Gelegenheit, manche kaum oder gar nicht bekannten Kunstdenkmäler in hervorragenden Aufnahmen zu sehen. —

Dem deutschen Kolonisten ist zu allen Zeiten der deutschen Ostbewegung des Mittelalters der Künstler gefolgt; sein Wirken führte ihn tief in die von Slawen besetzten Gebiete: ostwärts bis zu einer Linie, die in ihrem Verlauf sich fast genau mit der Demarkationslinie der deutsch-russischen Interessensphären deckt, ist deutscher Kunsteinfluß vorgebrungen, während der jenseits dieser, wenn man will, „künstlerischen Demarkationslinie“ gelegene Raum in allen künstlerischen Schöpfungen nach Form und Inhalt die Wesenszüge russisch-byzantinischer Kunst trägt. Zahlreich sind schon die Werke in der ersten Epoche der Kolonisation, die — getragen und gefördert von den Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser im 12. Jahrhundert — nach dem opferreichen Beginn der ottomischen Zeit unaufhaltsam ostwärts über Elbe und Saale drang und mit dem Christentum die höhere Kultur brachte. Viele Bauten dieses Zeitalters sind zerstört, ganz verschwunden oder nur in Resten, als Teile späterer Neubauten, auf uns gekommen; unter den erhaltenen ragt der Dom von Riga als kraftvolles Zeugnis formstärkeren romanischen Bauwillens hervor. Wie weit schon im 12. Jahrhundert deutscher Kunstwillen in die slawischen Lande sich erstreckte, zeigen die berühmten Bronzestaturen des Domes von Gnesen, die das Leben und Werk des Preußenmissionars Adalbert mit eindrucksvoll-lebendiger Gestaltungskraft erzählen. Sie zeugen für den ersten steilen Aufstieg auch des plastischen Schaffens in den neuererschlossenen Gebieten; in den figurenreichen Schöpfungen der Goldenen Pforte am Dom in Freiberg und der Kreuzigung von Wechselburg erreicht diese Zeit ihre künstlerische Reife.

Mit der Gründung des Deutschordensstaates setzte dann im 13. Jahrhundert ein neues Zeitalter vorwiegend bauschöpferischer Tätigkeit ein. Die großartigen, politischen Machtwillen und kulturelle Ueberlegenheit gleicherweise verkörpernden Bauten des deutschen Ostens haben wesentlich unsere Vorstellung von ostdeutscher Kunst bestimmt. Ueberall, längs der Küste der Ostsee und tief im

Inneren des Landes, erstanden die Burgen und Schlösser des Ordens — Bollwerke politischer und militärischer Macht, zu Abwehr und Angriff gerüstet, zugleich Mittelpunkte religiösen und geistigen Lebens. Von Marienwerder, von Heilsberg und Lochstädt, wo der Hochmeister Heinrich von Plauen sein kampferfülltes Leben als einsamer, verfehmter Gefangener tragisch vollendete, die Ostseeküste hinauf bis Riga, Reval und Narwa, dessen helle, stolzragende Hermannsfezte im Vergleich zu der am jenseitigen Ufer des Flusses errichteten dunkel-düster drohenden Festung Zwangorod mit sinnbildlicher Kraft den Gegensatz deutschen und slawischen Wesens offenbart. Alle Bauten aber des Deutschen Ritterordens überstrahlt an Schönheit und Größe, an Pracht und Kühnheit die Danziger Marienburg, der glanzvolle Sitz des Hochmeisters. Sie war im 14. Jahrhundert vollendet worden; Burg, Wehrbau, Kapelle und Palast vereint sie im reinen Zusammenklang der einzelnen Bauglieder, deren jedes für sich in steinerner Mächtigkeit von der unvergänglichen Leistung des Ordens kündet.

Den Burgen und Schlössern des Ordens reihen sich die Kirchenbauten an. Im ganzen eroberten und kolonisierten Gebiet des Ostens ragen sie zu Hunderten empor. Deutsche haben sie erbaut; deutsch ist ihre künstlerische Formensprache: bei den Hallenkirchen wie St. Jakob in Thorn oder der Marienkirche in Danzig nicht anders als bei den Domen zu Riga und Reval, die den Grundriß der alten Basilika bewahrt haben.

Die Epoche der bürgerlichen Kolonisation, die nicht zum geringsten Teile getragen war von den wagemutigen Kaufleuten der Hanse, hat den Osten recht eigentlich dem deutschen Kulturkreis einverleibt. Nach deutscher Planung entwickelten sich die Städte, sie nahmen deutsches Recht an und gestalteten ihr Leben nach dem Vorbild der Heimat.

Fast eindrucksvoller noch als in der kirchlichen Baukunst des Ostens wird deutscher Einfluß und deutsche Leistung in den vielen bürgerlichen städtischen Bauten sichtbar. Unverkennbare Züge innerer Verwandtschaft tragen die großen Rathausbauten, denen wir überall begegnen, auf deutschem Boden schon, in Lübeck und Moskau, in Königsberg, Stralsund und Danzig bis hin zu dem Rathaus in Thorn, das man als „das imposanteste Rathaus ganz Deutschlands im Mittelalter“ angesprochen hat. Zu eigenständiger Blüte und höchster künstlerischer Entfaltung gelangte hier im östlichen Siedlungsraume die deutsche Malerei und Plastik des 14. und 15. Jahrhunderts. Wie etwa Bernt Notkes Werk bis Reval im Nordosten hinaufdringt, so hat Veit Stof in Krakau die Reife seiner künstlerischen Meisterschaft erlebt. Das gewaltige Altarwerk von S. Marien in Krakau, voll unerhörter Gestaltungskraft und Kühnheit im Aufbau des Ganzen wie in der Ausführung der Teile, ist wie eine letzte Steigerung plastischer Ausdrucksmöglichkeiten, die fast schon den Rahmen der mittelalterlichen Plastik sprengen und in der erregten und erregenden Leidenschaft ihrer Gebärden Sprache das Pathos des Barocks vorwegzunehmen scheinen.

Mit dem Schaffen des Nürnberger Meisters, den die polnische Forschung zu Unrecht als Polen hatte erweisen wollen, erreichte der fesselnde und bei aller Gedrängtheit farbige Ueberblick seinen Abschluß. Die Kunst des Mittelalters gelangt hier mit Beit Stoß zu einem letzten späten Höhepunkt und zu einer Wende: auch in der deutschen Kunst des Ostens setzt — wie in der Entwicklung deutscher Kunst überhaupt — mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts eine neue Epoche ein, die zum Schluß noch kurz gestreift wurde.

Im Namen des Vereins und der Gäste dankte der Vorsitz mit beredten Worten. L. W. B.

Sonntag, den 18. Februar 1940. Vortrag im Trabantensaal des Schlosses. Universitätsprofessor Dr. Walter Plashoff, Rektor der Universität Frankfurt a. M.: „Der deutsche Osten“.

Der Darstellung der vor- und frühgeschichtlichen Entwicklung des Ostraumes, die Professor Wahle gegeben hatte, schloß sich das Bild der Geschehnisse an, die sich im hellen Lichte der Geschichte vollzogen, deren jüngsten, dramatischen Verlauf wir in diesen Monaten erlebten. Bei der unübersehbaren Fülle des Stoffes war es nur natürlich, daß sich dieses Bild auf die gestaltenden großen Ereignisse beschränken mußte. Die straffe Gliederung seines Vortrags ermöglichte es Professor Plashoff, die tragenden Entwicklungsströme herauszuarbeiten; sie sicherte ihm die Aufmerksamkeit der Hörer. Den lebhaftesten Beifall am Schluß des lebendigen Vortrages unterstrichen die Dankesworte des Vereinsvorsitzers.

Der Osten des Reiches ist schon durch seine Grenze vom Westen unterschieden: hier eine feste Sprachscheide, eine Grenzlinie, die seit Jahrhunderten ohne wesentliche Veränderungen besteht; dort — im Osten — ständige, flutende Bewegung, keine Grenzlinie, vielmehr eine Grenzfläche mit zahlreichen Ausbuchtungen und vielen fremden Einsprengeln. Zu diesen schwierigen geographischen und geopolitischen Verhältnissen kommt die ungeheuer wechselvolle politische Entwicklung des Ostraums, die seit der Abwanderung germanischer Stämme und dem darauf folgenden Nachstoßen slawischer Völker in die frei gewordenen Räume nie wieder zu Ruhe und Stetigkeit gelangt ist. In friedlicher Kolonisation und kriegerischem Vorgehen wurden die verlorenen Gebiete wieder besetzt; in weitestem Umfange ist der Ostraum wieder deutsch geworden. Dieser Vorgang, der mit dem 8. Jahrhundert beginnt und im 14. Jahrhundert seinem Ende zugeht, gehört zu den größten, den dauerndsten Leistungen des deutschen Volkes. Ohne die Eindeutschung der eigentlichen Ostmark und ohne die kolonisatorische Durchdringung der weiten Gebiete östlich der Elbe und Saale würde — nach einem Wort Adolf Hitlers — „unser Volk heute überhaupt keine Rolle mehr spielen“.

Zeit dem Ende des 8. Jahrhunderts wurde in unaufhaltsamem Vordringen die eigentliche Ostmark dem Reiche wiedergewonnen; in schweren, siegreichen Kämpfen ist sie gegen den Ansturm fremder Völker behauptet worden: die Ungarn vernichtete Otto I. 955; die Türken-

gefahr der Jahre 1529 und 1683 hat die habsburgische Macht erfolgreich abgewehrt. Als Vorposten und Bollwerk des Deutschtums im Osten stand der Habsburgerstaat unerschüttert, bis er selbst an der unlösbaren Problematik des Nationalitätenkampfes scheiterte und die Macht der Doppelmonarchie, von innen bereits ausgehöhlt, im Weltkrieg zerbrach. Der Nationalitätenkampf, der den Habsburger Staat während des ganzen 19. Jahrhunderts aufs schwerste belastete, hat nirgends leidenschaftlicher getobt als in Böhmen und Mähren. Der übersteigerte tschechische Nationalismus hat hier ohne Rücksicht auf die politische und kulturelle Vergangenheit der „Zitabelle Europas“ (Bismarck) seine Forderungen nach einem eigenen Staat durchzusetzen gewußt; in den Bestimmungen des Versailler Dictats sah er seine Träume verwirklicht. Noch leben die wuchtigen Schläge unverwischen in unserer Erinnerung, die diesem Unstaat ein Ende bereiteten!

Wenn es hier in Böhmen und Mähren die kulturelle Ueberlegenheit des Deutschtums gewesen ist, die das Land erschloß und die Voraussetzungen seiner Entfaltung schuf, so war dies noch in viel höherem Maße in dem nordwärts angrenzenden Raume der Fall. Die kolonisatorische Leistung des deutschen Volkes, das hier in jahrhundertlangem, zähem und opfervollem Ringen zunächst die Gebiete östlich der Elbe und Saale, die in den Jahrhunderten der germanischen Wanderungen von Slaven besetzt worden waren, zurückgewann und dann weiter ausgriff nach Osten, ist durch die Ereignisse der jüngsten Gegenwart erneut in das Bewußtsein der Nation gerückt worden: die Gründung des Deutschordensstaates, seine Blüte und sein Niedergang, der Aufstieg des Polentums in dem polnischen-litauischen Großreich der Jagiellonen: das rasche Versiegen seiner staatlichen Macht: der innere Zerfall und die Teilungsverträge, die das Gebiet zerstückelten und das staatliche Schicksal Polens besiegelten.

Daß die Erfolge deutscher Kolonisation im Ostraum gehalten und gefestigt werden konnten, war das Verdienst des brandenburgisch-preussischen Staates, der unter der Leitung der drei großen Hohenzollern, mit dem großen Kurfürsten, mit Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen zur beherrschenden Macht des deutschen Nordens und Ostens emporstieg. Ueber alle Schwierigkeiten der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, über alle Hemmungen durch europäische Mächtekongellationen hinweg haben die Hohenzollern das Werk der inneren Kolonisation vollendet: sie haben Schlesien ihrem Staate erworben, mit Westpreußen die Landbrücke zu Ostpreußen gewonnen und damit die Geschlossenheit des Staatsgebietes erreicht. Die Polenfrage hat seitdem die innere Politik Preußens immer beschäftigt: ihre Probleme haben während des ganzen 19. Jahrhunderts zugleich die Außenpolitik des Bismarckreiches in seiner Haltung zu Rußland wesentlich beeinflusst: eine Lösung haben sie nicht finden können, da alle Versuche friedlicher Zusammenarbeit auf den Widerstand des nationalistischen Polentums stießen. Der Staat aber, der in Versailles geschaffen wurde, war eine Konstruktion, die nur lebensfähig sein konnte, so lange es ein niedergeworfenes, ent-

machtes Deutschland gab. Mit dem Wiederaufstieg Deutschlands unter nationalsozialistischer Führung und seiner Bereitschaft, zu einer gerechten, dauernden Lösung der Minderheitenfrage zu gelangen, war für Polen die Stunde der Entscheidung gekommen. Als es glaubte, den deutschen Friedenswillen mißachten zu dürfen und als Schwäche deuten zu können, hat es vor der Geschichte verjaagt: die Ereignisse im September des Jahres 1939 brachten in dem Feldzug der achtzehn Tage den Zusammenbruch eines Staates, wie ihn in solchem Ausmaß die neuere Geschichte nicht kennt; der Sieg der deutschen Waffen schuf zugleich die Voraussetzungen, die Fragen des Ostens nunmehr von Grund auf neu und dauernd zu lösen. L. W. B.

Samstag, den 16. März 1940, Vortrag im Traubentensaal des Schlosses von Universitätsprofessor Dr. Franz Schulz, Frankfurt a. M., über: „Der deutsche Osten in der deutschen Geistesgeschichte“.

Die führenden Herde der geistigen Bildung des deutschen Volkes rücken stetig von Westen nach Osten. Nach dem west- und ostfälischen Raum um 800 und 900 werden um 1350 Böhmen, um 1550 die Städte an der mittleren Elbe, um 1650 Schlesien, um 1750 Ostpreußen zu Licht und Wärme spendenden, durch ihre besonderen Leistungen die übrigen deutschen Landschaften jeweils überstrahlenden Mittelpunkten deutschen Geistes. Grundjählich konnte sich das ostdeutsche Kolonialland zunächst nur von den im Mutterland herrschenden geistigen Strömungen mitreißen lassen. Und da dieses Kolonialland, vom böhmischen Raum abgesehen, erst um etwa 1450 zu einer geistigen Macht heranzureifen beginnt, so ist das erste festzuhaltende Ereignis der Geistesgeschichte des deutschen Ostens die Aufnahme der deutschhumanistischen, neulateinischen Bewegung. Erst später reißt dann der deutsche Osten zu eigener geistesgeschichtlicher, schöpferischer Arbeit heran. Gemeinsprache und Einheitsstaat (Böhmen-Sachsen und Preußen-Brandenburg) sind die eigentümlichen Leistungen des Siedelvolkes; Gemeinsprache und Einheitsstaat haben die Grundlage abgegeben für das geistige Leben, für die Kunst und Dichtung des deutschen Ostens.

Professor Dr. Franz Schulz, der Vertreter der deutschen Literaturgeschichte an der Frankfurter Universität, beleuchtete die geistigen Leistungen des ostdeutschen Siedlungsgebietes im einzelnen, in ihrem Zusammenklang mit der jeweiligen gesamtdeutschen Geisteslage und in ihrer schöpferischen Eigenart mit den Höhepunkten 1350, 1630, 1750 bis zu dem Deutschböhmen Adalbert Stifter.

Die Literatur des Ordensstaates (1250—1450) ist als Literatur einer landesfürstlichen Herrenkaste in ihrer Eigenart bestimmt: im wesentlichen trägt sie die Züge der gleichzeitigen Literatur des deutschen Mutterlandes. Das ausgedehnte Schrifttum dient bestimmten kulturpolitischen Zwecken; Jeronimus „Aronika von Pruzinland“ (um 1340) in kurzen mitteldeutschen Reimpaaren

läßt die Bemühungen des Ordens erkennen, die Geschichte des Ordens in die Weltgeschichte einmünden zu lassen. Unter den Anregungen des 1331 zum Hochmeister gewählten Herzogs Luther von Braunschweig entsteht eine geistig erziehende und werbende Dichtung.

Wie im Gebiet des Ordens, so wird auch im böhmischen Raum die Kultur von mitteldeutschem Volkstum getragen. Hier wie dort galt es, zunächst eine allgemeine kulturelle Grundlage für den weiteren Aufbau zu schaffen: Karl IV. begründete 1348 in Prag die erste deutsche Universität. In der geistigen Welt des Hofes erwuchs unter italienischem Einfluß (Cola di Rienzi und Petrarca) die größte und schönste Schöpfung des mitteldeutschen Siedellandes: „Der Ackermann und der Tod“ des Saazer Notars Johannes von Tepl. Hier wurde auf ostmitteleuropäischer Grundlage der Grund gelegt für unsere hochdeutsche Gemeinsprache.

Der Elßässer Wurner und der Franke Celtes tragen deutsche humanistische Bildung weit nach Osten, nach Krakau, wo, mit okkultistischer Spielerei gemischt, die Naturwissenschaften blühten. Kopernikus entstammt dieser Welt. Bei den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Schlesien und Ostpreußen verpflanzt sich böhmisch-schlesischer Humanismus nach Preußen. Grübelnder Tiefsinn, unerbittliche Stärke des Denkens, kritische Wachsamkeit entwickeln sich als besondere geistige Kräfte in Preußen; wie in Kopernikus sind sie auch in Kant lebendig.

Schlesien erwacht zu selbständigen geistigen Leistungen um 1630 mit dem lebenswürdigen Fleming, mit Gryphius, mit Logau und seinen Sinngedichten, Hofmann von Hofmannswaldau, dem Vertreter einer pompösen Barockdichtung, Martin Opitz, dem poetischen Gesetzgeber der Zeit. Der große schöpferische Beitrag allerdings des schlesisch-lausitzischen Raumes zur allgemeinen deutschen Geistesgeschichte ist die Mystik. Man muß im Hungerpastor nachlesen, wie Raabe den dichterischen Versuch unternimmt, das Wesen eines philosophischen Schuhmachers zu ergründen, des Schuhmachers hinter der wassergefüllten Glasugel, in der sich die Strahlen des eindringenden künstlichen und natürlichen Lichtes brechen und zum Sinnbild für die geistigen Kräfte werden, welche die Natur bestimmen. Jakob Böhme, Hirt und Schusterlehrling, wahrscheinlich aus Böhmen stammend, ist der große Vertreter jener Mystik. In diese Welt gehörten Johann Scheffler (Angelus Silesius) mit den berausenden Versen seines „Cherubinischen Wandersmannes“. Der Schatz des evangelischen Kirchenliedes wird aus diesem Raum heraus bereichert durch Johann Heermann und Benjamin Schmolz; Paul Gerhard findet in der Lausitz Zuflucht, als er von dem Großen Kurfürsten seines Amtes enthoben worden war. Graf von Zinzendorf begründet 1721 zu Herrnhut seine Brüdergemeinde. Die religiöse Jubrust der Mystiker teilt sich Klopstock mit; Kowalis und Schleiermacher entstammen dem Gedankenkreis der Brüdergemeinde selbst.

Bei der Stammesverwandtschaft zwischen Schlesien und Ostpreußen wird es verständlich, daß wir bei Robert Robertin und Simon Dach mystisch durchwehte,

musikalisch empfundene Lieder finden. Es ist reizvoll, festzustellen, daß dieselben Landschaften den Breslauer Christian Wolff und den Ostpreußen Gottsched (aus Juditten) in die Reihen der deutschen Aufklärer senden; dabei erweist sich Gottsched in seiner Zucht, Sicherheit und organisatorischen Fähigkeit als echter Ostpreuze.

Am entscheidendsten für das deutsche Geistesleben wurde die vom Nordosten ausströmende deutsche Bewegung, die der rationalistisch-mechanistischen Welthaltung der Aufklärung ihre dynamisch-organisch-vitalistische Weltanschauung entgegensetzt. Hamann sucht aus der Vorzeit der Menschheit das Ursprüngliche zu erkennen; Herder sieht die Geschichte der Menschheit als Zusammenpiel lebendiger Kräfte; in ihr sucht er den Menschen als Menschen. Zugleich wird Herder zum Vater des Nationalgefühls, weil er mit als erster die lebendigen Kräfte ahnt und schaut, die den Organismus des völkischen Staates bedingen. Der „Sturm und Drang“ erfährt seine entscheidenden Antriebe von Ostpreußen. Die Romantik baut weiter auf der deutschen Bewegung; dem Ostraum selbst gehören an der Königsberger Zacharias Werner und G. T. A. Hoffmann, der Begründer der Märchen- und Künstlernovelle. Letztes Ergebnis dieses Kampfes gegen die rationalistische Weltanschauung des Westens ist Goethes Faust.

Im Südostraum gewinnt erst seit der Barockzeit Oesterreich einen gewissen Abstand vom großen Strom deutscher Dichtung, z. B. durch das lustige Volksdrama des 18. Jahrhunderts, das im 19. Jahrhundert Fortsetzung und Pflege findet durch Nestron und Raimund. Sie schaffen wie später Anzengruber mit seinen Volks- und Bauernstücken einen österreichischen Natu-

ralismus, der nicht verwechselt werden darf mit dem internationalen Naturalismus des 19. Jahrhunderts. Grillparzer, der größte Klassiker des deutschen Südostens, vereinigt die ganz Deutschland erfassenden Strömungen der Klassik und der Romantik. Karl Postl aus Mähren mit dem Schriftstellernamen Zealsfeld, ein Sohn des bayerischen Siedlungsraums, war fähig, die Besiedlung Amerikas und seine Volk- und Staatwerdung aus inneren eigenen Kräften heraus zu gestalten. Sein Zeitgenosse, Geistesverwandter und Landsmann Adalbert Stifter hat vergleichbar damit in seinem „Witiko“ die Bildung der Gesellschaft und die europäische Staatwerdung des böhmischen Raumes dargestellt. Bei beiden ist der einzelne nur Ausdruck seines Volkes, das in bewegten Bildern lebendig wird. Im „Witiko“ werden Held, Führer, Gefolgstreue, Klasse, Boden, Einzagbereitschaft als Kräfte der Volkswerdung geschaut: deutsche Volkswerdung aus dem böhmischen Raume heraus. Kultur- und Landschaftsbilder von farbenprächtiger realistischer Gewalt treten uns gleichermaßen entgegen in Stifiers heimatischem Roman „Nachsommer“ wie in der bis dahin der deutschen Sprache uneröffneten Farben- und Formenschau des amerikanischen Kontinents durch Postl.

Der Dank der Zuhörer galt einmal der von dem Redner gebotenen in knappen klaren Formulierungen vortragenen Ueberschau über den Anteil des Ostraums am deutschen Geistesleben; zum andern der neuen Wertgebung aus der landschaftlichen und stammeskundlichen Einreichung der Dichter und Denker des deutschen östlichen Koloniallandes und schließlich der Herausstellung von schöpferischen Persönlichkeiten und Werken, die wie z. B. Stifiers „Witiko“ erst großdeutsche Betrachtung in ihrer vollen Bedeutung erkennen konnte. H. C.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Deutscher Westen — Deutsches Reich. Saarpfälzische Lebensbilder, Band I. Herausgegeben im Auftrag der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften von Kurt von Raumer und Kurt Baumann. Kaiserslautern 1938. Verlag der Pfälz. Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. V u. 245 Seiten. Leinen 6.— RM.

Die deutsche Landesgeschichtsschreibung hat in den letzten Jahrzehnten eine stattliche Reihe biographischer Sammelwerke geschaffen. In der jeder lebensgeschichtlichen Darstellung eigenen Lebendigkeit haben sie die reichen Früchte einer mühsamen und entjaunungsvollen Einzelforschung zumeist glücklich zusammengefaßt und breiteren Leserkreisen vermittelte. Andererseits ließen sie den ganzen Reichtum an schöpferischen Persönlichkeiten sichtbar werden, den Deutschland in mannigfaltiger Stammesmäßigkeit wie landschaftlich verschiedener Prägung und Eigenart hervorgebracht hat. Die Liebe zur eigenen Heimat, die Begeisterung für ihre Geschichte und ihre Men-

schen, da und dort aber auch ein Einschlag unverkennbar partikularistischer Gesinnung mögen dabei mitunter die Auswahl der dargestellten Persönlichkeiten beeinflussen und die Art der Darstellung bestimmen haben. Eine gewisse Enge der Betrachtung und landschaftliche Gebundenheit des Urteils und der Wertung konnten nicht immer ganz überwunden werden!

Dieser Gefahr waren sich die Herausgeber der „Saarpfälzischen Lebensbilder“ wohl bewußt: in Anlage und Aufbau weicht ihr Werk stark von manchem früheren mit ähnlicher Zielsetzung ab. Der Unterschied ist nicht allein ein äußerer der Ordnung und der Einteilung; er ist ebenso sehr ein grundsätzlicher und darin in dem tiefen Wandel begründet, den unser Geschichtsbild in den bewegten Jahren jüngster Vergangenheit erfahren hat. Darauf weisen die Herausgeber, Kurt Baumann und Kurt von Raumer, in ihrem Vorwort mit Nachdruck hin: „Die geistige Wandlung, welche die deutsche Revolution von 1933 ausgelöst hat, muß auch und erst recht in dem kleineren landschaft-

lichen Bereich, auf den unsere Arbeit im besonderen gerichtet ist, zur Geltung kommen. So bestand angeichts des Durchstoßes der Wissenschaft zur völkischen Bezogenheit unsere Aufgabe nicht darin, die Fülle von Einzelindividualitäten, die in der pfälzischen Geschichte irgendwie und irgendwo eine größere oder kleinere Rolle gespielt haben, alphabetisch aneinanderzureihen, lediglich durch den Einband des Buchbinders zusammengehalten, sondern wir versuchten die heimatlische Vergangenheit im Spiegel ihrer großen und ihrer typischen Persönlichkeiten so darzustellen, daß bei aller Vielgestaltigkeit und Verschiedenheit im einzelnen doch ein Überindividuelles zum Ausdruck kommt: der Anteil unseres Landes am geschichtlichen Schicksal der deutschen Nation. Nicht das kann der Sinn landesgeschichtlicher Forschung und Geschichtsschreibung sein, daß wir etwa in ihr die Vergangenheit im Licht einer partikularistischen oder lokalpatriotischen Betrachtungsweise zu sehen beabsichtigen, sondern vielmehr die Erkenntnis, die wir aus ihr erhalten, daß alles geschichtliche Werden, das sich in unserem pfälzischen Raum vollzieht, ausgerichtet ist auf die große Entwicklung deutscher Volkwerdung, daß wir in ihm nur Teilgeschehen vor uns haben, das vom Schicksal der Gesamtnation her seine letzte Sinndeutung erhalten muß.“

Mit dieser Zielsetzung war der ursprüngliche Plan eines biographischen Lexikons, wie ihn die „Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ 1926 ausgearbeitet und in Angriff genommen hatte, nicht mehr zu vereinbaren; er mußte völlig umgestaltet werden. Die damals eingesetzte Kommission jedoch hat unter der rührigen Führung von Ludwig Eid in den fünf Jahren ihres Wirkens (ihm setzten 1931 einschneidende Sparmaßnahmen ein vorzeitiges Ende!) überaus wertvolle, ja unentbehrliche Grundlagen für ein umfassendes pfälzisch-biographisches Archiv geschaffen. Wie sehr ihre Arbeiten dem 1934 neu in Gang gebrachten Unternehmen zugute kamen, wird von den Herausgebern dankbar festgestellt. Die ursprünglich beabsichtigte alphabetische Folge wurde nunmehr aufgegeben; an ihre Stelle trat die Darstellung geschlossener Persönlichkeitsreihen, deren einzelne Glieder gleichgerichteten Streben und der Bereich ihres politischen Wirkens verbindet.

Der erste, seit 1938 vorliegende Band, dem — so hoffen wir — bald weitere folgen werden, vereinigt die Lebensbilder von 16 Politikern und Staatsmännern, die dem saar-pfälzischen Raum entstammen. Der Titel „Deutscher Westen — Deutsches Reich“, der diese Biographien zusammenfaßt, stellt gleichsam das Leitwort dar, das jedes einzelne der hier geschilderten Schicksale erfüllte und gestaltete. In ihm klingen die beiden Grundfragen rheinisch-deutscher Geschichte an, die im Wechselspiel der innen- und außenpolitischen Entscheidungen stets Leben und Wirken ihrer schöpferischen Persönlichkeiten bestimmt haben: „Rheinkampf und Reichsgedanke“. Die darin beschlossene „Durchdringung des Pfälzisch-Besonderen mit dem Allgemein-Deutschen“ klar und beispielhaft herauszuarbeiten und zu zeigen,

wie sehr sie bei aller Verschiedenheit in Herkunft und persönlichem Schicksal, in Wollen und Vollbringen das Wesen und die Haltung jedes einzelnen dieser Politiker geprägt hat, ist das vornehmste Ziel der Darstellung gewesen. Die beiden Herausgeber haben es in Verbindung mit insgesamt 14 Mitarbeitern erfolgreich und vorbildlich verwirklicht. Sieht man ab von der bei jeder Zusammenarbeit einer größeren Anzahl von Gelehrten gegebenen Verschiedenheit des methodischen Vorgehens und der Stärke der schriftstellerischen Leistung, so ist es gerade die strenge Einheitlichkeit der inneren Haltung, die den Gesamteindruck des Werkes bestimmt.

Die große Zahl der Beiträge verbietet es, jeden einzelnen eingehend kritisch zu würdigen. Mehr als kurze Hinweise, die den Inhalt anzudeuten versuchen, können hier nicht gegeben werden; sie werden nur da ausführlicher sein dürfen, wo die Darstellung neue Ergebnisse und Wertungen mit überzeugenden Gründen vertritt oder da, wo eine zu Unrecht vergessene oder verkannte geschichtliche Leistung in ihrer historischen Bedeutung neu erfaßt und verlebendigt wird. Auch wird man mit den Herausgebern nicht über die Auswahl der dargestellten Persönlichkeiten rechten wollen: sie muß für sich selber sprechen. Man wird sich dabei angeichts der gerade in diesen Tagen und Wochen erneut mit ungeheurer Wucht und Eindringlichkeit erlebten Erfahrung von dem unaufhörlichen Wandel, dem alles historische Geschehen und historische Urteil unterworfen sind, bewußt bleiben müssen, daß auch in dieser wie in jeder Auswahl sich die Anschauungen und Wertungen einer bestimmten geschichtlichen und geistigen Situation spiegeln; daß in ihr zugleich — und das haben die Herausgeber selbst bezeugt — ein bestimmtes, auch generationsbedingtes, geistiges Wollen zum Ausdruck kommt, wie es jede und zumal jede verantwortungsbewußte politische Geschichtsschreibung in sich trägt. Politische Geschichtsschreibung aber ist dieses Werk, will und muß es sein in einem Augenblick, da sich Neugestaltungen deutschen und europäischen Schicksals vor noch unübersehbarem Ausmaß zu formen beginnen. Die Herausgeber haben diese Aufgabe ihres Werkes gütig umschrieben: „Das Bewußtsein des gemeinsamen Grenzlandschicksals wird mehr als alle anderen Erinnerungen und Traditionen die Zukunft der Deutschen zwischen Saar und Rhein bestimmen. Es ist die vornehmste Absicht unseres Buches, diesen Menschen der Südwestmark zu zeigen, wie auch ihre Vergangenheit sie aufs deutlichste auf die gemeinsame Aufgabe hinweist, Hüter der Grenze zu sein, Dienst zu tun an Volk und Reich.“ Im August 1937 niedergeschrieben, haben diese Worte in der Stunde der opferreichen Bewährung, die der deutschen Westmark in dem neuen Daseinskampf unseres Volkes auferlegt war, ihre tiefste Erfüllung gefunden! —

Den Band eröffnet das Lebensbild Kaiser Konrad's II. (990—1039), des ersten Saliers, eines der männlich kraftvollsten unter den deutschen Herrschern des Mittelalters. Gerd Tellenbach's feinabgewogene, in der ruhigen Klarheit und Kraft der Dar-

stellung lebensvolle, überzeugende Studie faßt schärfer, als es bisher geschehen war, die geschichtliche Leistung des Staatsmannes, dessen kluge, fast nüchtern-realistische Politik die tatkräftige Bewahrung eines überkommenen Machterbes mit zielsicher ausgreifendem Handeln verband. Wie er die Macht des deutschen Königtums geschickt zu stärken wußte, so hat er mit dem Erwerb Burgunds für das Reich (1037) die politische Vorherrschaft des Deutschtums in Europa für Jahrhunderte befestigt. Noch ungebrochen an innerer Stärke, noch unbefritten in seinem abendländischen Machtanspruch, erlebte das deutsche Kaisertum des Mittelalters in Konrad II. einen stolzen Höhepunkt. Das ereignissschwere Zeitalter der Hohenstaufen vertritt Markward von Annweiler (um 1140—1202), der bedeutendste der pfälzischen Reichsministerialen, vertrauter Berater Kaiser Heinrichs VI., der nach des Kaisers frühem Tode auf eine Zeitlang die kaiserliche Macht in Unteritalien und Sizilien in zähem Kampfe gegen das Papsttum erfolgreich behauptete. Sein Leben und sein politisches Wirken schildert Rudolf Kraß unter gewissenhafter, gründlicher Auswertung der spärlichen Überlieferung als das „größte Beispiel dafür, welche Kräfte und Verbindungen in der pfälzischen Reichsministerialität lagen.“

Zwei Gestalten, die im Abstand von fast einem Jahrhundert sich als Kurfürsten von der Pfalz folgten, lassen den tiefen Wandel erkennen, den die deutsche und mit ihr die abendländische Welt im späten und ausgehenden Mittelalter erfuhr. Der eine: Ruprecht I. (1309—1390), der Gründer der Heidelberger Universität, der mit nüchternem Wirklichkeitsfönn den Territorialstaatsgedanken gegen die Reichsidee stellte und so in einer an Kämpfen, Erfolgen und Verzichten überreichen Regentenlaufbahn zum Schöpfer des kurpfälzischen Territorialstaates wurde (Ernst Hock). Friedrich I. der Siegreiche (1425—1476), der andere, war ein unermüdlicher Mehre des pfälzischen Staates, dessen inneren Ausbau er vollendete. Seine Politik der „offensiven Sicherung“, der Einschüchterung der Gegner und des Raumb- und Landgewinnes im Angriff gegen mächtige Nachbarn, war eine Politik, die der Kurpfalz reichen Gewinn einbrachte. Friß Ernst hat ihn in seinem Lebensbild von starker Eindringlichkeit gezeichnet als die Gestalt des Territorialfürsten seiner Zeit, „zwar nicht bezeichnend für die Stellung der Fürsten zu ihrem Kaiser, aber Vorbild in seiner Stellung zu seinem Land“.

Deuten manche Züge in der Politik dieses Fürsten bereits auf den beginnenden Wandel der mittelalterlichen Welt und den Anbruch der Neuzeit hin, so steht Franz von Sickingen (1481—1523) schon mitten in den Kämpfen, die diese Zeitemwende heraufgeführt hat. In seinem lebendigen Charakterbild schildert Günther Franz neben Lebensschicksal und Wesen der Persönlichkeit Sickingens das Schicksal des untergehenden Ritterstandes in den politischen und kriegerischen Stürmen der Reformation.

Den folgenden zwei Jahrhunderten, dem siebzehnten und dem achtzehnten, den Jahrhunderten des Absolutis-

mus gehören drei Männer an, in deren Leben und Wirken sich verschiedene Entwicklungsstufen des Zeitalters des unumschränkten Fürstentums spiegeln. Graf Gustav Adolf von Nassau-Saarbrücken (1632—1677) „war der erste Vorkämpfer und zugleich der erste Wärthrer deutscher Freiheit an der Saar“. In unererschütterlicher Treue zu Kaiser und Reich hat dieser Regent der kleinen Grafschaft im äußersten Westen des Pfälzer Landes den militärischen und geistigen Eroberungsplänen und Gewalttaten Ludwigs XIV. zu trotzen versucht. Der ausgezeichnete Beitrag von Friß Kloevekorn hat die geschichtliche Tragik dieses Fürstenlebens ergreifend gestaltet; darüber hinaus wird in ihm die vorbildliche deutsche Haltung des Grafen als eine die Nachwelt verpflichtende Mahnung lebendig. Fern seiner pfälzischen Heimat ist Reichsgraf Johann Friedrich von Seilern (1646—1715) als Hofkanzler und enger Berater von drei Kaisern, Leopolds I., Josefs I. und Karls VI., zu historischem Ruhme und fortwirkender Leistung emporgestiegen. Als habsburgischer Konjurist hatte er den als Pragmatische Sanktion in die Geschichte eingegangenen Geheimen Familienvertrag, das „pactum mutuae successionis“ vom September 1703 zu entwerfen, mit dem sich das Haus Habsburg die Unteilbarkeit sicherte. Diesem Sohne Ladenburgs, dem als Staatsmann ein wesentlicher Anteil an dem Aufstieg Österreichs zur Großmacht zuerkannt werden muß, hat Reinhold Lorenz einen ebenso gründlichen und sachlich erschöpfenden wie schwunghaften Essay gewidmet. In die Jahrzehnte der unbeschränkten politischen und vor allem kulturellen Vorherrschaft Frankreichs im 18. Jahrhundert fällt das Leben eines von Kurt Baumann mit tiefem Verleben für die Problematik dieses Zeitalters und trotz aller Kritik mit fühlbarer Wärme dargestellten Fürsten, des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken (1722 bis 1775). Als Politiker wie als Liebhaber und Förderer der Kunst stand Herzog Christian ganz unter französischem Einfluß — darin beispielhaft für zahlreiche Fürsten des damaligen Deutschlands, die ohne ihr Wollen als Vertreter einer abklingenden Epoche die Kräfte des nationalen Widerstandes und der nationalen Selbstbestimmung wachriefen, die das neue Jahrhundert — nach den Stürmen der französischen Revolution und nach dem Untergang der napoleonischen Gewalt Herrschaft — gestaltet haben.

Mit Heinrich Böcking (1785—1862), dem geistigen und politischen Führer der Bevölkerung Saarbrückens in ihrem leidenschaftlichen, von unbeugsamem nationalem Willen getragenen Ringen um die Befreiung vom französischen Joch bei der Neuordnung Mitteleuropas nach dem Sturze Napoleons, hat die Weimarer an diesem Ausbruch teilgenommen. Von ihm wie von seinen Mitstreitern in der Saarbrücker Bewegung von 1815 ist von dem im deutschen Westen wurzelnden deutschen Liberalismus zum ersten Male das nationale Selbstbestimmungsrecht als politisches Prinzip des 19. Jahrhunderts erfolgreich durchgesetzt worden. Die

Leistung Böckings hat Friß Hellwig's Beitrag im Rahmen der Darstellung der lebensgeschichtlichen Einzelheiten und politischen Zusammenhänge klar herausgearbeitet.

Kurt Baumanns feingeschliffene Studie über König Ludwig I. von Bayern (1786—1868) unternimmt mit überzeugendem Erfolg den Versuch, das bisher allgemein verbreitete und anerkannte Urteil über den vielleicht widerspruchsvollsten Wittelsbacher des vergangenen Jahrhunderts zu berichtigen. Nicht in dem „großzügigen und leidenschaftlichen Förderer der Kunst“ und dem „Begründer von Münchens Ruhm als künstlerischer Hauptstadt Deutschlands“ erkennt er die eigentliche Bedeutung Ludwigs I.: „Seine Kunstpflege, seine Kulturpolitik, die als positive Leistungen in das Buch der Geschichte eingetragen sind, sind nur zu verstehen als die Auswirkungen seiner politischen Bemühungen, mit denen er freilich gescheitert ist. Die Regierung König Ludwigs bedeutet eine Zeitenwende in der bayerischen Geschichte, er ist der letzte Vertreter einer wittelsbachischen Hausmachtspolitik und zugleich der Wegbereiter des nationalen Gedankens in Bayern.“ Abstammung und persönliches Schicksal haben den als Sproß einer wittelsbachischen Seitenlinie in Straßburg Geborenen, der nach der Flucht vor der französischen Revolution während langer Jahre der Emigration in Mannheim die Leiden des Krieges erlebte, aufs engste mit dem Westen des Reiches verbunden. Westmännliche Stammesart hat wesentliche Charakterzüge des heranreifenden Jünglings geprägt. In der Politik des Königs nahm die alte Kurpfalz eine beherrschende Stellung ein; der Rückgewinnung der an Baden gekommenen Stammlande der Kurpfalz galt sein heißes, aber vergebliches Mühen. Sieht man nicht nur auf das nicht zum letzten in eigener menschlicher Schwäche begründete Scheitern seiner Politik, sondern faßt man auch das Gewollte und Erstrebte ins Auge, so läßt sich sagen: Indem er die machtpolitischen Grundlagen seines Staates zu stärken und zu erweitern bemüht war, wurde Ludwig I. auch vom Außenpolitischen her zu dem „zweiten Begründer des modernen Bayern“, der er als Vorkämpfer des inneren Aufbaunwerkes des Grafen Montgelas gewesen ist.

Waren Böcking und Ludwig I. bei aller Zeitaufgeschlossenheit des Volkens in dem idealistischen Grundzug ihres politischen und geistigen Strebens doch noch immer irgendwie in der Gedanken- und Anschauungswelt des 18. Jahrhunderts verhaftet — die vier Gestalten, deren Lebensbilder den Band weiterführen, wurzeln in der bürgerlichen Welt und Kultur des neuen Jahrhunderts: Franz Peter Buhl und Franz Armand, sein Sohn, ebenso wie der Freiherr von Stumm-Halberg und Karl Helfferich, dessen Wirken freilich sich erst in den Erschütterungen des Weltkrieges und den Nöten der Nachkriegsjahre voll entfaltete und erfüllte. Nüchtern, begrenzter sind ihre Aufgaben: sie lassen wenig Raum für mitreißenden Schwung und glühende Begeisterung: nüchtern, wirklichkeitsnäher ist aber auch

die innere Haltung selbst dort, wo sie von dem Ethos nationaler Leidenschaft getragen wird.

Einem aus dem badischen Ettlingen nach der Pfalz gewanderten Weinbauern-Geschlecht entstammen Franz Peter Buhl (1809—1862) und sein Sohn Franz Armand Buhl (1837—1896), deren Lebensbilder Theodor Schieder geschrieben hat. Er lenkt damit die Erinnerung auf zwei zu Unrecht fast vergessene Männer, die durch ihr Wirken weit über den Kreis ihrer landschaftlichen Herkunft hinaus Beachtung verdienen. Der Ältere hat als eifriger Verfechter einer nationalen Politik in der Zeit des badischen Vormärz seine Laufbahn als Anhänger liberaler Ideen begonnen; er ist ihnen treu geblieben in den Auseinandersetzungen der Revolutionsjahre von 1848 und 1849, und er verteidigte sie später als Vertreter eines Kleindeutschtums süd-deutsch-liberaler Schattierung in der bayerischen Kammer. Franz Armand, der Sohn, vollzog die Wendung zu Bismarck. Mitglied des Reichstags und der Nationalliberalen, war er einer der hervorragendsten Kenner sozialpolitischer Fragen, die er im Sinne der Bismarckschen Sozialgesetzgebung als liberaler Politiker ohne Enge und Starrheit mitzulösen sich bemühte. Als Mitkämpfer Bismarcks in seinem innerpolitischen Ringen gegen die emporkommende Sozialdemokratie und den doktrinarischen Liberalismus steht — von Friß Hellwig in knappen Umrissen charakterisiert — Karl Ferdinand Freiherr von Stumm-Halberg (1836—1901) in der Reihe der großen deutschen Wirtschaftsführer des 19. Jahrhunderts, eine Persönlichkeit eigenwilliger Prägung, scharf und unverjöhlich im politischen Kampfe — ein Unternehmer zugleich, dem die Arbeiterschaft seiner großen Eisenhüttenwerke zahlreiche vorbildliche soziale Einrichtungen verdankte.

Der bei weitem umfangreichste Beitrag des Buches, der am stärksten auch über die landschaftliche Bezogenheit der übrigen Lebensbilder hinausweist in die Geschichte eines Zeitalters, ist die Helfferich-Biographie von Kurt von Haumer. (Sie ist auch, aus dem Rahmen des Sammelwerkes gelöst, als Sonderveröffentlichung einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht worden.)

Es ist das Verdienst K. v. Haumers, nach der kurz zuvor erschienenen Studie über Helfferich von Otto Hoetsch (in „Die großen Deutschen“ herausgegeben von W. Andreas und W. v. Scholz, Band IV, Berlin 1935) unter umfassender Herausziehung der gedruckten Quellen und der Literatur den „Wizenzler und finanziellen Feldherrn des Weltkrieges, den nationalen Oppositionsführer der Nachkriegszeit“ in der ganzen Größe und Tragik seines Wirkens erfassen zu haben. Mit eindringlicher Lebendigkeit, mit psychologischem Feinsinn und hohem darstellerischem Vermögen geht er den Kräften nach, die Karl Helfferichs (1872—1924) Leben gestalteten. Das Pfälzertum des streng und hart erzogenen Fabrikantensohnes aus Neustadt wird klar herausgestellt als ein Grundzug seines Wesens. Erständig bleibt die unermüdete Arbeitsenergie und

Tatkraft des jungen Wissenschaftlers, der früh zu verantwortungsvoller Stelle und praktischer Bewährung in der Bank- und Finanzpolitik des wilhelminischen Reiches emporstieg und dann im Weltkrieg als Finanz- und Innenminister beim Aufbau der Kriegswirtschaft zur vollen Auswirkung seiner schöpferischen Fähigkeiten gelangte. Mit Erschütterung nur wird man den Verlauf seines Ringens gegen Erzberger in Kaumers gedankenreicher Schilderung verfolgen können, nicht anders Hellerrichs leidenschaftlichen Kampf gegen das Versailleser Diktat und seine unmenschlichen und wahnwitzigen Forderungen. Es war einer der im Gang der deutschen Geschichte so häufigen blinden, sinnlosen Zufälle, daß diesem Leben, als sein Träger mit der ersten Zusammenfassung der nationalen Opposition im Reichstag der demokratischen Republik einen neuen Anlauf politischen Wirkens gefunden und zugleich mit der Übernahme seiner Vorschläge zur Rettung der Mark aus dem Abgrund der Inflation einen gewaltigen politischen und moralischen Erfolg über seine haßerfüllten Gegner davongetragen hatte, bei einem Eisenbahnunglück ein vorzeitiges Ende gesetzt wurde. (Vgl. über Kaumers Beitrag die tiefdringende, umfassende kritische Würdigung, die Hans Haimar Jacobs in „Göttingische Gelehrte Anzeigen“ 200. Jg. 1938, Seite 495ff., gegeben hat.)

Die Lebensbilder zweier schlichter Volkskämpfer, Ferdinand Wiesmann (1897—1924) und Franz Hellingner (1901—1924), die ihren männlich-tapferen, opferbereiten Einsatz im Abwehrkampf der Pfalz gegen den Separatismus im Solde Frankreichs mit dem Tode besiegelten, beschließen — von Kurt Baumann in einfachen, ergreifenden Umrissen gezeichnet — den Band. Sie führen ihn damit hinein in die furchtbare innere und äußere Not der ersten Nachkriegsjahre, in deren Erschütterungen und Demütigungen das neue Deutschland geboren wurde, das jetzt nach dem stolzen Triumph seiner Waffen die Schmach von Versailles aus der Geschichte getilgt hat.

(Juni 1940)

Ludwig W. Böhm.

Neue Forschungen zur Geschichte Oppenheims und seiner Kirchen. Hrsg. von Ernst Jungken. Im Selbstverlag des Historischen Vereins für Hessen. Darmstadt 1938, 178 S., 21 Tafeln.

Der vorliegende reich ausgestattete Band, eine Festschrift, die dem Andenken des Staatsarchivdirektors Dr. Fritz Herrmann-Darmstadt gewidmet ist, verdankt seine Anregung der Wiederherstellung der Katharinenkirche. Die neuesten Forschungen zur Geschichte dieser Kirche werden ergänzt durch die Geschichte der Zerstörung dieses rheinischen Domes im Jahre 1689 und durch die erstmalige Veröffentlichung von neu aufgefundenen Zeichnungen und Bildern aus der Geschichte Oppenheims. Alle Mitarbeiter sind ältere und jüngere Freunde Herrmanns, in dessen Geist sie sich zu ihrer gemeinsamen Arbeit zusammenschanden.

Die Freie Reichsstadt Oppenheim war als Reichspfandschaft 1375 (endgültiger Besitz 1648) an Kurpfalz

gelommen. Oppenheim gehört zu den von Ludwig XIV. für seine Schwägerin Liselotte beanspruchten deutschen Städten.

Die Geschichte des St. Katharinenstiftes, wie sie Staatsarchivdirektor Dr. Ludwig Clemm-Darmstadt erzählt, läßt uns zunächst die Geschichte des Dorfes (Vorscher Urkunde 774) und späteren Marktiedens sehen. Mit der Festsetzung der Bannmeile, der neuen Stadtgrenze und der Stadtgerechtigkeit, hebt die Geschichte der freien Reichsstadt Oppenheim an (1225). Das alte Oppenheim lag in der Wormser Diözese, die nun einbezogene Burg mit der zu ihren Füßen entstandenen Neustadt in der Diözese Mainz. Die Katharinenkirche wird die Pfarrkirche der Neustadt: sie wächst mit der Ausdehnung der Neustadt zu ihrer heutigen Größe an. Mit der Geschichte des Katharinenstiftes (1347 begründet) — aus Urkunden erarbeitet — läßt uns der Verfasser grundfänglich in das Getriebe der Stifte schauen: Zusammenfassung, Verwaltung, Einkünfte, so daß der Aufsatz zu einem lebendigen Ausschnitt mittelalterlichen kirchlichen Lebens wird. 1565 erfolgte mit der Einführung der Reformation die Aufhebung des Stiftes.

Ueber die Baugeschichte von St. Katharinen berichtet Dr.-Ing. Leonhard Kraß-Darmstadt. Der Verfasser setzt den Baubeginn der spätromanischen Katharinenkirche in das für Oppenheim schicksalhafte Jahr 1226, in dem Friedrich II. die 1225 festgelegte Bannmeile bestätigte. Diese erste Katharinenkirche hatte nach Kraßs beweiskräftigen Schlüssen bereits die Ausdehnung der späteren gotischen Kirche. Diese selbst mag im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts begonnen worden sein als Ausdruck Oppenheimer Bürgerstolzes gegenüber der die Stadt bedrohenden Reichsburg. Sorgfältig zusammengetragene Beweise lassen Kraß zu zeitlich genauen Feststellungen über Bau und Vollendung des letzten Teils der Katharinenkirche, des Westchores (1115—1125) und über seinen Meister Maternus Gerthener, den Erbauer des Kaiserdoms in Frankfurt, gelangen.

Ernst Jungken, der verdienstvolle Heimatpfleger von Oppenheim, setzt mit seinem Beitrag „Zur Wiedereinwölbung des Westchores der Katharinenkirche 1937“ die Geschichte des Westchores fort, indem er den Einsturz des Gewölbes — vorbereitet durch den großen Brand von 1689 — in Anlehnung an einen Bericht des Pfarrers Heuser vom Jahre 1705 im Jahre 1703 aufsetzt. In den Jahren 1934—37 erfolgte durch Architekt Professor Paul Meißner-Darmstadt die Wiedereinwölbung des Westchores.

Auf die Bedeutung eines weiteren Aufbaues von Jungken über die Entfestigung und Zerstörung Oppenheims 1689 usw. ist in diesem Heft schon hingewiesen worden. (s. o. S. 59. Num. 34 ff.)

Einen Beitrag zur Erforschung der Geschichte Oppenheims von besonderer Art liefert Walter Möller-Darmstadt. Eine Untersuchung der noch vorhandenen echten Wappen in den Kirchenfenstern gestattet wichtige Einblicke in die Zusammenfassung der Bevölkerung von Oppenheim.

Einen Einblick in die fittliche Verwahrlosung nach dem 30jährigen Kriege erlaubt die von Wilhelm K r e i m e s, Studienrat in Oppenheim, erforchte Geschichte dreier Oppenheimer Glocken. Eine verantwortungslose Stadtverwaltung hatte sie nach Frankfurt veretzt, von wo sie dann nach Ausweis einer neuerdings aufgefundenen Urkunde von dem Bürgermeister Erhard Spangenberg 1675 zurückgeholt wurden.

Eine wertvolle Ergänzung zur Geschichte Oppenheims bieten von Jungkenn entdeckte und in dieser Festschrift 3. T. zuerst veröffentlichte Zeichnungen und Bilder der Maler Georg Schütz der Ältere, Anton v. Kade, Johann Kuland, Franz Schütz und des Heidelberger Romantikers Georg Fohr. Dazu kommen die von Rechtsanwält Fritz Koch = Oppenheim veröffentlichten Handzeichnungen des jugendlichen Paul Wallot, des Erbauers des Reichstagsgebäudes. Wallot entstammte einer Hugenottenfamilie, deren Namen 1560 in Oppenheim auftaucht.

Wir beqlüchwlünschen das unserm Altertumsverein aus Besuchen liebgewordene Oppenheim zu dieser für seine Geschichte so außerordentlich wertvollen Festschrift. A. C.

Untersuchungen zur Kulturgeographie der südwestpfälzischen Hochfläche. Von Johannes P o s t i u s.

Dieser Band 27 der Veröffentlichungen der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, erschienen 1938 in Kaiserslautern (128 Seiten und 39 Abbildungen), wird nicht nur von den Freunden der schönen Pfalz begrüßt werden, sondern auch allen denen willkommen sein, die sich mit einem Gebiet befassen wollen, das nunmehr als Kriegsgelände im Mittelpunkt des Interesses steht. Das Ziel und die Aufgabe des Buches ist, einiges zur Lösung kultur-geographischer Probleme eines westdeutschen Gebietes beizutragen. Dabei wird das Hauptaugenmerk auf die geschichtliche Entwicklung der Kulturlandschaft gerichtet und daneben das Problem der Kulturgeographie als Wissenschaft überhaupt gestellt.

Unter Südwestdeutscher Hochfläche versteht der Verfasser das Gebiet zwischen den auf reinem Buntsandstein stehenden Vogesen im Osten, dem Buntsandsteingebiet des Wittlicher Landes im Süden, dem Muschelkalkgebiet der Blies im Westen und der Kaiserslautern-Homburger Senke im Norden.

Die Geschichte der Hochfläche verfolgt Postius durch Untersuchung der Grenzen und der Territorialherrschaften. In vorrömischer Zeit war die Hochfläche keltisches Grenzgebiet. Anhaltspunkte für eine genaue Grenzführung zwischen keltischem und germanischem Bereich sind nicht vorhanden. Vielfach kann sie aus späteren Grenzführungen erschlossen werden. Die Diözesangrenzen sind aber hierfür nicht geeignet. Sehr unklar ist das politische Schicksal des Gebietes in der frühmittelalterlichen Zeit. Erst auf Grund der in Speyer aufbewahrten Dokumente konnte der Verfasser wertvolle Angaben über die Zugehörigkeit der Hochfläche und ihre Entwicklung machen.

Vorausgestellt werden die geographischen Grundlagen. Sie werden gegliedert in solche, die bodenständige, natürliche Bedingungen darstellen (Geologisches, Morphologisches, Lage) und solche, die veränderliche natürliche Verhältnisse der Landschaft betrachten (Klima, Hydrographie, Vegetation, Böden). Beide zusammen geben die Möglichkeit, das Bild der Landschaft in einem besonderen Kapitel zusammenfassend zu behandeln. Immer erscheint die Gegend als ein Übergangsbereich zwischen dem Waldland und der offenen Ackerlandschaft und doch als ein individueller Landschaftstyp.

In den folgenden Kapiteln werden die Einwirkungen des Menschen auf die Landschaft von der Jungsteinzeit an über die Bronzezeit, Eisenzeit, Römischen Zeit, Alamannisch-fränkischen Zeit bis in die Zeit der Einwirkung des Klosters Hornbach aufgezeigt, um alsdann den Ausbau der Kulturlandschaft, ihre weitere Entwicklung in den ersten Jahrhunderten der neuen Zeit bis zu den Neuniederungen und bis zum Beginn des Einflusses der Industrie auf die bäuerliche Siedlung im 19. Jahrhundert zu verfolgen.

Die Einbeziehung agrargeschichtlicher Tatsachen in eine kulturgeographische Untersuchung führt zu Schlüssen, die von größter Bedeutung für Geschichte und Geographie sind. Andererseits ist es natürlich, daß die Bearbeitung dieses Neulandes zu entgegen gesetzten Folgerungen führt, gegenüber den bisherigen Ergebnissen der Ur- und Vorgeschichte.

Während 3. B. Sprater eine Unterbrechung der Besiedlung im pfälzischen Gebirgsland in der alamannisch-fränkischen Zeit bis ins Hochmittelalter annimmt, glaubt Postius durch Untersuchung der Fluß-, Siedlungs- und Flurnamen — auf Grund der Akten über die Herrschaft Zweibrücken, Leiningen und Hanau-Lichtenberg — eine Kontinuität der Besiedlung nachweisen zu können. Dabei spielen die Wüstungen eine besondere Rolle, deren Namen sich in vielen Flurnamen erhalten haben.

Die bemerkenswerten Ergebnisse fordern zu weiteren Forschungen auch in anderen Gegenden geradezu heraus. Postius sieht im Hausendorf und in der Gewannflur keine Anfangsformen (wie 3. B. Gradmann), sondern Endformen einer Entwicklung! Sie entstehen — wenigstens auf der südwestpfälzischen Hochfläche — erst im 18. Jahrhundert. Groß ist der Einfluß, den das Kloster Hornbach, dessen Gründung ins 8. Jahrhundert fällt, auf die Wirtschaft und Siedlung des Gebietes hatte. Infolge Aufbaus der Bauern durch das Kloster kamen die Kleinsiedlungen fast alle zum Erliegen; eine Umsiedlung tritt ein, oft verbunden mit einer Namensänderung. Damit erklärt sich, weshalb bisher eine so scharfe Zäsur in der Siedlungsgeschichte erschien. Aufschlußreich sind auch die Untersuchungen über die Entwicklung der Kulturlandschaft in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit. Die Blockflur als ursprüngliche Form und die Entstehung der Gewannflur durch Erbteilung ist überraschend. Allerdings scheint mir die Bevölkerungszahl der einzelnen Siedlungen zu schematisch ermittelt zu sein. Die Angabe

der Archive, daß das Herzogtum Zweibrücken um 1675 nur noch den zehnten Teil der Bevölkerung von 1600 hätte, berechnete noch nicht, jede einzelne Ortszahl als den zehnten Teil von jener um 1600 anzunehmen. Auch kann ich dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er erklärt, daß bei der Mittellage einer Siedlung an Weiglänge auf die Felder gegenüber der erzentrischen Lage nicht gewonnen werde! Doch das sind nur Nebensächlichkeiten.

Großes Interesse bietet wieder die Tatsache, daß bei gleichen Ausgangsformen des Grundrisses einer Siedlung die Entwicklung teils zum Straßendorf, teils zum Hausendorf führt, ein Hinweis, wie gefährlich in diesem Wissenszweig Verallgemeinerungen sind.

Auch die Behandlung der Hofriedlung wie der Städte Zweibrücken und Birmafens geben so viele Anregungen, daß der Heimatsforscher gerne das Büchlein zur Hand nehmen wird.

Th. Kinzig.

Heinrich Eyslein: Geschichte des Dorfes Mutterstadt. Beihefte zu den saarpfälzischen Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung. Beiheft 3. Selbstverlag Mutterstadt 1939. 288 S.

Das Buch läßt in muster-gültiger Weise das große Weltgeschehen an dem Schicksal einer kleinen Heimat-gemeinde erleben. Von den genau beschriebenen Funden der Vorzeit an, über Mittelalter und Reformation, Dreißigjährigen Krieg, 18. und 19. Jahrhundert bis in die neueste Zeit wird die Ortsgeschichte lückenlos berichtet. Wir erfahren dabei allerlei beachtenswerte Einzelheiten. Das Dorf erwuchs aus einem fränkischen Königshof und war in seiner ältesten Form ein Rundling um das Rathaus herum. Rodung und Entsumpfung des „Bruchs“ vergrößerten die Gemarkung, deren Flurnamen heute noch diesen Kampf mit Wald und Wasser widerspiegeln. Neben dem Königsgut war viel geistlicher Besitz vorhanden, so von Worms und Speyer und den Mönchern Lambrecht, Limburg, Seebach, Eufertal und Schönau. Im Dreißigjährigen Krieg sah das Dorf 1621 die Spanier, 1622 Tilly, 1631/32 die Schweden, 1634 die Kaiserlichen und 1635 und 1639 die Franzosen als ungeladene Gäste ein Zeichen, wie unsere pfälzische Heimat damals zu leiden hatte. 1637 wütete sogar die Pest. Das 17. Jahrhundert brachte sodann die Kartoffel als „Grundbier“ ins Land und den 1. Tabakbau. 1716 kam der Seidenbau auf, dazu Flachs und Leinsamen. Im 19. Jahrhundert wandelte sich aber der Anbau. Zuckerrübe und Weißkohl verdrängten Flachs und Hanf, später auch den Tabak. Am ganzen ändert sich überhaupt die Wirtschaft des Ortes, der mehr und mehr in den Schatten der aufstrebenden Stadt Ludwigshafen tritt.

Die Bevölkerung wächst von 1000 Einwohnern im Jahre 1731 auf 3371 im Jahre 1855, 4394 im Jahre 1900 und 6104 im Jahre 1936. Es ist sehr zu begrüßen, daß der Verfasser mit großem Fleiß alle Einzelheiten der Ortsgeschichte zusammengetragen hat. Der Forscher und Heimatfreund wird mit gleichem Genuß und Ertrag das Buch benutzen. Durch die Aufzählung aller Bürgermeister und Ratsschreiber wird auch die Arbeit der Ahnenforscher unterstützt.

A. St.

Emil Nesslerer: Der Hemschhof, die Geschichte eines pfälzischen Bauernhofes. Aus „Vom Rhein zur Saar“. Saarpfälzische Schriftenreihe, hrsg. von Herm. Moos. Westmark-Verlag. Neustadt a. d. W. 1939. 69 S.

In der sehr begrüßenswerten Schriftenreihe gibt der Verfasser mit dem Büchlein ein gutes Stück Geschichte um Mannheim, die Vorgeschichte unserer Nachbarstadt. deren Oberbürgermeister ein Geleitwort vorausgeschickt hat. Seit der 1. Erwähnung des Hofes in der alten Form „Hemmingesheim“ im Codex Laurenschamensis 770 bis zur Erklärung zum kurfürstlichen Kameralhof lernen wir die Schicksale des „Hemschhofes“ kennen, der im Kampf mit dem Wasser sein Dasein behauptete und dessen Flurnamen noch lange davon erzählen. Kiedsaum und Kobrloch sind die letzten allgemein bekannten Namen. Die Kriegsnot des 17. und 18. Jahrhunderts, die bekanntlich von 1622 bis 1798 die Rheinschanze 5mal von Feinden erobert ließen, legten mehrmals auch den Hemschhof in Schutt und Asche. Ein tapferer und zäher Menschenschlag errichtete aber immer wieder neue Höfe und baute den Acker weiter. Die Namen der Pächter und Bauern dürften unseren Ahnenforschern willkommen sein: Deulich, Gantber, Voisin, Köllinger, Keage, Schowalter, Rotter, Viehl, Forrer, Göbels, Gagger, Hohmann, Huit, Kyprian, Wegner, Neß, Dnsel, Neßfert, Stadler und Stauffer. Erfreulicherweise begann der Name Hemschhof in den letzten Jahren seinen Verfall, an den sich die Älteren noch erinnern werden, zu verlieren und wurde wieder in die Ehrenrechte eingesetzt, die seine Geschichte ihm eintrug. Das Büchlein, das, auf ein eindringendes Ahnenstudium gegründet, sich zu einer lebensvollen Darstellung erhebt, sei allen Heimatfreunden empfohlen: sie werden es mit Befriedigung beiseite legen, wenn sie zum Schluß gekommen sind, um dann wieder nach ihm zu greifen.

A. Gruber.

Neckarhausen. Eine Chronik von Walter Schulz. Mannheim 1938. Druck Hafentreibbanner. 259 S., 11 Tafeln.

In fleißiger Weise gibt der Verfasser zunächst einen sachlichen Überblick über die Geschichte des Ortes. Das Reibendorf am Neckar stand stets im Schatten des größeren und wichtigeren Ladenburg. Einige feltliche Gräber am Südrande des Dorfes sind bis jetzt die einzia nennenswerten Funde aus vorgeschichtlicher Zeit. Bis in die neueste Zeit erlebte es dann alles große Geschehen um Ladenburg mit. Brückentopf im Dreißigjährigen Krieg, 1689 Zerstörung, 1795—97 schwere Kriegsnot, 1849 Freischärlerkämpfe sind Höhepunkte der Teilnahme des Ortes am großen Geschichts-geschehen.

Neben der Geschichte gibt das Büchlein eine Übersicht über Gerechtigame und Güter, Gewannbezeichnungen und Flurnamen, Ortsbezeichnung, Gerichtsbarkeiten, Schultheißen und Ratsschreiber. Besonders lehrenswert sind die Dorfgerechtigkeiten von 1759. Eingehend wird die Geschichte der einheimischen Familien behandelt, ein wertvoller Beitrag zur pfälzischen Ahnenforschung. An

ehemaligen Familien, die noch heute im Ort vorkommen, sind zu erwähnen: Kallbrunn, Brunnh, Stob, Kopp, Krauß, Merkel, Mey, Schreckenberger, Weiher und Gerold oder Herold. Im 17. Jahrhundert treten außerdem noch folgende Namen auf: Dieß, Göria, Gräff, Heim, Hilfinger, Hilß, Kolb, Koch, Lang, Liebner, Maas, Maßß, Meirner, Montag, Müller, Leippert, Nebel, Reinsle, Steinbach, Zlöß, Umstätter, Valtin, Volk und Weißmann, Namen, die jetzt wieder ausgegangen sind. Im 18. und 19. Jahrhundert zugezogen und wieder erloschen sind: Bruch, Gullinger, Frank, Freudhöfer, Kohr, Härtel, Haltenwanger, Kerb, Meng, Rosenader, Sigmund, Winkler, Heiber und Scheffelmaier. Im 18. Jahrhundert zugezogen und heute noch ansässig sind: Bach, Behold, Behwieser, Brecht, Büchler, Dina, Doberaß, Hauck, Heid, Hinkelbein, Hochlehnert, Hörauf, Huber, Hund, Keller, Kinzig, Kleinböck, Köhler, Lend, Linnebach, Orth, Quintel, Ries, Rupp, Siebia, Stahl, Volkert, Zeisner und Zieber. In der 1. Hälfte sind eingewandert: Fleck, Wolf, Weedgen, Sturm, Schald und Laumann. Für 83 Familien ist der genaue Nachweis ihrer Herkunft erbracht.

Die Entwicklung der Bevölkerung ist typisch für das Dorf vor den Toren der Großstadt: 1439 — 198 Einwohner, 1671 — 23 (als Folge des Dreißigjährigen Krieges!), 1707 — 257, 1784 — 469, 1849 — 906, 1900 — 1543, 1932 — 2314.

Die Geschichte der Wirtschaften, Schulen und Kirchen ist sorgfältig zusammengetragen. Post, Fähre und Schiffsreiterei der „Halsterer“, die hier besonders zu Hause waren — 40 ortsanässige, selbständige Halsterer sind gezählt worden —, runden das Bild des Neckardorfes ab. Ein besonderer Abschnitt ist der Entwicklung des Gräßlich v. Oberndorffschen Schlossantes gewidmet. Aus dieser Familie stammte bekanntlich der pfälzische Minister Franz Albert Leopold von Oberndorff, der 1778, als Karl Theodor nach München übersiedelte, Statthalter der Kurpfalz wurde.

Den Schluß des Büchleins bildet ein Exkurs über den schweren Eisgang 1784, der im Winter 1939/40 uns besonders zu Herzen spricht.

Die Chronik, die eine Reihe von Bildern auf Tafeln in guter Wiedergabe z. T. nach Ausnahmen des Städtischen Schlossmuseums in Mannheim zieren, sei allen Heimatfreunden und Ahnenforschern als wertvolle Stoffsammlung empfohlen.

K. Gruber.

Flaggen und Fahnen. Von Ottfried Neubecker. V. Staackmann Verlag Leipzig 1939. 126 Seiten mit 40 farb. Tafeln. Leinen 5. — RM.

In der Reihe der „Staackmann-Büchlein“, deren schmucke, reich bebilderte Bände zahlreiche Gebiete der Kunst- und Kulturgeschichte auf eine ebenso sachlich zuverlässige wie leicht faßliche, den Kenner wie den Laien fesselnde Weise zu erschließen versuchen, nimmt Ottfried Neubeckers Buch eine besondere Stellung ein. Es ist — von dem Historiker nicht minder als von dem Heraldiker, dem Forscher zur Landes- und Familiengeschichte lebhaft begrüßt — die erste, seit langem gesuchte zusammenfassende Darstel-

lung des historischen Flaggen- und Fahnenwesens. Die gesamte Entwicklungsgeschichte der Fahne wie der Flagge wird von dem Verfasser, einem hervorragenden Kenner und ausgezeichneten Gelehrten, dem die Fahnenkunde schon manche klärende, ergebnisreiche Untersuchung verdankt, auf gedrängtem Raume mit aller wünschenswerten Gründlichkeit geschildert und mit Bildbeispielen belegt. Sie erreichen fast das halbe Tausend; sorgfältig gezeichnet, sind sie im mehrfarbigen Offsetdruck, den H. F. Zütte in Leipzig auf Grund reicher Erfahrung höchst gewissenhaft und werkgerecht besorgte, wiedergegeben und bringen dem Betrachter alle Arten und Formen von Flaggen und Fahnen zu lebendiger Anschauung. Jeder Tafel steht ein erklärender Text gegenüber, der einmal ausführlich genug ist, um in einer ersten Einführung den Entwicklungszusammenhang deutlich zu machen und der zum anderen dem Fachmann wiederum auftauchende Einzelfragen zu beantworten vermag. Einem tiefer eindringenden Studium gibt das umfangreiche Literaturverzeichnis, das einige zwanzig Seiten umfaßt, die Hinweise und Hilfsmittel zur Hand, die auch schwierige Sonderfälle und strittige Probleme der Forschung mit Erfolg bearbeiten lassen.

Der knappen Einleitung des Werkes, in der Neubecker die Unterscheidung von Fahnen und Flaggen aus der geschichtlichen Entwicklung heraus erklärt und mit Beispielen belegt, folgt ein ausführliches, in alphabetischer Reihenfolge geordnetes „Verzeichnis der Fachausdrücke“, das in den meist stichwortartigen Angaben seiner einzelnen Abschnitte eine große Zahl von technischen Erklärungen in Verbindung mit historischen Angaben verarbeitet hat. Nach sachlichen Gruppen gegliedert, schließen sich die Tafeln des Hauptteiles an: von der „Querstabstandarte“, der Form der Feldzeichen des Altertums, deren Tradition die Standarten des Faschismus und der nationalsozialistischen Bewegung wieder aufgenommen haben, über die „Heiligenbilder“ und „Wappenbanner“ des Mittelalters, über die „Landsknechtssabnen“ des 16. Jahrhunderts führen sie zu der großen Vielfalt der nach Form und Verwendung sich unterscheidenden Fahnen und Flaggen der Neuzeit. Länderwappen, Bündnisfahnen, Kriegsflaggen, Fahnen von Freiwilligenarmeen, von Bürger- und Landwehren, die Nationalflaggen, die im Zeitalter der französischen Revolution aufkamen, die Signal- und Lotjenflaggen, die Flaggen der Städte und zahlreiche andere, noch gebräuchliche oder bereits wieder verschwundene Arten werden mit derselben erschöpfenden Gründlichkeit erläutert und beschrieben. Nach Möglichkeit sind alle Nationen vertreten: es ist selbstverständlich, daß dabei die Fahnen und Flaggen abendländischer Staaten in lückenloser Folge erscheinen. Wer aber die Entwicklung des Fahnenwesens eines bestimmten Landes verfolgen will, den setzt dazu das Register am Ende des Werkes leicht instand.

So ist Neubeckers Fahnenbibel ein vortreffliches Handbuch und Nachschlagewerk, einzigartig in der Fülle des Wissens, das es vermittelt, zuverlässig in der wissenschaftlichen Gründlichkeit, mit der es gearbeitet ist, und

die überall den überlegenen Kenner eines schwierigen Forschungsgebietes verrät. Zugleich zeichnet sich dieser Band durch die hervorragende buchhändlerische Leistung aus, die ihn geschaffen, eine Leistung, die gleicherweise dem klaren Druck, der übersichtlichen Anordnung und dem farbenfrohen, technisch vollendeten Abbildungen zu danken ist.

L u d w i g W. B ö h m.

Künstler und Kunstfreund. Briefwechsel Hans Thoma -- Conrad Fiedler. Bearbeitet von Arthur von Schneider. Verlag G. Braun, Karlsruhe a. Rh. 1939. 122 S.

Als „Gemeinschaftsveröffentlichung der Badischen Landesbibliothek und der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe“ stellt diese Brieffammlung eine literarische Huldigung zum hundertsten Geburtstag Hans Thomas dar. Sie war ermöglicht worden, nachdem vor einiger Zeit die Briefe Thoma in den Besitz der Landesbibliothek gekommen waren und die Staatliche Kunsthalle die im Hans-Thoma-Archiv verwahrten Briefe Conrad Fiedlers zur Verfügung gestellt hatte. Den sorgfältig gedruckten Band, den vier Abbildungen von Meisterwerken Thoma, darunter das hervorragende Bildnis Fiedlers, schmücken, hat Arthur von Schneider sachkundig und gründlich bearbeitet; seine kluge, mit spürbarer Wärme und Anteilnahme geschriebene Einführung würdigt den Briefwechsel in seiner Bedeutung einmal als Quelle für die Biographie des oberrheinischen Meisters und deutet ihn zum andern in seiner Eigenart als Zeugnis für die Beziehungen zwischen dem schaffenden Künstler und seinem Auftragsgeber.

Der Kunstschriftsteller Conrad Fiedler (1841–1895), der Freund Adolf Hildebrands, der Förderer des Malers Hans von Marées, gehörte jenem kleinen Kreise von Freunden an, die Thoma in den für seine künstlerische Entwicklung entscheidenden Frankfurter Jahren, als ihm allenthalben die zeitgenössische Kritik mit Hohn und Verständnislosigkeit begegnete, zur Seite standen, ihn unterstützten und für seine Kunst sich werbend einsetzten. Günstige materielle Verhältnisse gaben Fiedler die Möglichkeit, seinen eigenen kunsttheoretischen Studien und seiner inneren Neigung zur bildenden Kunst zu leben, ohne dabei einem Broterwerb nachgehen zu müssen: er war reich und unabhängig genug, um gleichzeitig durch großzügige Aufträge seinen Freunden ein selbstloser, nie versagender Freund und Helfer werden zu können.

Fiedlers Beziehungen zu Hans Thoma begannen im Jahre 1881; der nicht eben rege Briefwechsel, der trotz mancher Pausen, in die freilich persönliche Begegnungen und Aussprachen fielen, nie völlig versiehte, endet erst 1894, ein Jahr vor Fiedlers frühem Tod.

Wohl spricht aus diesen nahezu achtzig meist kurzen, seltener umfangreichen Briefen, nicht jene leidenschaftliche Unmittelbarkeit, jene persönliche Wärme und bekenntnistrohe Mitteltätigkeit, die Thoma Briefe an Rhode oder an seine engeren Frankfurter Freunde kennzeichnen: in aller Zurückhaltung und Mühe sind sie gleichwohl für

manches Persönliche und für viele sachlichen Zusammenhänge eine unschätzbare dokumentarische Quelle, die man umso mehr begrüßen wird, als sie für die Beziehung zwischen Künstler und Kunstfreund ein seltenes, in dieser Art einmaliges Denkmal bleibt. Geschäftlich ist der Inhalt dieser Briefe fast ausnahmslos, indem sie veranlaßt wurden durch Bildbestellungen, Vereinbarungen über Preise, Anweisungen über Zusendung usw. In der taktvollen Selbstverständlichkeit, mit der diese notwendigen, in anderen Fällen oft überaus peinlichen Fragen zwischen Künstler und Käufer ohne jeden Mißklang, ohne die leiseste Verstimmung ihre Lösung finden, darf man ihre Haltung als schlechthin vorbildlich ansprechen. Darüber hinaus aber — und darin liegt der geistesgeschichtliche Wert dieses Briefwechsels! — spiegelt sich in dem Gedankenaustausch zweier scharfgeprägten Persönlichkeiten das heiße Ringen um Wesen und Aufgabe der Kunst in ihrer und jeder Zeit. Die klar bestimmten Urteile Thoma oder Fiedlers beschränken sich dabei nicht auf die Bereiche etwa nur der bildenden Kunst: auch wo Thoma und Fiedler sich über die Dichtung von Njorde stuzt, die Musikdramen Richard Wagners, die Badreuther Festspiele oder über das von ihnen nicht ohne zwiespältige Teilnahme und herbe Kritik angenommene Werk Langbehn's „Der Nembrantideutsche“ äußern, haben sie durchaus eigene, einem ernsten, selbständigen Nachdenken erwachsene Meinungen zu sagen.

Wie hoch Thoma die ruhige, sachliche Art Conrad Fiedlers schätzte, wie stark er selbst die dem eigenen Willen gleichgestimmte Richtung seines Strebens empfunden hat, sprach er nach Fiedlers Tod aus. Die Worte, die er damals an Henry Rhode schrieb, mögen hier aus der Einleitung des Bearbeiters wiederholt werden, weil sie dem Nachlebenden eindringlich zum Bewußtsein bringen, wie sehr geistiges und künstlerisches Schaffen aus freundschaftlicher Begegnung, aus offener Zwiesprache fördernden Antriebs und nährenden Kraft gewinnt: „Daß Dr. Fiedler so unerwartet plötzlich scheiden mußte, hat mich recht traurig gemacht. Es war mir stets eine große Freude, wenn ich mit ihm zusammentam — es war mir behaglich zuzute bei ihm: bei seiner äußerlich kühlen, ruhigen Art, bei seiner Besonnenheit und Zurückhaltung wirkte seine warme Begeisterung für alles Gute auf eine ganz eigene Art. Er ist nun fort. Einer nach dem andern muß gehen. Man kann nur schweigen und warten.“

L u d w i g W. B ö h m.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 11. Jhg. 1937, Heft 3.

Der Herausgeber Prof. Dr. Eugen Hebrle berichtet über die volkskundliche Lehrschau der Universität Heidelberg. Die Gegenstände sind nach bestimmten Gesichtspunkten ausgesucht. Wir treffen Sonnenjünbilder, dann den Lebensbaum und das Lebenslicht. Eine andere Abteilung zeigt Frühlingsbräuche, besonders bei der altemannischen Fastnacht. Prof. Dr. Richard Hüuenerhoff bringt die erweiterte Fassung seines Vortrags „Germanische Bauernart“. Den bäuerlichen Alltag der

altgermanischen Zeit erblicken wir in der altisländischen Saga. Das Gegenseitigkeitsverhältnis des Bauern zur Gottheit, die Gastlichkeit, Hochzeitsbräuche, die Stellung des Bauern zu Recht und Gesetz werden in Gegenüberstellung von Gegenwart und Sagazeit untersucht. Sanitätsrat Dr. Karl August Becker-Heidelberg, ein Sohn August Beckers, berichtet über Irrwische, Feuermänner und Feuerdrachen auf Grund von Beobachtungen seines Vaters. Friedrich Mössinger untersucht den Riesen im Brauchtum, ausgehend von der alemannischen Volksfasnacht, übergehend zu Erscheinungen in Norddeutschland, Franken, Flandern und Schweden. Dr. Alois Wannenmacher weist auf die merkwürdigen Kultfiguren aus Blei im kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg hin und bittet um Nachweis ähnlicher Stücke. Derselbe Verfasser erinnert an eine Heidelberger Ehrenpforte von 1613 aus Anlaß der Heirat des Kurfürsten Friedrich V. mit Elisabeth von England und betont die volkstümlich bemerkenswerten Beigaben der Kupferstiche, die dem Anlaß gewidmet waren. Der Herausgeber verteidigt Joh. Peter Hebel gegen Prof. Dr. Geißlers-Erlangen Angriffe, der anschließend an Hebels Kannitverstan dem friedlichen Idyll die todestroßige Leidenschaft entgegensezt. Er betont, daß Hebels echt alemannische Art von allgemeiner Bedeutung ist. Volkso. Frhr. v. Richtigshofen-Königsberg berichtet von der bolschewistischen Verzerrung der deutschen und italienischen Volkskunde in der Darstellung eines Kagarow. Dr. Max Kuhnach-Heidelberg stellt deutsche Volksbräuche bei Johannes Boemus, dem Deutschordenspriester, zusammen, der, Ende des 15. Jahrhunderts im Würzburgischen geboren, 1520 als Humanist eine Volkskunde herausgab. Der Herausgeber untersuchte in Bögisheim, dem Heimatdort Ernst Kriedts, mit diesem zusammen den Ortsbrauch der Uffertbrut (Auffahrtsbraut) und erklärt sie trotz der kirchlichen Festlegung auf Christi Himmelfahrt für eine germanische Segenbringerin, in letzter Reihe zurückgehend auf Perchta. Prof. Dr. Ernst Kriedt wendet sich gegen die russische Herabsetzung der Schwarzwaldbauern durch Staatsmin. Dr. Hartnack in einem Aufsatz von Volk und Rasse 1937. Kleine Mitteilungen und wertvolle Bücherbesprechungen beschließen das gehaltvolle Heft.

A. Gr.

Volk und Scholle. Monatshefte für den Heimatbund für Hessen u. Nassau. Heft 9/10 1939.

Heinz Weis, der Verfasser des „Donnersberg“, gibt einen anschaulichen Ueberblick über die jüngsten Ausgrabungen und vorzeitlichen Funde bei Pfeddersheim in dem Aufsatz „Inseljäger von Pfeddersheim“.

A. A. Spies beschreibt den „Schälwaldbetrieb und das Rindenschälen“ in der Bingenener Gegend und gibt damit auch für unsern Odenwald beachtenswerte Aufschlüsse.

A. Gr.

Die Ortenau. Veröffentlichungen des historischen Vereins für Mittelbaden. 27. Heft. 1940.

In dem gehaltvollen Jahresheft für 1940, das für die rege heimatkundliche Forschung in der Ortenau zeugt, hat August Fehler in seinem Beitrag: „Heinrich We-

dicus. Ein badischer Sagenjammeler“ eine Persönlichkeit geschildert, deren Wirken zu Unrecht der Vergessenheit anheimgefallen war. Der badische Husarenoberst Heinrich Medicus (1743—1828) war ein Sproß der weitverzweigten, aus dem Hessischen stammenden Beamten- und Pastorenfamilie, der auch der in Mannheim wirkende Botaniker Friedrich Casimir Medicus angehörte. Nach einer wechselvollen militärischen Laufbahn, die ihn in die Dienste Friedrichs des Großen und des Kaisers geführt hatte, war er 1780 in das Leib-Infanterie-Regiment des Markgrafen Karl Friedrich von Baden übergetreten. Als Oberst hat er 1805 seinen Abschied genommen. Die Muße eines stillen Lebensabends, der durch die völlige Erblindung des Alternden noch einsamer wurde, nützte Medicus, um seinen literarischen Neigungen nachzugehen. Schon als Offizier hatte er zahlreiche Gelegenheitsgedichte verfaßt; jetzt aber galt sein unermüdlicher Eifer der Sammlung badischer Volksjagen und Volksmärchen. In wenigen Jahren hat er eine umfangreiche Sammlung, vor allem des mittelbadischen Sagenrautes zusammengetragen, die manchen kostbaren Schatz schlichter Volkspoesie bewahrt. Kein Geringerer als Johann Peter Hebel hat seinen Bemühungen, mündliche Ueberlieferung in selbständige literarische Form zu gießen, Anerkennung gezollt. Die Sammlung badischer Volksjagen, die Medicus in zehn Bänden vereinigte mit insgesamt einem halben Hundert alter Sagen, verdient die Beachtung der Nachwelt als ein früher Versuch, die lebendige Volksüberlieferung aufzuzeichnen — ein Versuch, der nahezu ein volles Menschenalter vor der Sammlung der Brüder Grimm unternommen wurde.

L. W. W.

Inhalt:

Professor Dr. Alfred Caroli, Mannheim: Die Pfalzzerstörung von 1689 im Licht der neuesten Forschung — Ein französisches Urteil über Deutschland vor zwei Jahrhunderten — Universitätsprofessor Dr. Willy Andreae, Heidelberg: Napoleons Aufenthalt in Karlsruhe (1806) und die Verlobung von Stephanie Beauharnais — Hauptlehrer Ernst Brauch, Schwesingen: Grenzgeplänkel am Rhein vor 140 Jahren — Hauptlehrer Lorenz Klingert, Mannheim-Käfertal: Wirtschaftsreform in Pfälzer Landen — Otto Merkel, Hamburg-Farmen: Pfälzische Bauernhöfe in Veltenshof bei Brannschweig — Professor Dr. Franz Schnabel, Heidelberg: Zur Gestalt des Mannheimer Achtundvierzigers Alexander von Zorion — Dr. Wolfgang Dehn, Trier: Ein Tonwaqel der Urnenfelderkultur von Mannheim-Seckenheim — Frau Dr. Maria Caroli, Mannheim, und Professor Dr. Rudolf Fehler, Mannheim: Der kalte Winter des Jahres 1783—84 — Kleinere Mitteilungen: Veranstaltungen des Altertumsvereins — Bücher- und Zeitschriftenchau

Besondere Umstände, die in den Zeitverhältnissen der vergangenen Monate begründet waren, verzögerten das Erscheinen des vorliegenden Heftes. Der Druck konnte erst Ende Juni 1940 abgeschlossen werden.

Mannheimer Altertumsverein: Fernruf über Rathaus 340 51 Klinik 208; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank Filiale Mannheim.